



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

**„Sozialräume im Gemeindebau – Zusammenleben,
Raumaneignung und Konfliktwahrnehmung von
BewohnerInnen der WHA Handelskai 214“**

Verfasserin

Michaela Leitner

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 122 296

Studienrichtung lt. Studienblatt: Soziologie, geisteswissenschaftlicher Stzw

Betreuerin / Betreuer: o. Univ. Prof. Dr. Jens S. Dangschat

Erklärung zum selbständigen Verfassen der Arbeit

Ich versichere, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig verfasst habe.

Ich habe keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt.

Ich habe die Arbeit bzw. Teile davon weder im In- noch im Ausland einer Beurteilerin / einem Beurteiler zur Begutachtung als Prüfungsarbeit vorgelegt.

Wien, 10.11.2008, Michaela Leitner

Danksagung

Zuallererst gebührt der Dank natürlich den Menschen, die ich für diese Diplomarbeit interviewen durfte, sowohl den BewohnerInnen des Handelskai 214 als auch den „ExpertInnen“. Nur durch ihr Entgegenkommen und ihre große Offenheit und Freundlichkeit konnte diese Arbeit an empirischer Substanz und – aus meiner Sicht – auch an Relevanz gewinnen und somit der Theorie „Leben eingehaucht“ werden.

Des Weiteren haben auch mehrere Menschen in meinem Umfeld wesentlich zum Entstehen dieser Arbeit mit beigetragen – auch ihnen sei hier herzlich gedankt: meinem Betreuer Prof. Dangschat, meiner Familie sowie Freundinnen und Freunden, die mir nicht nur (emotionale) Unterstützung gaben, sondern auch einiges an Nachsicht mit mir haben mussten...

Zuletzt möchte ich aus ganzem Herzen Alexander danken, dafür, dass er da war und ist und für seine Geduld, Hilfe und Liebe.

Abstract

In dieser Arbeit soll es um die Zusammenhänge von Milieuzugehörigkeit, Desintegrationserfahrungen und dem Verhalten bzw. den Einstellungen dem eigenen näheren Sozialraum gegenüber gehen.

Dazu wurden 14, nach Herkunft, sozialem Status, Alter, Wohndauer und Einstellungsmustern sehr unterschiedliche BewohnerInnen eines Wiener Gemeindebaus, dem Handelskai 214 im 2. Wiener Gemeindebezirk, interviewt. Zusätzlich führte ich vier ExpertInneninterviews mit Personen, die aus beruflichen Gründen mit der Situation im Gemeindebau vertraut sind.

Konkret wurden Fragen zu Ortsbindungen und physischer Raumeignung (auf verschiedenen räumlichen Ebenen), zu Einstellungen zur Nachbarschaft, zu Einschätzungen des Zusammenlebens, Konfliktwahrnehmungen und Konfliktlösungsstrategien gestellt. Ein bei manchen Interviews sehr intensiv besprochenes Thema waren Schilderungen des (manchmal konflikthaften) Zusammenlebens mit Menschen anderer Herkunft.

Im theoretischen Teil werden verschiedene Raumkonzeptionen und das, dieser Arbeit zugrunde liegende, Raumverständnis erörtert, Theorien und Studien zu Ortsidentität, Raumeignung und Ortsbindungen dargelegt, sozialräumliche Veränderungen durch Individualisierung und Globalisierung thematisiert, Milieutheorien und milieuspezifisches Raumverhalten beleuchtet und ein Erklärungsansatz für das Entstehen ethnischer Konflikte, die Desintegrationstheorie, vorgestellt.

Unter anderem anhand dieser theoretischen „Bausteine“ wurden die Aussagen der BewohnerInnen erörtert, in einer Fallkontrastierung verglichen und darauf aufbauend anhand einer Art Typologie interpretiert.

This thesis is about the interrelations between belonging to a milieu, desintegration experiences, and the attitudes and behaviour towards the surrounding „social space“.

I conducted interviews with 14 residents of a community-subsidized tenement complex (“Gemeindebau”), the Handelskai 214, in the second Viennese district, who very different regarding their social, cultural and ethnic backgrounds, their age, the length of residence, and their general clusters of attitudes. Additionally, I conducted interviews with “experts”, who are or were professionally involved with the (social) situation of the residents.

More concretely, questions regarding their place attachment, physical space appropriation (on different spatial levels), their attitudes towards neighbourhood and the community, conflict perceptions and preferred solutions. A disputed topic in some interviews was the perception

of and – sometimes conflict-ridden – confrontation with residents of a different cultural or ethnic background.

In the first, theoretical part, the underlying conception of space of the thesis, theories and studies dealing with place identity, space appropriation, and place attachment, social and spatial changes due to individualisation and globalisation, theories of milieus and milieu-specific spatial behaviour, and an explanation for the development of ethnic conflicts, the desintegration theory, will be discussed and presented.

Partly within this theoretical framework, the interviews will be interpreted, contrasted in a case comparison and as a result, a sort of typology will be developed.

Inhaltsverzeichnis

I. Theorie

Abstract	4
Einleitung	8
1. Kapitel: Raum und Gesellschaft	12
1.1. Raumkonzepte	13
1.1.1. Absolutistisches Raumverständnis	13
1.1.2. Entwicklungspsychologische Perspektive	14
1.1.3. Relativistisches Raumverständnis	15
1.1.4. Entwicklung eines relationalen Raumverständnisses in den Sozialwissenschaften	16
1.2. Relationaler Raumbegriff	18
1.2.1. Perspektive der Konstitution/Strukturierung	18
1.2.2. Perspektive der Strukturen	20
2. Kapitel: Ortsidentität und Raumeignung	26
2.1. Phänomenologische Perspektive auf Raum	27
2.2. Ortsidentität	29
2.2.1. Funktionen der Ortsidentität	32
2.3. Raumeignung	36
2.3.1. Der klassische Aneignungsbegriff	36
2.3.2. Raumeignung als Raumkonstitution	38
2.3.3. Physische, kognitive und emotionale Raumeignung	39
2.4. Emotionale Raumeignung durch Ortsbindung	41
2.4.1. Bindungspotential der Orte	43
2.4.2. Bindungsansprüche der Menschen	45
2.4.3. ARTEN der Ortsbindung	46
2.4.4. INTENSITÄT der Ortsbindung	48
2.5. Individuelle und gesellschaftliche Raumeignung	49
3. Kapitel: Sozialräumlicher Wandel und die Rolle der Milieus	51
3.1. Globalisierung	51
3.1.1. Der globalisierte Raum: neue Raumformen und die globale Stadt	53
3.2. Individualisierung	55
3.3. Milieus als „Filter“ makrostruktureller Prozesse	56
3.3.1. Milieubegriff	57
3.3.2. Milieus in Westdeutschland und in Österreich	60
3.3.3. Politische Lager und Gesellungsstile	66
3.4. Individualisierung, Globalisierung und der Wandel der Milieus	67
3.5. Milieus und Raum	70
3.5.1. „Globalisierte“ Sozialräume, Verinselung und Segregation	72
4. Kapitel: (Des-)Integration und Konflikt	81
4.1. Desintegrative Krisen aufgrund makrostrukturellen Wandels	81
4.2. Milieus und Desintegration	83
4.3. Desintegrationstheorie	85
4.3.1. System- und Sozialintegration und „moderierende Faktoren“	87
4.3.2. Ethnisierungen und ethnische Konflikte	91
4.3.3. Sozialräumliche Auswirkungen	95

4.4. Konfliktarten und -umgangsformen	96
---	----

II. Empirie

1. Forschungsfragen	100
2. Erhebungs- und Auswertungsmethoden	101
3. Zugang zum Forschungsfeld	104
4. Daten zum Gemeindebau und zum 2. Bezirk.....	105
5. Kurze Charakterisierung der Stichprobe	108
6. Arten und Intensität von Ortsbindungen	112
6.1. „Ideological Rootedness“ und „Place Alienation“	112
6.2. „Divided Rootedness“	116
6.3. „Uncommitted Placelessness“, „Relativity“ und Bindung an die Wohnung.....	119
7. Problemwahrnehmung	123
7.1. Hohe Problemwahrnehmung	124
7.2. Niedrige Problemwahrnehmung.....	130
8. Involviertheit in Konflikte und Konfliktlösungsstrategien	131
8.1. Hohe Konfliktinvolviertheit und konfrontative Konfliktlösungsstrategien.....	132
8.2. Hohe Konfliktinvolviertheit und Rückzug als Konfliktlösungsstrategie.....	138
8.3. Niedrige und mittlere Konfliktinvolviertheit und vermittelnde Konfliktlösungsstrategien	140
8.4. Niedrige und mittlere Konfliktinvolviertheit und Rückzug als Konfliktlösungsstrategie.....	144
9. Rolle der Institutionen aus der Sicht der BewohnerInnen	145
10. Einstellungen zum multiethnischen Zusammenleben.....	155
10.1. Tolerant (teilweise ambivalent).....	156
10.2. Ambivalent	167
10.3. Indifferent (Rückzug)	170
10.4. Bedroht (Entfremdung)	172
11. „Gesellungsstile“ im Gemeindebau: Die Bedeutung von Nachbarschaft	183
11.1. Bedauern/Wunsch	184
11.2. Distanziertheit	187
11.3. Indifferenz	188
12. Das Zusammenleben im Gemeindebau aus der Perspektive der „ExpertInnen“	190
13. Interpretationen und Einbindung in die Theorie	202
13.1. Milieu zugehörigkeit und Desintegrationserfahrungen	203
13.2. Milieu zugehörigkeit, Ortsbindungs-, Verhaltens- und Einstellungsmuster	208
13.3. Die Etablierten und die Außenseiter.....	226
Résumé	229
Literatur	232
Anhang	237

Einleitung

Diese Arbeit befasst sich aus raumsoziologischer, milieu- und desintegrationstheoretischer Perspektive mit den Interaktionen und Einstellungen der BewohnerInnen eines Gemeindebaus im 2. Wiener Gemeindebezirk. Ortsbindung, Kontaktverhalten, Konfliktwahrnehmung und -strategien, sowie die Begegnung bzw. Konfrontation von verschiedenen Kulturen (ethnisch oder milieuspezifisch) stehen in einem engen Zusammenhang, der theoretisch und empirisch nachvollzogen werden soll. Dabei handelt es sich um ortsbezogene Aspekte von sozialen Verhaltens- und von Interpretationsmustern, die schließlich auf die räumliche und soziale Verortung von Individuen und Gruppen rückbezogen werden.

Das Besondere an Gemeindebauten ist, dass hier in einem relativ klar abgegrenzten und engen Raum Menschen zusammenwohnen, die sich in Bezug auf Alter, Familienstand, Herkunft, Sprache, Lebensphase, ökonomisches und kulturelles Kapital sowie Milieuzugehörigkeit unterscheiden und verschiedene Ansprüche an ihre soziale und räumliche Umgebung stellen. Aufgrund der gemeinschaftlich genutzten und (über Betriebskosten) erhaltenen Flächen und der räumlichen Nähe der BewohnerInnen zueinander (die durch die geschlossene Form des Baus wahrscheinlich subjektiv noch verstärkt wird), müssen hinsichtlich einiger Themen verschiedene Interessen miteinander vermittelt werden, vor allem in Bezug auf die Nutzung halböffentlicher Räume wie Höfe, Stiegen, Waschküchen usw.

Hinzu kommt, dass in Wohnhausanlagen eine Mischform von privaten und quasi-öffentlichen Orten und Verhaltensweisen existiert, die Grenzen sind hier sehr undeutlich. So können Höfe als von der Zugänglichkeit her offene Orte definiert werden, deren Nutzungsmöglichkeiten zwar grob von Hausordnung usw. bestimmt sind, jedoch aufgrund verschiedener Bedürfnisse von verschiedenen Gruppen (auch solcher, die nicht im Gemeindebau wohnen) immer wieder Gegenstand von Aushandlungsprozessen sind.

Das Image der Wiener Gemeindebauten wird in Medien oft als besonders „konfliktträchtiges Pflaster“ inszeniert, hier gebe es besonders intensive und viele Konflikte, eine hohe Fremdenfeindlichkeit und BewohnerInnen mit eher niedrigem sozialen Status.

Diese Arbeit soll u.a. diesem „Image“ auf die Spur gehen und danach fragen, ob es Gruppen gibt, auf die dieses unterstellte Frustrations- und Aggressionspotential zutrifft oder auch solche, die andere Interpretations- und Verhaltensmuster entwickeln.

Auch die Verbindung der Gemeindebauten zu einem (ehemals) starken „Roten Wien“ spielt bei ihrem Image eine Rolle. Doch ebenso wie sich das „Rote Wien“ verändert hat, so auch die BewohnerInnen. Die Loyalität zur Wiener SPÖ ist zwar, wie in den Interviews und auch in

den letzten Wahlergebnissen sichtbar wird, noch und im Vergleich zu anderen Wiener Gebieten stärker vorhanden, doch steht sie in scharfer Konkurrenz zur steigenden Anzahl an FPÖ-WählerInnen. (siehe die Daten im Empiriteil)

Ebenfalls verändert haben sich die Aufnahmekriterien für die Gemeindebauten. Seit 2006 können sich auch MigrantInnen ohne österreichische Staatsbürgerschaft, also EU- oder EWR-BürgerInnen, SchweizerInnen, anerkannte Flüchtlinge sowie "langfristig Aufenthaltsberechtigte" nach dem Niederlassungs- und Aufenthaltsgesetz unter bestimmten Voraussetzungen um eine Gemeindewohnung bewerben. Inwiefern sich das in einer tatsächlichen Zunahme von MigrantInnen am Handelskai 214 niedergeschlagen hat, konnte ich durch einen Mangel an Daten nicht belegen, sie wurde von mehreren BewohnerInnen jedoch wahrgenommen (seit 10-15 Jahren würden es immer mehr MigrantInnen werden). Damit eng im Zusammenhang wurden Segregationstendenzen im Gemeindebau und im zweiten Bezirk genannt und (auch von MigrantInnen) das in letzter Zeit verstärkte Wegziehen von ÖsterreicherInnen beklagt. Ebenfalls ist im Fall dieses Gemeindebaus ein Generationenwechsel zu beobachten - die Kinder der ErstbezieherInnen sind schon groß und wohnen meist nicht mehr daheim - während neu zuziehende MigrantInnen oft noch kleinere Kinder haben. Hier ist also zusätzlich eine zumindest potentielle Konfliktlinie der unterschiedlichen Lebensphasen und der damit verbundenen Lebensstile vorhanden. Auch die Tatsache, dass Gemeindewohnungen auch zur sozialen Wohnungsvergabe an sog. „soziale Härtefälle“ (die voraussichtlich unter oben geschilderten Bedingungen auch mehr werden dürften) genutzt werden, trägt wahrscheinlich potentiell zu einer Belastung des sozialen Klimas und einer Erhöhung des Konfliktpotentials bei. (siehe dazu auch die ExpertInneninterviews)

Ebenfalls in diesem Kontext relevant sind allgemein gesellschaftliche Polarisierungstendenzen, der Rückzug bzw. Abbau des Sozialstaates, eine - auf jeden Fall in Österreich beobachtbare - ständig zunehmende Verschärfung des politischen Klimas gegenüber MigrantInnen und als Konsequenz zunehmende Desintegrationserfahrungen, die die Tendenz zu kollektiven Schuldzuschreibungen sowie zu einem Rückzug in eigenethnische Gruppierungen, sowohl auf migrantischer als auch „österreichischer“¹ Seite, verstärken. Die

¹ Ich möchte an dieser Stelle eine kurze Bemerkung zur Wortwahl machen. Die Unterscheidung zwischen „ÖsterreicherInnen“ und „MigrantInnen“ berücksichtigt nicht, dass es viele MigrantInnen gibt, die die österreichische Staatsbürgerschaft schon besitzen. Diese Differenzierung kann ich in die Schilderung meist nicht mit einbeziehen, sie scheint mir aber auch im alltäglichen Zusammenleben nicht so relevant. Ich gehe hier in erster Linie von der Wahrnehmung der Befragten aus, bei denen „äußerlich sichtbare“ Merkmale wie

Integrationsarbeit², die - verstanden als der Aufbau einer wechselseitigen Akzeptanz und einer Kommunikationskultur - von „beiden“ Seiten zu leisten ist, wird unter diesen Umständen nicht unbedingt erleichtert.

Vor dem Hintergrund dieser potentiellen Problemkonstellationen sollen im Theoriteil folgende, eng miteinander verwobene, Themen theoretisch und anhand von Studien beleuchtet werden.

Im **ersten Kapitel** soll erörtert werden, welches grundlegende *Raumverständnis* aus soziologischer Perspektive sinnvoll erscheint. Auf der Bindung zu und die Identifikation mit Räumen, insbesondere dem Gemeindebau, und - damit eng zusammenhängend - den Einstellungen zur Nachbarschaft soll in dieser Arbeit besonderes Augenmerk gelegt werden. Hier ist ein „absolutes“ Raumverständnis, das von einem abgrenzbaren Territorium ausgeht, nicht hilfreich, denn es geht ja in vielen Konflikten um *widersprüchliche* Raumwahrnehmungen, -aneignungen und -konstitutionen, um eine Konkurrenz in der symbolischen Raumbesetzung. Räumen bzw. deren „erlaubte“ Nutzungen spielen dabei eine wichtige Rolle als Ressource und „Auslöser“ in Konflikten, bei denen es sich – wie man in manchen Interviews erkennen kann – im Hintergrund oft um Rangordnungskonflikte handelt. Auch die Tatsache, dass Räume Projektions- und Identifikationsflächen sein können, sowohl in Hinblick auf Entfremdungs- und Bedrohungsgefühle als auch auf die eigene Selbstdefinition, ist m.E. ein wichtiger Faktor im konkreten Zusammenleben, aber auch in Konfliktsituationen.

Der Arbeit soll daher ein relationales Raumverständnis zugrunde liegen, das einerseits von der Perspektive der Konstitution von Räumen durch - in soziale Strukturen eingebundene - Individuen ausgeht, unter der auch sich überlagernde und potentiell konfliktträchtige Raumkonstitutionen denkbar sind, und andererseits räumliche Strukturen als soziale Strukturen begreift, also eine Widerspiegelung von gesellschaftlichen Machtverhältnissen in den Räumen sieht.

Im **zweiten Kapitel** wird der Aspekt der Raumkonstitution von Individuen genauer betrachtet, und zwar in Hinblick auf deren Raumaneignung - wobei Raumaneignung mit Raumkonstitution gleichzusetzen ist - in physischer, kognitiver, sozialer und emotionaler

gebrochenes Deutsch und/oder eine dunklere Hautfarbe und/oder bestimmte Kleidung über den MigrantInnenstatus entscheiden.

² Unter „Integration“ verstehe ich allgemein eine wechselseitige Anerkennung, im Konkreten beziehe ich mich auf die Integrationsdefinition von Anhut/Heitmeyer (2000), siehe genauer im 3. Kapitel.

Hinsicht. Die soziale und emotionale Form von Raumaneignung wird anhand von Studienergebnissen und Theorien zur *Ortsbindung* erörtert.

Wie oben schon angeklungen, haben räumliche und soziale Entwicklungen in einem größeren Rahmen klarerweise einen Einfluss auf lokale Bedingungen (wobei diese durch den Wandel nie völlig determiniert werden, sondern, wie Milieustrukturen, „Interpretations- und Wahrnehmungsfilter“ sind). Der Einfluss der *Individualisierung* und der *Globalisierung* auf *Milieu- und Raumstrukturen* soll im **dritten Kapitel** Thema sein. Die dahinter stehende Frage ist, wie sich diese Veränderungen im Nutzungsverhalten, im Zusammenleben und im Verhältnis zu Nachbarschaft und zu lokalen Kontexten bemerkbar machen. Auch in den Interviews prallen „global“ orientierte und „individualisierte“ auf „lokale“ und „traditionale“ Einstellungen, beides m.E. Reaktionen auf den Wandel durch Globalisierung und Individualisierung. Das Verhältnis zum „Fremden“ spielt hier eine wesentliche Rolle, das jedoch nicht als unbeeinflusst von sozialen Entwicklungen und von milieuspezifischen Umgangsformen mit diesen Entwicklungen zu verstehen ist.

So sollen im **vierten Kapitel** *Desintegrationserfahrungen* in sozio-ökonomischer und sozio-emotionaler Hinsicht als Resultat gesellschaftlicher Umstrukturierungen betrachtet und ihr möglicher Einfluss auf das Entstehen eines ethnischen Konfliktpotentials geschildert werden. Hier wird im Bezug auf die Empirie die Frage wichtig, welche Gruppen von solchen Desintegrationserfahrungen betroffen sind, welche Formen der Verarbeitung gefunden werden, wie sie bestimmte Interpretations- und Verhaltensmuster begünstigen und wie sie sich im Zusammenleben auswirken. Auch die räumliche Manifestation von sozialer Ungleichheit, die *Segregation*, soll – da diese auch von einigen BewohnerInnen beobachtet und als problematisch empfunden wird – theoretisch und anhand von Studienergebnissen genauer erörtert werden.

Im zweiten Teil der Arbeit, der Empirie, sollen dann idealerweise die „Fäden zusammenlaufen“, also die Aussagen der BewohnerInnen unter diesen theoretischen Perspektiven erörtert, in einer Fallkontrastierung verglichen und darauf aufbauend anhand einer Art Typologie interpretiert werden.

1. Kapitel: Raum und Gesellschaft

„As we have often said, there is no physical environment that is not also a social environment, and vice-versa.“ (Proshansky et al. 1983, S. 64)

Die Reflexion der Beziehung von Raum und Gesellschaft ist für diese Arbeit insofern relevant, als dass der Forschungsfokus auf der subjektiven Beziehung zum alltäglich genutzten Raum (insbesondere der des Gemeindebaus und des Stadtteils) und seiner Konstitution liegt. In diesem Kapitel soll erörtert werden, wie Raum aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive begriffen werden kann.

Eine prinzipielle Frage dabei ist, wie sehr der sozial geformte Raum selbst die Wahrnehmung und Aneignung prägt oder wie die individuelle soziale Verortung diese beeinflusst. So sind Aneignungs- und Wahrnehmungs- bzw. Bewertungsformen der Umgebung und (davon nur schwer zu trennen) der Menschen, die dort leben bzw. der Atmosphäre der Orte wahrscheinlich stark vom Habitus der Nutzenden, also von ihrer Verfügung über soziales, ökonomisches und kulturelles Kapital, bzw. ihrem Bildungsstand, ethnischer Herkunft, Wohndauer, Bindung zu dem Ort, sozialer Integration usw. geprägt. Inwiefern diese Faktoren die Perspektiven der Befragten beeinflusst haben könnten, soll in der Interpretation der Interviews herauszuarbeiten versucht werden.

Andererseits ist der Gemeindebau selbst von den ArchitektInnen zu einer bestimmten Zeit und mit einem ganz bestimmten Bild des Zusammenlebens entworfen worden und wie jede bauliche Substanz ermöglicht und verhindert er bestimmte Nutzungsformen und hat eine (verschieden wahrgenommene) Atmosphäre. Mit dem Wandel des sozialen Klimas und der Zusammensetzung der BewohnerInnen seit den 70ern hat sich auch die Bewertung und Wahrnehmung des Gemeindebaus selbst verändert, wie in manchen Interviews deutlich wurde.

Die Wahrnehmung der Beziehung von Raum und Gesellschaft hängt stark von den wissenschaftlichen, aber auch ökonomischen und im Alltag verwendeten Raum- und Gesellschaftskonzeptionen ab. Lange wurde der Raumbegriff nur in der Physik oder in der Ökonomie diskutiert, die Beschäftigung mit der Bedeutung von Raum in den Sozialwissenschaften wurde aus verschiedenen Gründen, auf die weiter unten noch eingegangen werden soll, längere Zeit hintan gestellt.

Festzuhalten ist jedenfalls, dass „Raum“ bzw. dessen Wahrnehmung durch die Menschen nichts Naturgegebenes ist und dass jede Konzeption von Raum eine sozial konstruierte und kulturell verschiedene ist. Diese Konzeptionen sind Produkte ihrer Zeit und ihres gesellschaftlichen Kontexts und vom Individuum aus betrachtet die eines Sozialisationsprozesses.

In diesem Kapitel sollen die wissenschaftlichen und alltäglichen Raumvorstellungen in ihrer historischen Entwicklung umrissen und Thesen von AutorInnen zu deren Zusammenhang mit scheinbar „externen“ sozialen Gegebenheiten kurz skizziert werden.

Anschließend soll der Raumbegriff herausgearbeitet werden, auf den sich diese Arbeit stützt, als Grundlage dienen hier die Arbeiten von Martina Löw, Dieter Läpple, Jens S. Dangschat und Pierre Bourdieu.

1.1. Raumkonzepte

Im Wesentlichen lassen sich nach Löw/Sturm (Löw/Sturm 2005) zwei Raumkonzepte voneinander unterscheiden, der „Beziehungsraum“ und der „Behälterraum“. Ersterer wird „von innen nach außen“ konzipiert, er geht von den Beziehungen zwischen Dingen, Aktivitäten, Menschen, Institutionen und Normen aus, deren Ergebnis er ist. Der Behälterraum wird hingegen „von außen nach innen“ gedacht, als ein leeres und/oder beliebig mit Dingen anfüllbares Gefäß in dem Menschen handeln (Löw/Sturm 2005, S. 42). Nach Läpple (Läpple 1991) versteht eine solche absolutistische Raumkonzeption Raum als unabhängig von den in ihm platzierten Objekten. Der Begriff „Behälterraum“ geht auf eine Formulierung von Einstein zurück („container“), der den absoluten und objektivistischen Blick auf Raum kritisierte.

Im Folgenden sollen Merkmale und wichtige Vertreter einer solchen Raumkonzeption dargestellt werden.

1.1.1. Absolutistisches Raumverständnis

Zu den ersten Vertretern eines absolutistischen Raumverständnisses zählen nach Löw (2005) Aristoteles und teilweise Newton. Aristoteles ging von einem endlichen, statischen, mit Dingen angefüllten Raum aus.

Newton hingegen konstatierte die Existenz eines unendlichen Raumes, in dem überall die gleichen Kraft- und Bewegungsgesetze gelten. Obwohl es für die Plausibilität von Newtons Mechanik nicht notwendig gewesen wäre, vertrat er die Ansicht, dass es außerdem einen

sogenannten absoluten Raum gebe, der unabhängig von Materie und Körper existiere und ewig gleich bleibe.

Auch Kant beschäftigte sich mit der Frage des Raumes und setzte sich mit Leibniz und Newton auseinander. Er behauptete Raum als vor aller Erfahrung, also als a priori gegeben. Die Wahrnehmung wird durch ihn geordnet und dadurch zur Anschauung. Dieses Ordnungsprinzip Raum entspricht der dreidimensionalen euklidischen Geometrie, einem System von Punkten sowie Geraden und Ebenen, die sich in bestimmten Winkeln zueinander verhalten. Die absolutistische Vorstellung von Raum ist also eng mit der euklidischen Geometrie verknüpft.

1.1.2. Entwicklungspsychologische Perspektive

Entwicklungspsychologisch betrachtet ist das Raumverständnis, das wir als das im Alltag „natürliche“ empfinden, das Ergebnis einer Sozialisationsleistung, wie Löw (Löw 2005, S. 73ff) schildert.

Die wissenschaftliche Konzeption eines absoluten „Behälter-Raums“ geht konform mit dem im Laufe der Sozialisation vermittelten und im Alltag von Erwachsenen vorherrschend angewandten euklidischen und perspektivischen Raumverständnis. Löw bezieht sich hier auf entwicklungspsychologische Studien von Piaget und Inhelder (1975/1991, zit. in Löw 2005), die zeigen, dass Kinder vor allem durch Spracherwerb und Ausbildung des bildlichen Vorstellungsvermögens eine Vorstellung von Raum entwickeln.

Die vor diesen Lernprozessen dominante kindliche raumbezogene Wahrnehmung ist die „topologische“ Raumvorstellung, die keinen einheitlichen, sondern viele verschiedene Räume kennt, in deren Zentrum der eigene Körper steht und die assoziativ-emotional ist (Löw 2005, S. 75). Erst nach und nach lernen Kinder die Prinzipien der Perspektivität und der Euklidik auf ihre Wahrnehmung von Raum anzuwenden, dies geschieht im Laufe des Sozialisationsprozesses und auf der Basis eigenen raumkonstituierenden Handelns.

Im Gegensatz zum topologischen Raumverständnis beruht das euklidische bzw. perspektivische auf einer Abstraktion – wobei die Unterschiede zwischen Modell und Realität nicht thematisiert werden –, auf dem Auflösen der Körperzentriertheit hin zu einem als einheitlich konzipierten Raum und auf überlieferten antiken bzw. jüdischen Raumvorstellungen. (Ebd.)

1.1.3. Relativistisches Raumverständnis

Schon zur Zeit Newtons war die absolutistische Vorstellung von Raum nicht unwidersprochen. Wie Löw (2005, S. 27ff.) schildert, entgegnete Newtons Zeitgenosse Leibniz, dass Raum etwas rein Relatives sei. Punkte existieren immer in einem bestimmten Lageverhältnis zu anderen Punkten. Nach Leibniz ist der Beobachtungspunkt, von dem aus ein Ding betrachtet wird, entscheidend, man könne die Lage eines Objekts nicht universell behaupten. Raum ist für ihn die Ordnung als Prinzip, das diese Lagerrelationen verbindet.

Später konnte auch Einstein aufzeigen und sogar beweisen, dass das Universum nicht nach euklidischen Prinzipien strukturiert sein kann. Durch seine Relativitätstheorie ist er ein prominenter Vertreter eines relativistischen Raumbegriffs, nach dem der Raum bzw. seine Struktur erst durch die Materie entsteht und nicht „an sich“ existiert. Er konnte außerdem beweisen, dass Raum und Zeit immer nur relativ zum Bezugssystem der BeobachterInnen (bzw. seiner Geschwindigkeit) existieren, also nicht absolut gegeben sind. Bei Lichtgeschwindigkeit etwa verändern sich physische Eigenschaften und auch die Zeit vergeht langsamer. Somit ist Raum einerseits als die Struktur der Beziehungen zwischen Körpern, die ständig in Bewegung ist, und andererseits immer als relativ zum Standpunkt des/der BeobachterIn definiert. Zeit und Raum bilden dabei ein Kontinuum, jede Bewegung und Veränderung erfolgt immer sowohl zeitlich als auch räumlich, das heißt sie geschieht in einem vierdimensionalen Raum (Löw 2005, S. 34; Läpple 1991 39f.)

Dennoch hat sich auch im Alltagsverständnis – bekräftigt durch religiöse Vorstellungen (etwa durch den Bezug auf die Schöpfungsgeschichte, in der Gott die Welt aus dem Nichts erschaffen hat) – die Vorstellung des absoluten Raums (allerdings nicht als unendlich gedacht, sondern als ein Behälter) und die damit zusammenhängende euklidische, dreidimensionale Raumvorstellung durchgesetzt. Dieses Verständnis ist bis heute dominant, obwohl sich inzwischen in der Physik, aber auch in der Kunst und in Geistes- und Sozialwissenschaften nicht nur in Bezug auf Raum relativistische, differenzierende Vorstellungen bzw. das Auflösen von Einheit (Dekonstruktion) durchgesetzt haben (Löw 2005, S. 22, Läpple 1991, S. 40). Das Behälterraumkonzept herrscht nach Löw/Sturm heute noch u.a. im Bild des Staates als Behälter der Gesellschaft und in territorialen Konflikten vor (Löw/Sturm 2005, S. 32).

Eine Erklärung für die heute noch währende Dominanz des absolutistischen Raumverständnisses in Alltag und Ökonomie könnte auch die von David Harvey vertretene These sein, dass dieses eng mit der dominanten kapitalistischen Betrachtungsweise verknüpft sei. In „The Condition of Postmodernity“ (Harvey 1990) zeichnet er die Herausbildung dieses

Raumbegriffs im Kontext der Aufklärung und der Entwicklung des Kapitalismus und des Nationalstaats nach. Den absolut gedachten, objektiven, unterteilbaren Raum sieht Harvey als ein Produkt des kapitalistischen Wirtschaftssystems. Nur durch solch ein Verständnis konnten Besitzansprüche geltend und Machtbereiche abgesteckt werden. Raum wurde somit zunehmend zur Ware und Raum, Zeit und Geld zu untereinander konvertierbaren Elementen. In einem ähnlichen Zusammenhang sieht auch Dieter Läpple das Gesellschafts- und Menschenbild zu dieser Zeit als einen Grund dafür, dass sich das relativistische Raumverständnis von Leibniz nicht durchsetzen konnte, da dieses im Kontext der Konstruktion des bürgerlichen Subjekts und noch stärker in der Idee des homo oeconomicus zu sehen ist. Ihm entsprach die Vorstellung einer prinzipiellen Unabhängigkeit der Elemente vom System – oder anders ausgedrückt der besitzenden und tauschenden, „freien“ Individuen von der Gesellschaft – eher als die Betonung der Beziehung zwischen den Elementen (Läpple 1991, S. 38f.).

Doch auch absolutistische und relativistische Raumkonzeptionen sind, historisch betrachtet, nicht die einzige denkbaren. So schildert Läpple in Bezug auf Studien über bestimmte „Naturvölker“, dass bei diesen ein Raumbild vorherrsche, das vor allem den Betrachtenden oder die eigene Gruppe im Zentrum hat bzw. die wechselseitigen Beziehungen des Menschen mit der natürlichen Umgebung. Der konkrete, individuell begründete „Aktions-Raum“ entwickelte sich nach und nach hin zu einem mehr schematisch gedachten „Darstellungsraum“ (Läpple 1991, S. 37).

1.1.4. Entwicklung eines relationalen Raumverständnisses in den Sozialwissenschaften

Sturm und Löw (2005) sehen als Vorläufer eines relationalen Raumkonzepts im 20. Jahrhundert Durkheim und Simmel an, die sich von der in der Ökonomie und Geographie vorherrschenden Vorstellung eines leeren unterteilbaren Raumes deutlich abgrenzten, indem sie eine erkenntnistheoretische Perspektive auf den Raum und auf die Prozesse sozialer Raumkonstitution durch menschliche Praxis vertraten.

Diese schon früh entwickelten soziologischen Theorien zu Raum wurden jedoch nicht weiter verfolgt. Dennoch herrschte in den Sozialwissenschaften lange Zeit ein absolutistisches Raumverständnis vor. Als Beispiel erwähnt Löw die in der Stadt- und Regionalsoziologie dominante Konzeption von Raum als Territorium oder „Behälter“, in dem soziale Prozesse bzw. Handeln stattfinden und dessen Grenzen durch Größe und Dichte der Besiedelung

(mehr oder weniger willkürlich) definiert werden (Löw 2005, S. 48). Auf diese Weise wird das Handeln dem Raum gegenüber gestellt und (da ja menschliches Verhalten interessiert) als irrelevant erklärt. So schreibt Peter Saunders in seinem Buch „Soziologie der Stadt“ etwa von der Notwendigkeit einer „nichträumlichen Stadtsoziologie“ (Saunders 1987, S. 242, zit. in Läpple 1991, S. 36). Ausnahmen waren die Humanökologie in den USA oder die auf Interaktions- und Lebensweltebene angesiedelten Perspektiven wie der von Goffman und Schütz.

Löw (2005) erwähnt einige Ansätze von sozialwissenschaftlichen AutorInnen, die eine eher relationale Raumkonzeption vertreten und ihren Raumbegriff beeinflusst haben.

Dazu gehört z.B. Giddens Konzeption der durch institutionalisierte, ritualisierte soziale Praktiken erfolgenden „Regionalisierung“ des Raums in „vorderseitige“ (repräsentative, z.B. Wohnzimmer, Touristenviertel) und „rückseitige“ (z.B. Schlafzimmer, „Ghettos“). (Ebd., S. 36ff.). Bei Giddens bleibt nach Löw die Frage nach den Prozessen der nicht institutionalisierten Konstitution von Räumen und der möglichen „Überlappung“ von Raumkonstruktionen jedoch unbeantwortet (Ebd., S. 43).

Weitere einflussreiche Theorien auf diesem Gebiet stammen von Norbert Elias und Michel Foucault. Elias strich die Zentralität von Bewegung und Wandel in sozialer, räumlicher und zeitlicher Hinsicht heraus, ein in den Sozialwissenschaften oft vernachlässigter Aspekt. Foucault konzipiert wie Elias Raum als dynamisch und historisch geworden, wobei ihn vor allem die Frage der Durchsetzung von Macht in der Konstitution von Räumen interessiert. Anschauliche Beispiele sind etwa das in „Überwachen und Strafen“ (Foucault 1994) geschilderte Aufkommen von Gefängnissen, Fabriken und des Panopticons im Kontext des Wandels der dominanten Form von Macht und des Zugriffs auf den Körper ab Beginn des 19. Jahrhunderts. Für ihn ist der Raum heute ein „Ensemble von Relationen“ (Foucault 1991, S. 66), ein „Gefüge von Plazierungen und Lagerungen“ (Ebd., S. 150), also definiert über Beziehungen.

Kritische Aspekte dieser von Löw rezipierten Theorien sind aus ihrer Sicht z.B., dass Menschen nicht sowohl als Elemente als auch als Konstituierende von Raumanordnungen mitgedacht werden, dass der Handlungskontext nicht in die Theorie einbezogen wurde oder kein relationales Raumverständnis vertreten wird, sondern lediglich von einem Sich-Manifestieren von Figurationen *im Raum* ausgegangen wird (Ebd., S. 130ff).

1.2. Relationaler Raumbegriff

In diesem Kapitel soll nun ein Raumbegriff dargestellt werden, der sich zu einem Großteil auf vorhergehend geschilderte Theorien bezieht, den Aspekt der Konstitution von Raum im Fokus hat, mehrere Raum- und Gesellschaftsebenen beschreiben will, relativistisch argumentiert und Raum vor allem als sozialen Raum begreift, wobei aber nicht von einer einseitigen Determination von Raum durch das Soziale, sondern von einer Wechselwirkung ausgegangen wird.

Ich halte mich hier an die Unterteilung von Löw/Sturm, die in ihrem gemeinsamen Aufsatz das Konzept eines „RaumZeit-Relativs“ (Löw/Sturm 2005, S. 43) vorschlagen, anhand dessen Raum gleichzeitig aus zwei verschiedenen Perspektiven betrachtet werden soll: einerseits aus der der Strukturen, andererseits aus der der Strukturierung. Hier ist zu betonen, dass diese Trennung der strukturellen und strukturierenden Perspektiven vor allem wegen der besseren Darstellbarkeit der Ansätze erfolgt, da deren Fokus einmal mehr auf dem einen und einmal mehr auf dem anderen Aspekt liegt. Allen hier dargestellten Ansätzen ist jedoch gemein, dass sie die jeweils „andere“ Perspektive immer mit reflektieren und von einer engen Wechselwirkung zwischen dem Einfluss räumlicher und sozialer (Makro-)Strukturen auf Menschen und der individuellen (Re-)Produktion von Strukturen auf der Mikroebene ausgehen.

Ergänzend zur von Löw/Sturm gemachten Unterteilung möchte ich Erweiterungen und Vertiefungen dieser Perspektiven durch die Arbeiten von Pierre Bourdieu, Dieter Läpple und Jens S. Dangschat anführen.

1.2.1. Perspektive der Konstitution/Strukturierung

Konstitution und (Re-)produktion von Räumen bei Löw

Löws relationaler Raumbegriff versteht Raum als Produkt einer Verknüpfung verschiedener Objekte, bestehend aus den Beziehungen zwischen diesen Objekten, den Objekten selbst und der Syntheseleistung der Menschen (Löw 2005, S. 111 und 156). Diese Aspekte sind nur analytisch voneinander zu trennen – wie Löw in Bezug auf Bourdieu anmerkt, sind viele Objekten zugeschriebene Eigenschaften meist auf deren Stellung und Eingebundensein in ein spezifisches Netzwerk zurück zu führen.

Das Augenmerk liegt somit auf der Konstitution von Raum, genauer gesagt auf den Fragen: Was wird angeordnet, wer ordnet an (mit welcher Macht?), wie entstehen Räume, wie verändern sie sich und wie strukturieren sie Gesellschaft? (Ebd., S. 151)

Somit definiert sie Raum als eine „relationale (An)Ordnung von Körpern“, also von sozialen Gütern und Lebewesen. Die Schreibweise (An)Ordnung soll sowohl die strukturelle Seite der Raumkonstitution (schon existierende, objektive Raumstrukturen) als auch den Aspekt des Handelns, des Anordnens durch Menschen, durch den Räume erst entstehen können, deutlich machen (Ebd., S. 155).

Menschen erzeugen nun einerseits – in Abhängigkeit von gesellschaftlichen Strukturen (zu denen nach Löw auch die räumlichen Strukturen gehören) – Räume und sind andererseits Teil, also Elemente, dieser Räume.

Räume werden konstituiert durch die Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsprozesse und das Handeln der Menschen, sind also sozial konstruiert. Nur die angeordneten Gegenstände selbst sind materiell, wobei deren Materialität auch wieder durch Menschen, also „sozial gefiltert“ wahrgenommen wird.

Diese Konstitution erfolgt im Handeln und findet in zwei Prozessen statt, dem *Spacing* – das (Selbst-)Platzieren von Gütern, Menschen und symbolischen Markierungen und der Bewegung in Relation zu anderen Positionierungen – und der *Syntheseleistung* der raumkonstituierenden Menschen, die anhand ihrer Raumvorstellungen und ihres Habitus Objekte zu Räumen zusammen fassen. Diese Synthese, die Zusammenfassung differenter Elemente zu einer Einheit, zu abgrenzbaren Räumen durch Wahrnehmungs- und Vorstellungskraft, findet immer gleichzeitig mit dem Spacing statt (Ebd., S. 158f.).

Da Handeln im Alltag zum größten Teil routinisiert und habitualisiert abläuft und über diese Routinen alle gesellschaftlichen Strukturen erschaffen werden, so werden auch Räume bzw. räumliche Strukturen (also spezifische (An)Ordnungen von Elementen) durch sich wiederholende Handlungen ständig reproduziert. Löw nennt diese so produzierten Räume „institutionalisierte“ Räume, in denen die Verhaltens- und Wahrnehmungsregeln fix eingeschrieben sind und die unabhängig vom individuellen Handeln existieren. Beispiele dafür sind Bahnhöfe, Supermärkte, aber auch Arztpraxen, öffentliche Verkehrsmittel, Wohnraumgestaltung usw. (Ebd., S. 162ff). In diesen (routinisierten) Platzierungen und Syntheseformen werden Machtverhältnisse wirksam.

Zusammenfassend definiert Löw Raumstrukturen folgendermaßen:

„Von räumlichen Strukturen kann man sprechen, wenn die Konstitution von Räumen, das heißt entweder die Anordnung von Gütern bzw. Menschen oder die Synthese von Gütern bzw. Menschen zu Räumen (das Wiedererkennen, Verknüpfen und Erspüren von (An)Ordnungen), in Regeln eingeschrieben und durch Ressourcen abgesichert ist, welche unabhängig von Ort und Zeitpunkt rekursiv in Institutionen eingelagert sind.“ (Ebd., S. 171)

1.2.2. Perspektive der Strukturen

Die hier dargestellten Ansätze versuchen die individuelle bzw. gruppenspezifische Konstitution von Räumen in eine strukturelle Perspektive einzubetten.

Der soziale und der angeeignete physische Raum bei Bourdieu

Ein sehr bekannter Vertreter einer solchen Zusammenführung von struktureller und akteursbezogener Ebene ist Pierre Bourdieu, der über Raumtheorie zwar nur einen sehr aufschlussreichen Aufsatz (Bourdieu 1991) verfasst hat, bei dem aber Raum als Thema immer wieder auch in seinen Büchern auftaucht, etwa in der Schilderung der geschlechtsspezifischen Raumaneignung in der kabylischen Gesellschaft (Bourdieu 1987) oder in „Die feinen Unterschiede“ (Bourdieu 2003).

Der soziale Raum ist für Bourdieu (1991) eine Abstraktion, die die Verteilungsstruktur und den Gesamtumfang der verschiedenen Kapitalformen – ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital – verdeutlichen soll. Innerhalb dieses Raumes tobt ein Kampf zwischen InhaberInnen unterschiedlicher Formen und Menge von Kapital um Distinktion, Abwertung anderer Gruppen und Positionen.

Dieser soziale Raum weist nun die

„....Tendenz auf, sich mehr oder weniger strikt im physischen Raum in Form einer distributionellen Anordnung von Akteuren und Eigenschaften niederzuschlagen. Daraus folgt, daß alle Unterscheidungen in Bezug auf den physischen Raum sich wiederfinden im reifizierten sozialen Raum.“ (Ebd., S. 26)

Das heißt, der soziale Raum schreibt sich in Form von räumlichen Verteilungsstrukturen (angeeigneter Besitz, Zugangs- und Aneignungschancen von Räumen) in den materiellen Raum ein. Außerdem drückt sich dieser auch in subjektiven Strukturen und dem Körper über Habitus und Hexit in Form bestimmter Wahrnehmungs-, Verhaltens- und Bewertungsschemata sowie äußerlich sichtbarer Haltungs- und Bewegungsformen aus.

Für Bourdieu ist diese physische Einlagerung sozialer Strukturen in Körper und Räume auch eine Erklärung für die „Trägheit“ der Strukturen des sozialen Raums (Ebd., S. 26).

Die physische Gestaltung des Raumes funktioniert nach Bourdieu wie eine „mentale Struktur“, die die Nutzungs-, Wahrnehmungs- und Bewertungsvorstellungen in Bezug auf den Raum bestimmt und ein Ausdruck der sozialen Ordnung ist. Die Bewegungen und Haltungen des Körpers (Ausstieg, Abstieg, Eintritt, Austritt, Nähe, Ferne, nach oben oder unten blicken, gebeugt, gekrümmmt oder aufgerichtet gehen) werden durch die physische Raumkonstruktion (Größe, Höhe, Abgetrenntheit, vorderer und hinterer Bereich,...) und deren soziale Bewertung (Ehrenplätze, Kanzel, VIP-Lounge...) organisiert (Ebd., S. 27).

Der Kampf um Positionen des sozialen Raums findet sich daher auch im Bemühen um Raumprofite wieder, denn die Verfügungsmacht über Raum ist nach Bourdieu die „subtilste“ und gleichzeitig „privilegierteste“ Form von Herrschaft (Ebd., S. 27 bzw. S. 30).

Unter Raumprofiten versteht Bourdieu Eigenschaften von AkteurInnen wie die relative Ferne oder Nähe zu (un)erwünschten Dingen und Personen, der Zugang zu hoch bewerteten Orten, die (relativ hohe) Kontrolle über Raum und Zeit (z.B. durch Mobilität) und die Möglichkeit Fremde am Eindringen in den eigenen Besitz hindern bzw. diese auf Distanz zu halten, sowohl auf physische als auch auf symbolische Weise.

Kapitallosigkeit bedeutet demnach, an einen Ort gebunden zu sein. Besitz hingegen heißt die Nähe zu seltenen Gütern und Personen bzw. eine „Allgegenwärtigkeit“ durch die Verfügungsmacht über Transport- und Kommunikationsmittel zu haben.

Die soziale Position von AkteurInnen wird nun entsprechend ihres Kapitalbesitzes durch den Ort selbst, den sie okkupieren, die Position dieser Lokalisation in Relation zu anderen Orten und den Platz (die Ausdehnung des eingenommenen Raums) definiert. So wird der von ihnen besetzte Ort zu einem Indikator für deren soziale Position.

Die räumliche Struktur der angeeigneten Räume und der Zugangs- und Aneignungschancen der AkteurInnen ist demnach „die objektivierte Form eines Zustandes sozialer Auseinandersetzungen um (...) Raumprofite.“ (Ebd., S. 30)

Bourdieu betont die Wichtigkeit, bei der Analyse von Räumen die relative Lage eines Objekts in Bezug zu anderen (ähnlichen) Objekten zu beachten. Räume „zusammengehörender“ Elemente konstituieren sich somit netzwerkartig, nicht territorial, und können sich mit anderen Räumen überlappen. Diese relationale Betrachtungsweise sollte nach Bourdieu vor einer „substantialistischen“ Perspektive Vorrang haben, die die Beziehungen der Elemente nicht beachtet. (Ebd., S. 29).

Löw (2005) kritisiert an der Konzeption von Bourdieu, dass dieser Raum als ein Abbild der sozialen Strukturen, deren Beziehungsgefüge sich im angeeigneten physischen Raum widerspiegeln, begreift.

Das bedeutet nun einerseits, dass die Wirkung in die andere Richtung, also die Strukturierung des Sozialen durch das Räumliche nicht in den Blick genommen wird, und andererseits, dass der angeeignete physische Raum selbst nicht durch (An)ordnungen und Relationen gebildet wird, sondern sich lediglich die Relationen des sozialen Raums *in* ihm manifestieren (Löw 2005, S. 182). Der physische Raum wird somit zu einem starren Abbild des sozialen Raums, der selbst keine Dynamik und „Macht“ ausübt und dem Sozialen gegenüber steht.

Dies drückt sich in diesem auch von Löw zitierten Satz aus: „Es ist der Habitus, der das Habitat macht“ (Bourdieu 1991, S. 32), d.h. der durch die sozialen Strukturen produzierte und im Handeln reproduzierte, von der Position im sozialen Feld abhängige, Habitus der AkteurInnen bestimmt darüber, wie wo gewohnt werden kann. Dieser Zusammenhang kann auch dazu führen, dass sich Menschen in den „falschen“ Wohngegenden bzw. Wohnkulturen nie oder erst nach langer Zeit „heimisch“ fühlen können. Entgegen Ansätzen, die soziale Strukturen den räumlichen Strukturen gegenüberstellen plädiert sie für einen weiter gefassten Strukturbegriff.³

Das gesellschaftszentrierte Raumkonzept von Läpple

Läpple (1991) geht ähnlich wie Bourdieu von einem „relationalen Ordnungsraum“ (Ebd., S. 38) aus, der durch die materiellen Objekte und deren Beziehungen zueinander entsteht und der nicht abgehoben von seinen Elementen gedacht werden kann.

Im Unterschied zu einem rein physikalischen relationalen Raumbegriff muss nach Läpple eine sozialwissenschaftliche Betrachtung des Raums die sozialen Prozesse und Entstehungsbedingungen, die hinter Raumphänomenen stehen, bzw. die Beziehungen zwischen sozialen und räumlichen Strukturen mit reflektieren.

Er entwickelte das Konzept des „Matrix-Raums“, der sich im Gegensatz zum relationalen Ordnungsraum selbst strukturiert und mehrere Ebenen aufweist. Dazu gehören (Ebd., S. 42f., Hervorh. von ML)

³ Bourdieu (1991) erwähnt m.E. in manchen Aspekten dennoch auf den Raum bzw. physische Nähe rückführbare Phänomene, wie den „Klub-Effekt“ und den „Ghetto-Effekt“ (der regelmäßige Kontakt mit besonders privilegierten oder besonders benachteiligten Menschen an einem Ort vermehrt oder mindert soziales Kapital zusätzlich). Ebenfalls schreibt er von einem „Blindungseffekt“ bei Nachbarschaftskonflikten, der durch physische Nähe zustande kommt und Gemeinsamkeiten der Parteien verdeckt. (Ebd., S. 33)

- das äußerlich sichtbare „*materielle Substrat* gesellschaftlicher Verhältnisse“ (also die materielle Manifestation des gesellschaftlichen Raums)
- die gesellschaftlichen *Interaktions- und Handlungsstrukturen* bzw. die *Praxis* im Umgang mit dem Raum, in der sich klassenbezogene Differenzierungen zeigen
- ein „*normatives Regulationssystem*“, bestehend aus Macht- und Eigentumsformen sowie ästhetischen und sozialen Normen, das die Nutzung, Produktion und Aneignung (Praxis) des Raums (materielles Substrat) reglementiert
- ein „*Zeichen-, Symbol und Repräsentationssystem*“, das gekoppelt ist an das materielle Substrat und die Bedeutung von Artefakten als Funktions-, Symbol- und Identifikationsträger meint und
- die Bedeutung räumlicher Strukturen als „*kristallisierte Geschichte*“, das heißt als Speicher und Archiv der Vergangenheit.

Diese Charakteristika finden sich in unterschiedlicher Ausprägung auf verschiedenen räumlichen Ebenen wieder: dem Mikro-Raum (individuelle Raumerfahrung und -aneignung), dem Meso-Raum (regionale Arbeits- und Lebenszusammenhänge) und dem Makro-Raum (globalisierter Kapitalismus, Nationalstaaten).

Diese räumlichen Ebenen hängen zusammen und können nur gleichzeitig betrachtet werden. Innerhalb dieser (hierarchischen) räumlichen Gliederung kommt es, bedingt durch die funktionale Spezialisierung und Ausdifferenzierung der Gesellschaft, nach Läpple zu einer Überlappung verschiedener (politischer, ökonomischer und sozialer) Funktionsräume, die sich materiell unterschiedlich manifestieren. An einem Ort können mehrere Logiken auch widersprüchlich aufeinandertreffen und Raum beanspruchen.

Wie Elias betont Läpple die Wichtigkeit einer dynamischen, historischen Perspektive auf den Raum (also einer raum-zeitlichen Betrachtung gesellschaftlicher Phänomene), auf diese Weise kann „Rekonstruktion der Gegenwart aus der Vergangenheit“ versucht werden (Ebd., S. 45).

Das MMM-Konzept von Dangschat

In Bezug auf Läpple entwickelte Dangschat ein Makro-Mikro-Meso-Raumkonzept (MMM-Konzept), nach dem sich der Raum aus einer Interaktion verschiedener Ebenen ergibt, nämlich aus der einer *globalen* (Kapitalakkumulation und Regulation), einer *symbolischen* (Wahrnehmung von Raumgestaltung und sozialen Verhältnissen) und einer *physikalischen* Ebene (Raum- und Sozialstrukturen, Netzwerke, politische Kultur und Deutungskultur) und

dem individuellen bzw. gruppenspezifischen *Interaktions- und Handlungsraum* (Dangschat 2007a, S. 32).

Der globale Raum stellt die Makro-Ebene dar, die miteinander in Wechselbeziehungen stehenden symbolischen und physikalischen Räume die Meso-Ebene und der Interaktions- und Handlungsraum die Mikro-Ebene.

Räumliche Strukturen sind somit auf einer Ebene mit sozialen Strukturen angesiedelt und werden auf die gleiche Weise durch AkteurInnen reproduziert. Dangschat konzipiert die Reproduktion dieser Ebenen in Anlehnung an Bourdieus Struktur-Habitus-Praxis Reproduktionsformel (Strukturen werden über den durch diese strukturierten Habitus in der Praxis reproduziert): räumliche ebenso wie soziale Makrostrukturen werden, vermittelt über die durch erste geprägte Meso-Ebene (sozial-örtliche Organisation), in der individuellen und gruppenspezifischen Praxis reproduziert. Makro-, Meso- und Mikroebene reproduzieren sich nun auch selbst anhand dieses Schemas, es gibt nach Dangschat also auch jeweils Makro/Meso/Mikro-Habitus, -Strukturen und -Praxis.

Besonderes Augenmerk sei nach Dangschat auf den Meso-Habitus, also die örtlichen Milieus des sozialen Klimas und der politischen Kultur bzw. den „Habitus des Ortes“ (Dangschat 2007a, S. 39) zu legen, der auch in der Studie von Anhut/Heitmeyer (2000) als ein wesentlicher Faktor für Sozialintegration ausgemacht wurde.

Diese lokale Kultur wird in der Praxis verschiedener Lebensstil-Gruppen (Meso-Praxis) ausverhandelt und produziert und durch die örtliche physische wie soziale Strukturen (Meso-Strukturen) geprägt. Sie stellt ein „Bindeglied“ zwischen individuellen lebensstilspezifischen Interaktionen und Verhaltensweisen der Mikro-Ebene und den makrostrukturellen Bedingungen der Produktion dieses Ortes, wie z.B. Globalisierung, internationale Arbeitsteilung und Neo-Liberalisierung dar (Dangschat 2007a, S. 38f.).

Es soll in dieser Arbeit ansatzweise versucht werden, diesen Habitus des Ortes auf der Meso-Ebene aus der „Mikroperspektive“ der BewohnerInnen und ExpertInnen in der Interpretation der Interviews zu rekonstruieren.

Das Verhältnis von räumlichen und sozialen Strukturen

Löw möchte räumliche Strukturen (wie auch z.B. zeitliche) als einen Teil der gesellschaftlichen Strukturen fassen und somit die Perspektive auf die Form gesellschaftlicher Strukturen erweitern. Sie bezieht sich auf den Strukturbegriff von Giddens, der Strukturen als eine Menge von Regeln und Ressourcen, die in Institutionen eingelagert sind, definiert, und

konzipiert diese in Anlehnung an Bourdieu als das Handeln gleichzeitig einschränkend und ermöglicht. Klasse und Geschlecht versteht Löw als ungleichheitserzeugende Strukturprinzipien, die alle (auch räumliche) Strukturen durchziehen, sich in Körper einschreiben und im Habitus ausdrücken. Diese sind nach Löw durch ihre Verankerung im Körper in allen Strukturen auffindbar (Löw 2005, S. 173ff).

Soziale Ungleichheit schlägt sich in den erleichterten oder erschwerten Zugangs- und Verfügungsmöglichkeiten in Bezug auf Räume nieder, wobei diese immer dann gegeben ist, wenn es sich um eine „dauerhafte Einschränkung“ in Hinblick auf Verfügung und Zugang handelt (Ebd., S. 214). Dieser Zugang kann nach Löw in Anlehnung an Kreckel (Kreckel 1992) über Reichtum, Wissen, Rang und Assoziation (Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu einer Gruppe) geregelt werden.

Hier werde nach Löw auch Diskriminierung gesellschaftlicher Teilgruppen (in Bezug auf Religion, sexuelle Orientierung und körperliche bzw. psychische Möglichkeiten) wichtig, sie definiert diese jedoch nicht wie Geschlecht und Klasse als Strukturprinzipien.

Auch Dangschat und Läpple verstehen in ihren Raumkonzepten räumliche als soziale Strukturen, wie z.B. in der von Dangschat geschilderten (Re-)Produktionsform von Räumen nach den gleichen Prinzipien wie Gesellschaft ersichtlich ist (sh. oben).

2. Kapitel: Ortsidentität und Raumaneignung

„Somit gilt Raum als relational, als individuell und gesellschaftlich konstruiert. Wir alle machen Geographie in alltäglichen Praktiken, wir sind Konstrukteure unserer Wirklichkeit. Was aber hebt die Sache über das rein Subjektive und Individuelle, über die ‚Geographie des eigenen Lebens‘ hinaus? Auch der noch so private Aneignungsakt stellt immer auch eine Form gesellschaftlicher Aneignung dar. Individuelle und soziale Erfahrung, Lebenslauf und Sozialbiographie bilden ein kaum entwirrbares Geflecht, in das die Wahrnehmung und auch der Umgang mit den Dingen eingebettet sind.“

(Daum, E., Einladungstext zu einem Vortrag auf der Universität Wien am 5. Mai 2006)

Im Mittelpunkt dieses Kapitels stehen die theoretische Erläuterung und die Darstellung empirischer Ergebnisse zu den Konzepten der Ortsidentität, der Raumaneignung und der Ortsbindung. Diese sind Gegenstand vieler Disziplinen, wie etwa der (Umwelt- und Sozial-) Psychologie, Geographie und Soziologie.

Ortsidentität umfasst Vorstellungen, Erinnerungen, Gefühle und Einstellungen in Bezug auf erlebte, sowohl vergangene als auch aktuelle, und antizipierte Räume. Sie ist das Produkt eines Sozialisationsprozesses und resultiert vor allem aus der frühkindlichen, aber auch noch später auftretenden Auseinandersetzung mit Räumen, die immer vermittelt durch andere Menschen geschieht. Diese gespeicherten „Bezugnahmen“ auf Orte sind für die Fähigkeit, sich in verschiedenen Räumen bewegen, diese nützen und gestalten zu können, aber auch für die Stabilisierung anderer Teile der Identität konstitutiv. Sie liegen jedem Verhältnis eines Individuums zu seiner Umwelt zugrunde.

Die aktive Auseinandersetzung des Individuums mit Räumen (bzw. deren Konstitution) soll unter dem Begriff der „**Raumaneignung**“ diskutiert werden. Die Kognitionen der Ortsidentität sind gleichzeitig Voraussetzung für die Raumaneignung – da diese die Grundlage jedes Raumverhaltens darstellen – als auch ihre Konsequenz – da ihre Herausbildung ja auf Raumaneignungsprozessen beruht.

Ich schlage vor, zwischen mehreren Formen der Raumaneignung zu unterscheiden: **physischer, kognitiver** und **emotionaler**. Ein Teilespekt der Raumaneignung, die emotionale Beziehung zu Räumen, wird im Unterkapitel „Raumaneignung durch Ortsbindung“ theoretisch und in ihren (in empirischen Studien herausgearbeiteten) Formen und Ausprägungen dargestellt.

Sowohl in der Entwicklung der Ortsidentität eines Menschen also auch in der Art der Raumaneignungsformen bzw. der Perspektiven auf den Raum, die er ausbildet, ist die

Bedingtheit durch deren soziale Vermittlung bzw. Konstituiertheit zu beachten. Wie ein Mensch sich also zu seiner Umwelt verhält und wie er sie wahrnimmt, ist in hohem Maße abhängig von dem Raumverhalten und der Raumwahrnehmung, die er in Sozialisationsprozessen (auch nach der Kindheit) erlernt hat und somit auch von dessen sozialer Verortung. Diese „*Sozialität*“ des Raumverhaltens soll immer wieder Thema sein und am Ende dieses Kapitels, in dem es um den Zusammenhang von individueller und gesellschaftlicher Raumaneignung geht, explizit angesprochen werden.

Als grundlegende Perspektive bzw. theoretischen Rahmen, innerhalb dessen Ortsidentität, Ortsbindung und Raumaneignung betrachtet werden könnten, möchte ich einerseits das im ersten Kapitel geschilderte relationale Raumkonzept und andererseits eine phänomenologische Betrachtungsweise vorschlagen. Die „Kompatibilität“ dieser beiden theoretischen Ansätze mit einer, gegenüber dem klassischen Raumaneignungsbegriff adaptierten, Vorstellung von Raumaneignung soll im Kapitel „Raum-Aneignung“ dargelegt werden. Doch zuerst möchte ich beschreiben, was unter einer phänomenologischen Perspektive auf Raum verstanden werden könnte.

2.1. Phänomenologische Perspektive auf Raum

Husserl (1962) und Schütz (1974, 1991) sind die Begründer einer phänomenologisch fundierten, lebensweltlichen Konzeption von Individuum und Gesellschaft.

In der Sozialpsychologie und -geographie wurde dieser Ansatz auch für die empirische Forschung in Bezug auf den Raum zugänglich gemacht (z.B. Graumann 1990a, Relph 1976, Tuan 1974, vgl. Lalli 1988).

Gegenstand der Phänomenologie ist das intentionale Subjekt, das in einer Wechselwirkung mit seiner sozialen und räumlichen Umwelt steht (Graumann 1990a, S. 97). Die Intentionen des Subjekts sind immer mit der Erfahrung der Sinnhaftigkeit seiner erlebten Welt verknüpft, wobei dieser Sinn Produkt eines sozialen Prozesses ist und sich in der Situation selbst konstituiert.

Somit ist die Erfahrung der Wirklichkeit immer eine Erfahrung von Bedeutungen bzw. von Sinn (Lalli 1988). Der sinnhafte Aufbau der Welt kommt zustande durch die „perspektivische Leistung des Ichs, das aus der Selbstverständlichkeit des Wir, der alltäglichen Erfahrung der steten Vorgabe des Anderen herkommend, diese Welt des Alltags um sich herum in Sinnzusammenhängen ordnet“ (Grathoff 1995, S. 43). Die „Lebenswelt“ eines Menschen ist also keineswegs eine rein individuelle Konstruktion. Sie ist für Schütz „von Anfang an nicht

meine Privatwelt, sondern intersubjektiv; die Grundstrukturen der Wirklichkeit sind uns gemeinsam“ (Schütz/Luckmann 1991, S. 25; zit. in Kraus 2007, S. 5)

Nach Altman/Low (1992) wurden in der Umweltpsychologie bzw. den „environment-behaviour studies“ erst spät phänomenologische Zugänge in die Betrachtungen integriert. Es herrschte lange ein eher positivistischer Zugang bzw. der Fokus auf rein kognitive Wahrnehmung und Deutung der Umwelt durch Menschen.

Der Lebensweltbegriff erlebte in den 70er und 80er Jahren wieder erhöhte Aufmerksamkeit, unter anderem im Zuge der „Alltagswende“ in der Sozialpädagogik und Jugendhilfe (vgl. Riege/Schubert 2002). Kraus (2007) merkt jedoch kritisch an, dass die phänomenologischen Grundlagen des Begriffs nicht immer ausführlich reflektiert wurden.

Diese Lebensweltorientierung wurde auch in die Sozialraumanalyse von Jugendlichen bzw. jugendlichen Cliques eingebracht und präzisiert (vgl. etwa Deinet/Krisch 2002).

Dass sich ausgerechnet die Jugendarbeit bzw. mit Kindern und Jugendlichen befasste Forschung dieses Zugangs annimmt, liegt wahrscheinlich auch daran, dass Sozialräume für Kinder und Jugendliche wichtige Sozialisationsinstanzen darstellen, wie im Kapitel über Raumaneignung noch näher dargestellt werden soll.⁴

Eine frühe Vorläuferin einer solchen subjektiven lebensweltlichen Perspektive war Martha Muchow, die in den 1930ern in Hamburg die Wahrnehmung und Aneignung verschiedener Räume durch Kinder untersuchte. So meint auch sie, dass ein Kind „unendlich viel intensiver an die Dinge der Welt hingegeben [ist] als der Erwachsene, der ein ganzes System denkgesetzlicher Formungen an die Dinge heranbringt, durch deren Anwendungen sie vom Ich abgerückt und dem Ich gegenübergestellt werden“ (Muchow 1932, S. 91; zit. in Deinet 2005, S. 39). Fokus einer räumlich orientierten Lebensweltanalyse ist der Sinn, den das Individuum seinen Umwelten zuschreibt. Schon Schütz erwähnte, dass der Ort, an dem ein Mensch wohnt, für diesen nicht als eine geographische Kategorie, sondern als „Zuhause“ eine Bedeutung hat (Lalli 1988).

Zentral ist die Wahrnehmung und emotionale Bewertung der von einer Person genutzten Räume aus ihrer Perspektive, also die Frage, wie sie Raum erlebt und somit – nach Löw (2005) – konstituiert. Der „Sinn sozialräumlicher Phänomene wird aus den subjektiven Sinnzusammenhängen der sie konstituierenden Handelnden erklärt“ (Riege/Schubert 2002, S. 16). Räume und Orte werden aus dem lebensweltlichen und durch individuelle und

⁴ Deinet/Reutlinger (2005) meinen etwa, dass Kinder mit gesellschaftlichen Verhältnissen vor allem über Raumerfahrungen konfrontiert würden, da diese in ihre Rollen noch nicht so eingebunden seien wie Erwachsene (Ebd., S. 302).

gruppenspezifische Erfahrungen erschaffenen Kontext einzelner Personen heraus beschrieben. Die Lebensweltanalyse geht daher von den Individuen und nicht vom Raum aus. (Ebd.) Die Individuen sind jedoch in ganz spezifischer Weise in der sozialen Welt *situier*t. Graumann (1990a) differenziert aus einem psychologischen Blickwinkel zwischen den durch verschiedene Lebensphasen bedingten unterschiedlichen Raumwahrnehmungen, die auf ein und denselben räumlichen Ausschnitt bezogen sein können. Hier spielt die *Leiblichkeit*, das „*Körperschema*“ der Personen eine wichtige Rolle - alte Menschen eignen sich schon allein aus körperlichen Gründen Räume anders an als Kleinkinder und erleben diese auch anders (Graumann 1990a, S. 98). Doch auch die „*Sozialität*“ (Ebd.) bestimmt die Art und Weise, wie sich Menschen ihre Umwelt erschließen. Die eigene soziale Verortung und der damit verbundene erlernte Habitus bzw. entsprechende Normen, Werte und Aneignungsmöglichkeiten prägen die Form des räumlichen Verhaltens. Nach Graumann finden sich schon in der Sprache, z.B. in Bezug auf die Natur, *kulturell* spezifische und tradierte Bewertungen wieder. Ebenso ist die *Historizität* sowohl des wahrnehmenden Individuums als auch der sozial konstruierten Gegenstände und räumlichen Umwelten ein entscheidender Faktor für das jeweilige konkrete Verhältnis von Person und Umwelt. Diese durch Leiblichkeit, Sozialität, Historizität und Kultur bedingte „*Perspektivität*“ der Raumerfahrung strukturiert die Situationen der „*Person-Umwelt-Relation*“ (Ebd., S. 99).

2.2. Ortsidentität

Ich schlage vor, Ortsidentität als grundlegenden kognitiven Prozess zu fassen, der dem Verhältnis des Individuums zum Raum aus psychologischer Sicht zugrunde liegt. Die Raumaneignung, also die aktive kognitive, emotionale und physische Auseinandersetzung mit dem Raum ist auf Basis dieser kognitiven Prozesse möglich. Immer ist dabei die „*Sozialität*“ der individuellen Perspektive auf den Raum deren Grundlage, die Identitätsentwicklung, zu beachten.

Vorerst muss eine Bemerkung bezüglich der Begriffsdefinition gemacht werden. Der Begriff „*Identität*“ kann sich sowohl auf den Raum als auch auf das Individuum beziehen. So unterscheidet Weichhart (1990) zwischen zwei großen Teilbedeutungen der „*raumbezogenen Identität*“. Die erste bezieht sich auf die sozial konstruierte Identität und emotionale Bewertung von *Orten*⁵ und die zweite auf die Identität von *Individuen* bzw. das „*Wir-Gefühl*“

⁵ Nach Weichhart ist das die „*kognitiv-emotionale Repräsentation von Raumausschnitten*“, genauer die „*subjektiv oder gruppenspezifisch wahrgenommene Identität eines bestimmten Raumausschnittes und damit*

von *Gruppen*, die durch Ortsbezüge wesentlich beeinflusst und geformt werden (vgl. auch Lalli 1988).

Diese zweite Begriffsbedeutung ist die Basis der folgenden Ausführungen zur Ortsidentität. Genauer bezeichnet Weichhart damit die „gedankliche Repräsentation und emotional-affektive Bewertung“ eines Raumausschnitts, die entweder in das Selbstkonzept eines Individuums einbezogen oder ein „Bestandteil des Zusammengehörigkeitsgefühls“ einer Gruppe wird (Weichhart 1990, S. 23).

Die Bedeutung von Orten für die Identität kommt nach Hummon (1992) dadurch zustande, dass diese – wie andere Menschen – Teil der sozialen Welt und somit der Hintergrund sind, vor dem Identität konstruiert, erhalten und verändert wird.

Proshansky et al. (1983) befassten sich mit dieser Fragestellung aus einer Identitätstheoretischen Perspektive schon früh sehr eingehend. Ihrer Meinung nach wurde in Identitätstheorien die Rolle der Orte, an denen sich Menschen aufhalten, für die Entwicklung und Stabilisierung der Identität bisher vernachlässigt. Sie vertreten einen Meadschen Ansatz, nach dem die „*place identity*“ ähnlich der „*social identity*“ als Ergebnis von Sozialisationsprozessen gebildet wird, d.h. dass Orte zu Teilen des generalisierten Anderen⁶ und somit inkorporiert werden (Twigger-Ross/Uzzell 1996, S. 206).

„*Place identity*“ ist eine Substruktur der „*self identity*“, bestehend aus Kognitionen („memories, ideas, feelings, attitudes, values, preferences, meanings, and conceptions of behavior and experience“) über die physische Welt, in der ein Individuum lebt (Ebd., S. 59). Unter „*self identity*“ verstehen sie „relatively conscious, personally held beliefs, interpretations, and evaluations of oneself“ (Ebd., S. 58). Das Individuum befindet sich in einer ständigen Auseinandersetzung mit der Umwelt, die auch die „*self identity*“ verändern kann. „*Place identity*“ wird also als ein Teil der gesamten personalen Identität gedacht, neben anderen Teilen wie der Geschlechtsidentität, der ethnischen Identität usw. (vgl. auch Gebhardt et al. 1995, Lalli 1988).

Diese Kognitionen werden durch konkrete Erfahrungen von Räumen geformt, jedoch beträchtlich modifiziert durch vergangene, antizipierte und darauf folgende

auch seine Abgrenzung gegenüber der mentalen/ideologischen Repräsentation anderer Gebiete“ (Weichhart 1990, S. 20). Raumausschnitte werden also individuell oder kollektiv als solche identifiziert und mit Emotionen und Wertungen verknüpft. Im Kapitel über Raumaneignung bzw. Ortsbindung wird diese Begriffsbedeutung wieder mehr Thema sein (v.a. die emotionale Konnotierung räumlicher Repräsentationen).

⁶ Der generalisierte Andere (generalized other) ist „nach G.H. Mead Bezeichnung für eine organisierte Gemeinschaft, die dem einzelnen Mitglied die Einheit seines Ich gibt. Annahme ist, daß die Einstellungen und Haltungen dieser Gemeinschaft in das Bild vom generalisierten Anderen zusammenfließen und so in die Erfahrungen des einzelnen Gruppenmitgliedes eingehen.“ (Wenninger 2001)

Raumerfahrungen, Erinnerungsprozesse, Vorstellungskraft, aber auch sozial und kulturell vermittelte Werte, Bedeutungen und Normen, die mit Räumen verbunden werden. Sowohl die emotionale Bewertung von Räumen als auch die als „normal“ empfundenen Nutzungsvorstellungen werden stark von diesen kulturellen Wertungen beeinflusst, die sich je nach sozialer Positionierung (nach Merkmalen wie Ethnie, Alter, Klasse, Religion, Geschlecht) der Person unterscheiden. (Proshansky et al. 1983)

Außerdem sind die Ausprägungen der „place identity“ eng mit den *Rollen* verbunden, die Menschen einnehmen. So finden Änderungen in der „self identity“ und demnach auch in der „place identity“ immer dann statt, wenn sich Rollen oder Merkmale einer Person wandeln.

„Place identity cognitions express and reflect the physical settings and their properties that support and are directly relevant to the social roles and attributes that define who the person is, how he or she is to behave, and what he or she is worth.“ (Proshansky et al. 1983, S. 80)

Da soziale Rollen und Merkmale stark mit anderen Aspekten der Identität verbunden sind, leisten Orte bzw. deren Eigenschaften einen wichtigen Beitrag zur Identitätsentwicklung und -stabilisierung.

„Place identity“ ist für Proshansky et al. also eine „personal construction“ (Ebd., S. 62), abhängig von Merkmalen sozialer Gruppen und den damit oft zusammen hängenden Rollen. Daraus folgt, dass die nach verschiedenen Rollen, Merkmalen und Eigenschaften definierten *Gruppen* in der Gesellschaft auch grundlegend andere „cognitive clusters“ der „place identity“, also verschiedene Typen, ausbilden müssten, was nach Proshansky et al. allerdings nur unzureichend erforscht worden sei (Ebd., S. 80).

Für Proshansky et al. (1983) sind besonders die *Orte der frühen Sozialisation* für die Entwicklung der „place identity“ prägend, da in ihnen viele soziale Rollen verinnerlicht und die „self identity“ ausgebildet wird. Die physische Umgebung erschwert oder unterstützt durch ihre Eigenschaften dabei das Erlernen dieser Rollen. Ein Beispiel dafür ist die „typische“ Gestaltung und Ausstattung eines Kinderzimmers als wichtiger Faktor im Erlernen der Geschlechtsrolle.

Diese frühen Prägungen der „place identity“ bleiben lange Zeit bestehen, wobei sie sich aber, wie oben erwähnt, durch spätere wichtige Rollenerfahrungen an Orten, an denen wichtige Lebensabschnitte (Kindererziehung, Ausbildung...) verbracht werden, verändern bzw. sich neue Muster entwickeln können. Auch die relevanten Orte selbst können sich im Zuge sozialen Wandels verändern. In welchem Ausmaß raumbezogene Bindungen Auswirkungen

auf die Identität haben, hängt nach Gebhardt et al. (1995) wesentlich von den individuellen Sozialisationserfahrungen und dem Prozess der kontinuierlichen Raumaneignung zusammen, der in der frühen Kindheit beginnt.

Dadurch, dass die „place identity“ Produkt eines unreflektierten Sozialisationsprozesses ist, sind sich die Menschen der Wichtigkeit des Ortsbezugs meist *nicht bewusst*. Nur wenn die physische Umgebung dysfunktional wird oder ein (unfreiwilliger) Umzug stattfindet, gelangen die mit der „place identity“ verknüpften Erwartungen und Bindungen an die Umgebung zu Bewusstsein (vgl. Proshansky et al. 1983, Twigger-Ross/Uzzell 1996, Gebhardt et al. 1995).

2.2.1. Funktionen der Ortsidentität

Grundlegend liegt der Nutzen raumbezogener Identität für Weichhart in dem Beitrag, „den die raumbezogene Identität (als ein Faktor unter anderen) zur Entwicklung und Aufrechterhaltung der personalen Einheit, Geschlossenheit und selbstreferentiellen Struktur des Individuums leistet“ (Weichhart 1990, S. 33).

Auch für Twigger-Ross/Uzzell sorgt das Verhältnis von Identität und Umwelt für die Entwicklung und Aufrechterhaltung der Identitätsprinzipien der „distinctiveness“, „continuity“, „self-esteem“ und der „self-efficacy“ (Twigger-Ross/Uzzell 1996, S. 206).

Für Proshansky et al. ist die „place identity“ für das Wohlbefinden einer Person verantwortlich, indem sie nicht nur die „self identity“ erhält und beschützt, sondern diese auch immer wieder anpasst um so auf den stetigen Wandel der sozialen und physischen Welt, aber auch auf plötzliche Ereignisse besser reagieren zu können (Proshansky et al. 1983, S. 66).

Je nach theoretischem Interesse und Standpunkt unterscheiden sich die der „place identity“ zugeschriebenen Funktionen durch die verschiedenen AutorInnen sowohl inhaltlich als auch in der Namensgebung. Ich habe versucht, die m.E. wichtigsten Funktionen zusammenzufassen und durch Erläuterungen der einzelnen AutorInnen zu ergänzen.

• Kontinuitätserleben

Orte werden durch die Erinnerung an vergangene Ortserfahrungen als relativ unveränderlich wahrgenommen und können dem Individuum so seine eigene Kontinuität bestätigen. Diese „environmental past“ erinnerter Orte dient gleichzeitig als Hintergrundfolie für die Bewertung aktueller Orte (Proshansky et al. 1983, S. 66, vgl. auch Weichhart 1990, S. 36f.). Proshansky bezeichnet diese Funktion der „place identity“ als „recognition function“.

Twigger-Ross/Uzzell unterscheiden zwischen zwei Formen von Kontinuitätserleben. Einerseits gibt es Kontinuität, die dadurch entsteht, dass Orte „referents to past selves and actions“ sein können, ein Hintergrund, vor dem man sich selbst zu verschiedenen Zeiten vergleichen kann (Twigger-Ross/Uzzell 1996, S. 207), was der „recognition function“ entspricht. Andererseits kann die Kontinuität des Selbstkonzepts dadurch erhalten werden, dass bestimmte Charakteristika von Orten, die mit der Selbstdefinition bzw. den Werten und dem Habitus der Person zusammenhängen (z.B. WGs, Einfamilienhaus, Einrichtungsstil...) an verschiedenen Orten realisiert bzw. gefunden werden können.

Weichhart (1990) erwähnt diese Funktion in Hinblick auf die Erfahrung von Sicherheit durch das Erleben von Identitäts- und Ortskontinuität. Die Konstanz und relative Unveränderlichkeit räumlicher Umgebung sieht er als „Vorbedingung für Handlungsentwürfe und die Entwicklung oder Festigung der Ich-Identität“ (Weichhart 1990, S. 36) an.

So zeigen empirische Studien, dass radikale Ortsveränderungen bzw. -wechsel (etwa bei Kindern von „migrant workers“ oder bei erzwungenen Umsiedelungen) zu Selbstkonzeptstörungen oder starken Verlustempfindungen führen können (vgl. Proshansky et al. 1983, Weichhart 1990, Fried 2000). Freiwillige Wohnortwechsel markieren hingegen oft den Beginn neuer Lebensphasen oder einer prinzipiellen Umorientierung in Bezug auf die eigene Identität bzw. Rollenkonzeption (z.B. Umzug zum Studienort nach dem Schulabschluss oder in ein Altersheim). (Hummon 1992)

- „**Verteidigungsfunktion**“

Ebenfalls in Hinblick auf das individuelle Sicherheitsgefühl ist die von Proshansky et al. (1983) erwähnte „anxiety and defense function“ der „place identity“, durch die der Schutz der Identität vor verunsichernden oder gefährdenden Einflüssen der physischen Umwelt sichergestellt werden soll. „Territoriales“ Verhalten ist so erklärbar.

- **Wissen über Orientierung in und Nutzung von Räumen**

Nach Proshansky et al. (1983, S. 67f.) sorgen die Kognitionen der „meaning function“ bzw. des „environmental understanding“ dafür, dass die möglichen und erlaubten Nutzungsformen und der intendierte Zweck von Räumen dem Individuum bewusst sind, wobei diese Kognitionen nicht universell, sondern kulturell und sozial verschieden sind.

Die Frage, ob die Eigenschaften und Möglichkeiten eines Settings für die Anforderungen der Rollen, die eine Person wahrnehmen muss, adäquat sind, ist entscheidend dafür, ob diese ihre Rollenerwartungen auch gut erfüllen kann.

• Fähigkeit zur Aneignung und Veränderung von Räumen

Die Kognitionen der „place identity“ bzw. mit ihnen verknüpfte Fähigkeiten, die es erlauben Räume gestalten und verändern zu können, sind für die Identitätsentwicklung und -stabilisierung eines Menschen zentral.⁷

Für Twigger-Ross/Uzzell (1996) haben diese eine direkte Auswirkung auf das Identitätsprinzip der „self-efficacy“, der subjektiv wahrgenommenen Fähigkeit eigene Ziele zu erreichen und Rollenvorstellungen erfüllen zu können. Dabei können Orte mehr oder weniger unterstützend bzw. „manageable“ sein und die Identität in dieser Hinsicht stärken oder bedrohen (Ebd., S. 208).

Auch Proshansky et al. (1983, S.68ff.) erwähnen diesen Aspekt in Hinblick auf die „expressive-requirement function“ und die „mediating change function“.

Die „expressive-requirement function“ wird dann „aktiviert“, wenn ein physisches Setting den Bedürfnissen nicht entspricht und hilft dabei die betreffenden Orte zu „personalisieren“, also deren Eigenschaften so zu verändern, dass sie die eigene, sowohl persönliche als auch soziale Identität bestätigen. (vgl. Graumann 1990b in Bezug auf Raumaneignung im nächsten Kapitel)

Die „mediating change function“ oder „environmental control“ umfasst Kognitionen, die das Wissen um die nötigen Fähigkeiten einen Ort zu verändern und die Normen, die dabei beachtet werden müssen, beinhalten. Sie ermöglicht die Kontrolle bzw. Veränderung von Objekten bzw. Räumen und des Verhaltens anderer Personen und, sollten diese Veränderungen nicht möglich sein, die Anpassung des eigenen Verhaltens um die Diskrepanzen zwischen Anspruch und Möglichkeiten zu verringern.

• Stabilisierung der Identität durch räumliche Identifikation

Räumliche Identifikationen sind nicht nur ein Element eines emotionalen Verhältnisses zu Orten (darüber mehr im Abschnitt über Ortsbindungen), sondern auch ein wichtiger identitätsstabilisierender Faktor.⁸

⁷ Theorien zur Raumaneignung werden im nächsten Abschnitt näher besprochen, hier soll es um die für die Identität relevanten Aspekte der Aneignung und Gestaltung von Räumen gehen.

⁸ Die Begriffe Identität und Identifizierung werden in manchen Aufsätzen (Weichhart 1990, Hummon 1992) synonym verwendet, bezeichnen jedoch verschiedene Phänomene. Identifikationsprozesse, verstanden als die „Aneignung von Merkmalen oder Funktionen eines Objekts durch das Subjekt“, sind zwar ein „Hauptmechanismus der psychologisch und sozialpsychologisch beschreibbaren Persönlichkeitsentwicklung“ (Seidler 2002, S. 325f.), Identität muss jedoch als umfassenderes „Prozeßgeschehen, das zwischen dem Personen-Kern mit seinen Strukturen Ich-Es-Überich, den Selbst- und Objektrepräsentanzen und der Übernahme bestimmter sozialer Rollen, Verhaltensnormen und Überzeugungen anzusiedeln ist“ (Bohleber 2002, S. 328) gesehen werden.

Eine Identifikation mit dem Wohnort oder die *Selbstdefinition* als „Stadtmensch“ können zur Unterscheidung von anderen Menschen bzw. zur Selbstbeschreibung dienen (und somit die Überzeugung der eigenen „distinctiveness“ unterstützen), aber auch z.B. in Form von Stolz zu erhöhtem *Selbstwertgefühl* („self-esteem“) beitragen. (Twigger-Ross/Uzzell 1996) Auch Städtenamen, Grenzen, lokale Kulturen, Bevölkerungshomogenität eines Gebietes und Zeichensysteme (Gestaltung und Symbole) können nach Göschel (1987) u.a. zur Identifikation herangezogen werden.

Orte können außerdem mit Erinnerungen und Erlebnissen verknüpft und so für das Individuum symbolisch und emotional „besetzt“ werden. Sie werden so zur „symbolic extension of the self“ (Hummon 1992, S. 258) bzw. zur „*Projektionsfläche für das personale Ich*“ (Weichhart 1990, S. 23). Weichhart (1990) zufolge können Orte auch zum Träger *kollektiver Erinnerungen* (z.B. an historische Ereignisse), kultureller Identitäten, Ideologien, also zum Ausdruck sozialer Verhältnisse werden. Gebhardt et al. (1995) merken an, dass die Grenzen zwischen individuellen und gruppenbezogenen Ortsidentifikationen schwer zu ziehen sind, da sie im Individuum in einer Wechselwirkung auftreten.

Die individuelle Identifikation mit Raumausschnitten bzw. bestimmten Arten von Orten erfolgt jedoch, wie jedes menschliche Verhältnis zum Raum, *habitusabhängig*. Das „Image“ von Orten (also deren symbolische „Aufladung“) spricht sehr oft ganz bestimmte Lebensstilgruppierungen an. Diese Orte dienen hier als „nonverbal medium“ (Hummon 1992, S. 259), das nach „außen“ hin zur Selbstdarstellung bzw. Kommunikation von Status und Lebensstil und nach „innen“ hin zur Identifikation verwendet werden kann.

Bei der Unterscheidung der letzten beiden dargestellten Funktionen muss jedoch hinzugefügt werden, dass diese einander überlappen. So kann der Ausdruck der individuellen oder sozialen Identität sowohl über die Aneignung z.B. in Form der Gestaltung des Wohnraums oder der kollektiven Markierung durch regelmäßige Nutzung als auch über die v.a. emotionale Identifikation mit einem „hippen“ oder „gemütlichen“ Stadtviertel erfolgen.

Die im nächsten Kapitel als eine Form von Raumaneignung beschriebene *Ortsbindung* hängt, wie schon oben bei der Funktion der räumlichen Identifikation erwähnt, mit der Ausbildung der Ortsidentität eng zusammen. Dennoch muss, was in einigen Aufsätzen (etwa Cuba/Hummon 1993) m.E. nicht konsequent gemacht wird, zwischen Ortsbindung und Ortsidentität unterschieden werden, wobei die Meinungen in Bezug auf das Verhältnis von Bindung und Identität jedoch auseinander gehen.

Nach Twigger-Ross/Uzzell (1996, S. 206ff.) trägt „attachment with a place“ zu einer Stärkung und Entwicklung der Identität bei. Für Proshansky et al. (1983) ist „place belongingness“ als emotionale Verbundenheit mit bestimmten Orten ein Teil der „place identity“, den aber nicht alle Menschen entwickeln können. Sie setzt voraus, dass die „place identity“ besonders viele positiv konnotierte Kognitionen in Bezug auf einen Ort umfasst, die die negativ konnotierten bei weitem übertreffen. (Ebd., S. 76ff., ähnlich Weichhart 1990) Diese stellt nach deren Verständnis allerdings mehr als bloßes „attachment“, also emotionale Bindung, dar, sie ist „a complex cognitive structure which is characterized by a host of attitudes, values, thoughts, beliefs, meanings and behaviour“ (Ebd., S. 62).

2.3. Raumaneignung

Das Konzept der Raumaneignung ist schon im ersten Kapitel kurz angesprochen worden und zwar in Bourdieus Analyse des „angeeigneten physischen Raums“ (Bourdieu 1992). Der „klassische“ Aneignungsbegriff meint vor allem die kognitive Aneignung der physischen Umwelt (Gegenstände, z. B. Werkzeuge, und Räume) bzw. von gesellschaftlich vermittelten Umgangsformen mit dieser in der/durch die tätige Auseinandersetzung mit dieser Umwelt.

Wie ich am Ende dieses Kapitels darlegen möchte, verstehe ich „Aneignung“ aber als mehrere Aspekte des Raumverhaltens umfassend. Auch soll gezeigt werden, dass das Raumaneignungskonzept in teilweise adaptierter Form sowohl unter einer phänomenologischen Perspektive als auch unter den Prämissen eines relationalen Raumverständnisses betrachtet werden kann. Auf den Begriff der Aneignung und seine Definition bzw. dessen Ursprünge möchte ich im Folgenden etwas näher eingehen

2.3.1. Der klassische Aneignungsbegriff

Der Aneignungsbegriff, auf den in der Sozialökologie meist Bezug genommen wird, stammt ursprünglich aus der sogenannten kulturhistorischen Schule der Psychologie (Wygotski, Leontjew, Luria, vgl. Graumann 1990b). Er geht zurück auf Marx und basiert auf einem historisch-materialistischen Verständnis der Entwicklung der Menschheit und der Individuen. Später wurde das Aneignungskonzept in den Werken von Klaus Holzkamp bzw. in der Kritischen Psychologie aufgegriffen, danach jedoch nach Deinet/Reutlinger (2005) nur wenig weiter entwickelt.

Aneignung wird in der klassischen Konzeption einerseits verstanden als der „historische Prozeß der menschlichen Aneignung der Natur (ihrer Rohstoffe und Kräfte) und daraus

resultierender Produkte“ und andererseits als der „biographische Prozeß der individuellen Aneignung“ (Graumann 1990b, S. 125).

Individuelle Aneignung eines Gegenstands meint die „Aneignung des Umgangs mit dieser Art Gegenstand, wie dieser Umgang von Mitmenschen vermittelt worden ist“ (Graumann/Kruse 1978, S. 184). Gegenstände (bzw. Räume) werden also nicht als solche angeeignet, sondern nur deren Nutzungsformen. Aneignung ist kein individueller Akt, sondern nach Graumann in doppelter Hinsicht sozial vermittelt: dadurch, dass der Umgang mit Gegenständen ein soziales Konstrukt ist, das über die Generationen weiter gegeben wird und dadurch, dass er durch andere Menschen beigebracht werden muss. (Graumann 1990b, S. 124) Die Benennung der Gegenstände durch den Erwachsenen lassen das Kind an einem Gegenstand Eigenschaften und Nutzungsmöglichkeiten entdecken, die es sonst nicht entdeckt hätte. (Leontjew 1973, vgl. Deinet 1999) Der Umgang mit der bzw. Haltungen und Verhaltensformen in Bezug auf die physische Umwelt werden also durch in Sozialisationsprozessen erworbene Einstellungen und Werthaltungen – Bourdieu würde wohl Habitus dazu sagen – geprägt und sind daher stark von der sozialen bzw. kulturellen Verortung des Individuums abhängig.

Die gesamte Entwicklung eines Menschen könnte demnach als ein Aneignungsprozess der ihn umgebenden gesellschaftlichen Umstände, in die er hinein geboren wurde, verstanden werden und ist also kein (von außen beeinflusster) innerpsychischer Prozess, sondern das Resultat einer „tätigen Auseinandersetzung mit der Umwelt“ (Deinet/Reutlinger 2005, S. 298).

Nach der klassischen Theorie eignet sich der Mensch durch das Erlernen des „richtigen“ Umgangs mit einem Gegenstand gleichzeitig auch dessen Entstehungsgeschichte, und darin vergegenständlicht die der ganzen Gesellschaft bzw. Kultur, deren Produkt er ist, an. So sieht Leontjew Aneignung als ein grundlegendes *Entwicklungsprinzip der Menschheit*, da durch sie das Wissen und die Fähigkeiten, die im Laufe der Geschichte in Bezug auf die Produktivkräfte bzw. Gegenstände ausgebildet wurden, über individuelle Lernprozesse an die nächste Generation übermittelt werden können.

Dieser individuelle Aneignungsprozess ist mit einer kognitiven und praktischen Leistung des lernenden Individuums verbunden, die der im Gegenstand „verkörperten“ Tätigkeit nicht völlig entspricht, aber ihr adäquat ist (Ebd., S. 30).

Leontjews historisch-materialistische Herangehensweise beachtet, wie Deinet (1999) anmerkt, die historische Gewordenheit der Gegenstände und den gesellschaftlichen Charakter der Fähigkeiten, die Menschen in Bezug auf diese entwickeln. (Ebd.)

Durch die Aneignung des Umgangs mit Gegenständen spiegelt sich der Mensch in diesen wieder und verändert sich selbst durch diese (Selbst-)Verwirklichung in der Umwelt. Dieser auch für die Identität eines Menschen wichtige Aspekt wurde schon im Kapitel über Ortsidentität als eine Funktion der „place identity“ erwähnt.

2.3.2. Raumaneignung als Raumkonstitution

Der von Leontjew entwickelte Aneignungsbegriff bezieht sich nicht explizit auf Räume, lässt sich nach Deinet (1999) aber gut auf diese ausweiten. Dies liege daran, dass sich gesellschaftliche Verhältnisse in räumlichen Strukturen einschreiben und Menschen (vor allem Kinder und Jugendliche) über Räume mit diesen konfrontiert werden. Auch Räume müssen wie Gegenstände in ihren gesellschaftlichen Bedeutungen „erlernt“ und dekodiert (und somit nutzbar gemacht) werden. Die sozial vorgegebenen Strukturen bestimmen die Möglichkeiten und Grenzen der individuellen Aneignungsformen.

Angeeignet ist ein Raum nach Graumann/Kruse dann, wenn in ihm „Orientierung, also Handlungsentwurf und -realisation“ möglich ist, die wiederum vermittelt wird durch in der Sozialisation angeeignetes kulturelles Wissen. (Graumann/Kruse 1978, S. 185)

Nach dieser überblicksmäßigen Schilderung von Aneignungskonzepten muss hier im Hinblick auf die im ersten Kapitel geschilderten Raumkonzeptionen noch ein gewichtiger Einwand eingebracht werden, den auch Deinet (1999) erwähnt. Die eben geschilderten Aneignungsbegriffe gehen nämlich von einer Gegenüberstellung von Raum und Mensch bzw. Raum und Handeln aus, ebenso wie in den u.a. von Löw (2005) kritisierten „Behälterraum“-Theorien. Raum wird nicht als konstituiert durch menschliche Syntheseleistung, sondern als vorgegeben und dann durch den Menschen angeeignet verstanden.

Deinet (1999, S. 52ff.) plädiert daher dafür das Aneignungskonzept auf das relationale Raumverständnis zu beziehen. Demnach wird die Raumkonstitution selbst als Aneignung verstanden – *Raum entsteht also durch Aneignung*. Die soziale Vermittlung der Umgangsformen mit Raum geschieht auf die gleiche Weise wie im „traditionellen“ Konzept, nur das Verständnis von Raum ist ein Anderes.

Die zunehmende „Verinselung“ (Zeiher 1989) der Raumerfahrung, auf die im dritten Kapitel noch näher eingegangen werden soll, und die Konfrontation mit virtuellen und medialen Welten, die das Gefühl für Raum-Zeit-Gefüge bzw. Distanzen grundlegend verändert, lassen sich durch so ein Raum- bzw. Aneignungskonzept besser erklären. (vgl. Löw 2005, Deinet

1999) Mit der Adaption der traditionellen Raumaneignungstheorie und einem relationalen Raumkonzept kann die gedankliche Zusammenfassung dieser verinselten, realen und virtuellen, Räume zu einem subjektiv erfahrenen Raum als Raumkonstitution bzw. Raumaneignung verstanden werden.

Somit möchte ich zusammenfassend einen *Raumaneignungsbegriff* vorschlagen, der unter einer *phänomenologischen* Perspektive betrachtet und im Rahmen eines *relationalen* Raumkonzepts gedacht wird. Die „Kompatibilität“ dieser Theorien bzw. Betrachtungsweisen liegt m.E. darin, dass alle Ansätze von der subjektiven Raumerfahrung und -konstitution ausgehen (müssen). So erwähnt auch Graumann in Bezug auf Raumaneignungstheorien deren Nähe zu phänomenologischen Ansätzen (Graumann 1990b, S. 129) und Deinet (1999), wie oben geschildert, die Möglichkeit, Raumaneignung als Raumkonstitution zu verstehen.

2.3.3 Physische, kognitive und emotionale Raumaneignung

Als Beispiele für Raumaneignung nennt Graumann die Aneignung von Stadträumen durch Kinder. Diese drückt sich aus als *Bedeutungsverleihung*, *Benennung*, *Nutzung* und *Veränderung* der Räume für eigene Zwecke, aber auch in „territorialem“ Verhalten, das Räume durch regelmäßige Nutzung (v.a. einer Gruppe) als „eigene“ markiert und mit einer Identifizierung einher gehen kann (Graumann 1990b, S. 127). Diese identifikatorischen Formen der Raumaneignung sind im Kapitel über Ortsidentität kurz beschrieben worden bzw. stellen auch eine Art von Ortsbindung dar. In Bezug auf *territoriale* Aneignung spielen nach Graumann Abgrenzungen zwischen Gruppen eine große Rolle, in ihnen kann also auch soziale Differenzierung zum Ausdruck kommen. Ein auch m.E. wichtiger Aspekt der Raumaneignung ist die *symbolische* Raumaneignung, diese kann z.B. als politische Protestaktion (Besetzungen), Graffiti, Zerstörung und Personalisierung (etwa von Büros und Wohnräumen) erfolgen (Ebd.). Allen diesen symbolischen Aneignungen ist gemeinsam, dass den räumlichen Gegebenheiten ein „persönlicher“ – individueller oder auch kollektiver – Stempel aufgedrückt werden soll, die Veränderung von Räumen wird so zu einer Ausdrucksform von Gruppen und Individuen, die sich in der geplanten Architektur nicht wieder finden können. Auch hier zeigt sich das Bedürfnis des Menschen, sich durch Aneignung in seiner Umgebung wieder zu spiegeln.

Graumann/Kruse zählen auch *kognitive und sprachliche* Repräsentation von Raum zu den Raumaneignungsformen. Schon auf dieser Ebene lassen sich große milieubedingte

Unterschiede zwischen verschiedenen, auf einen Raumausschnitt bezogenen mentalen Landkarten feststellen (Graumann/Kruse 1978, S. 187).

Bezugnehmend auf diese von Graumann/Kruse (1978) vorgenommene erweiterte Definition von Raumaneignung soll auch in dieser Arbeit der Begriff jede Auseinandersetzung des Individuums mit dem Raum (und damit einhergehend jede Raumkonstitution) bezeichnen. Auch die kognitive Raumorientierung oder ein emotionaler Bezug zu Orten beruhen durch die gedankliche Repräsentation/Konstitution von Raumausschnitten bzw. deren Verknüpfung mit Emotionen auf einem (mental und emotionalen) Aneignungs- bzw. Konstitutionsprozess. Angeeigneter Raum ist somit individuell erlebter und erschaffener Raum in physischer, kognitiver, emotionaler und symbolischer Hinsicht.

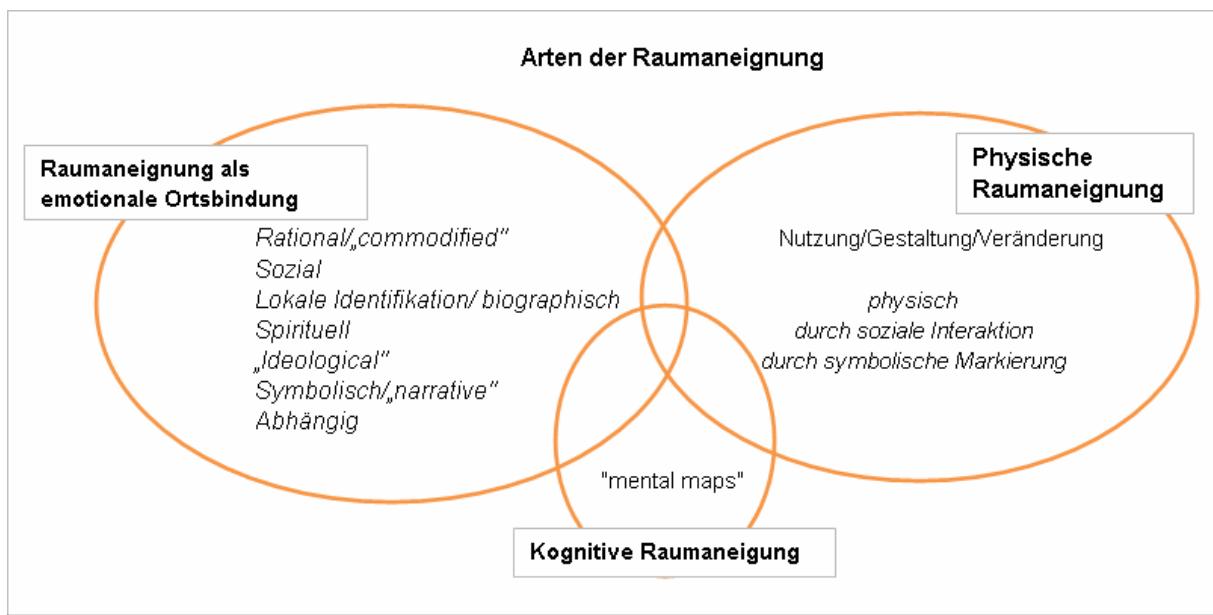


Abb. 1, eigene Grafik.

Die Erforschung **kognitiver Repräsentationen** von Raumausschnitten befasst sich vor allem mit räumlichen Orientierungsprozessen (kognitiven Landkarten), mit Fragen städtebaulicher Gestaltung sowie der Verarbeitung von Informationen über die wahrgenommene Umwelt, wie z.B. von Lynch (1989) beschrieben (vgl. Weichhart 1990, Lalli 1988, Graumann 1990b). Die Trennung zwischen kognitiver und emotional konnotierter Raumaneignung ist lediglich analytisch möglich. Die kognitiven Repräsentationen von Raumausschnitten haben nach Weichhart immer eine „konnotative“ Bedeutung, sie werden mit Bewertungen, Emotionen und Präferenzurteilen verknüpft (Weichhart 1990, S. 22).

Unter **physischer Raumaneignung** verstehe ich die konkrete Nutzung, Veränderung und Gestaltung von Räumen, also die oben beschriebene engere Definition von Raumaneignung. Die Aneignung des Raums kann auf Aktivitäten, dort stattfindenden sozialen Kontakten oder der eben erwähnten symbolischen „Besetzung“ (Markierung, Personalisierung usw. durch Nutzung und Gestaltung) von Orten basieren.

Durch vor allem regelmäßige soziale Interaktionen an bestimmten Orten wird nicht nur ein neuer Raum mit neuen Nutzungsmöglichkeiten geschaffen – nach Löw (2005) sind Menschen ja ebenso raumkonstituierende Elemente wie andere physische Objekte – sondern kann auch symbolisch „besetzt“ werden (z.B. die Parkbank beim Ballspielkäfig, die einer ganz bestimmten Gruppe Jugendlicher „gehört“).

Im empirischen Teil dieser Arbeit sollen weniger die kognitiv-emotionalen „Inhalte“ dieser Raum-Repräsentationen der Befragten das Thema sein, sondern deren persönliche Bindung an für sie relevante Orte (Raumaneignung als Ortsbindung) in Verbindung mit der konkreten Nutzung dieser Orte (physische Raumaneignung). Genauer möchte ich nun auf ersten Aspekt, auf die Ortsbindung als das emotionale Verhältnis zu Räumen, eingehen.

2.4. Emotionale Raumaneignung durch Ortsbindung

Bei der Untersuchung des Verhältnisses von Menschen zu den für sie relevanten Räumen ist ihre subjektiv wahrgenommene, meist emotional konnotierte, Bindung von besonderer Bedeutung. Ich möchte hier einige, meist auf Erhebungen basierende, Erkenntnisse und theoretische Konzepte verschiedener räumlicher Bindungsformen anführen.

Begrifflich scheint in der Forschung auf diesem Gebiet ein ziemliches Durcheinander zu herrschen – was auch an der interdisziplinären Natur des Phänomens liegen könnte – bei näherer Betrachtung überschneiden sich die Konzepte jedoch zu einem großen Teil inhaltlich. Auch Cross (2001) und Hidalgo/Hernandez (2001) kritisieren die uneinheitliche Verwendung des Konzepts, das in so verschiedenen Disziplinen wie Anthropologie, Umweltpsychologie, Geographie, Landschaftsarchitektur bzw. -geschichte und Soziologie verwendet wurde.

Gebhardt et al. (1995), Reuber (1993, 1995) und Sachs (1993, 1995) diskutieren in ihren umfassenden Studien zur *Ortsbindung*⁹ in verschiedenen Kölner Stadtvierteln mögliche Einflussfaktoren auf Ortsbindungsformen. Es liegt für sie immer dann eine Ortsbindung vor,

⁹ Die Forschungen zur Ortsbindung wurden sowohl quantitativ (Sozialraumanalysen, Befragungen) als auch qualitativ (Auswertung literarischer Texte, Leitfadeninterviews) und anhand verschiedener Fragestellungen (Ortsbindung in der Großstadt, Ortsbindung von MigrantInnen, Verflechtungen mit dem Umland, Rolle der räumlichen Umwelt für die Entstehung der Ortsbindung) durchgeführt.

wenn jemand seinen Wohnsitz nicht wechseln möchte (ebenso bei Hidalgo/Hernandez 2001 und Cross 2003).

Altman/Low (1992) zeigen in dem von ihnen herausgegebenen Sammelband verschiedene Aspekte des vor allem in Amerika diskutierten Konzepts „*place attachment*“ auf, das im Wesentlichen dem der Ortsbindung entspricht. Sie definieren „*place attachment*“ als ein komplexes Phänomen, das aus mehreren Perspektiven betrachtet werden muss, der der (positiven und negativen) Affekte, der Orte selbst, der sozialen Akteure und Beziehungen und der des zeitlichen Aspekts.

Andere, nur schwer davon abzugrenzende bzw. synonyme Begriffe, die in diesem Zusammenhang auftauchen, sind „*sense of place*“ (Cross 2001; Hummon 1992), „*community attachment*“ (Hummon 1992) und „*place identity*“ (u.a. Proshansky et al. 1983). Der identitätsstabilisierende bzw. -stiftende Aspekt der Ortsbindung wurde schon oben beschrieben.

Hummon (1992) entwickelte in seinem Aufsatz ein Konzept von „*community sentiment*“, bestehend aus den Aspekten „*community satisfaction*“, „*community attachment*“ und „*community identity*“¹⁰, basierend auf einer explorativen, qualitativen Studie in Worcester, Massachusetts. Hummon versteht diese Arten von Umweltbeziehungen als Formen des „*sense of place*“, den er definiert als „*people's subjective perceptions of their environments and their more or less conscious feelings about those environments*“ (Ebd., S. 262, Hervorh. ML). Der „*sense of place*“ beinhaltet also einerseits eine kognitive Perspektive auf die räumliche Umwelt und eine emotionale Reaktion auf diese.

Cross (2001, 2003) führte qualitative Interviews in Nevada County zum „*sense of place*“ der dort lebenden Menschen. Ein Ergebnis ihrer Interpretation war eine auf Hummon (1992) aufbauende, differenziertere Betrachtungsweise des „*sense of place*“. Die von ihr Interviewten wiesen manchmal nämlich nicht nur zu einem, sondern zu mehreren Orten unterschiedliche Arten von Bindungen auf.

¹⁰ Die Bezeichnung „*community attachment*“ (Hummon 1992) ist nur schwer zu übersetzen, da „Gemeinschaft“, „Gemeinde“ oder „Gemeinwesen“ als direkte Übersetzung in der deutschen Sprache eher andere Bedeutungen aufweisen als das v.a. amerikanische Verständnis von „*community*“. Es geht dabei vor allem um die soziale Integration in einen lokalen Zusammenhang bzw. die Identifikation mit den dort wohnenden Menschen. Cross (2003) definiert „*community attachment*“ als „*positive affective bond between an individual and the place in which they reside*, the main characteristic of which is the desire of the individual to maintain closeness to that place“ (Cross 2001, S. 13, Hervorh. ML)

Dieser Wohnort kann je nach individueller Perspektive in seiner Größe sehr variieren. Cuba/Hummon (1993) differenzieren zwischen den Ebenen „*dwelling*“, „*community*“ und „*region*“, geben dabei aber leider nicht an, was genau unter „*community*“ verstanden wird.

Obwohl die Forschungen von Cross und Hummon in Amerika durchgeführt wurden, zeigen sich doch erstaunliche Parallelen zu Studienergebnissen aus Deutschland. Auch wenn der kulturelle Kontext ein anderer ist, scheint mir die Typologie des „sense of place“ auch für diese Arbeit relevant, da sie allgemein genug ist um sie als weitestgehend unabhängig von kulturell spezifischen Inhalten verstehen zu können.

Für Gebhardt et al. ist die Ortsbindung eines Menschen das Ergebnis eines komplizierten „Passungsverhältnisses“ von individueller Verortung und (wahrgenommener) Eigenschaften der Orte, das Produkt einer Wechselwirkung von Bindungsansprüchen der Menschen und Bindungspotential der räumlichen Umgebung (Gebhardt et al. 1995, S. S. 30ff.). Ich möchte nun diese zwei Betrachtungsebenen – den der Orte und den der Individuen – in Bezug auf die Ortsbindung genauer darstellen.

2.4.1. Bindungspotential der Orte

„Place“ bzw. „Ort“ definieren Altman/Low als „space that has been given meaning through personal, group, or cultural processes“ (Altman/Low 1992, S. 5).

Ähnlich verstehen Gebhardt et al. einen Ort als einen „Ausschnitt der Lebenswelt (...), der für einen einzelnen oder eine soziale Gruppe mit Sinn erfüllt ist“ (Gebhardt et al. 1995, S. 27). An der Produktion von Orten sind einerseits sozial geprägte räumliche Strukturen, andererseits die individuelle Interpretation und Anpassung beteiligt.

Bei der Betrachtung der Potentiale von Orten und ihrer Eigenschaften in Bezug auf die Ortsbindung ist immer deren subjektive Wahrnehmung bzw. mentale Repräsentation ausschlaggebend und nicht objektiv messbare Merkmale (Reuber 1995).

- Die Orte, zu denen Bindungen aufgebaut werden, können in ihrer **Größe** stark variieren. Wie Cross anmerkt, haben von ihr Interviewte eine emotionale Bindung an Raumausschnitte von der Größe eines Felsens an einem Fluss bis zu einer ganzen geographischen Region aufbauen können (Cross 2001, S. 2). Mehrere AutorInnen (v.a. Cuba/Hummon 1993, Hidalgo/Hernandez 2001) kritisieren, dass in vielen Studien zu „place attachment“ nur die räumliche Ebene der Nachbarschaft untersucht werde, was eine zu undifferenzierte Betrachtung des Phänomens sei. So war ein Ergebnis der Studie von Hidalgo/Hernandez (2001), dass die Bindung zur Nachbarschaft die geringste im Vergleich zur Bindung zu Haus/Wohnung und Stadt war; auch Cuba/Hummon (1993) konnten verschiedene, oft gleichzeitig existierende Identifikationen mit den Ebenen „dwelling“, „community“ und „region“ feststellen.

Aus diesem Grund war es auch bei der Konzeption dieser Diplomarbeit wichtig, die Bindungen zu verschiedenen Raumebenen so gut wie möglich zu erfassen.

Außerdem müssten nach Altman/Low auch symbolische, fiktive und unbekannte Orte Gegenstand einer umfassenden Betrachtung sein.

- Eine wichtige Frage ist die Bedeutung von **sozialen Beziehungen**, die an bestimmten Orten stattfinden und mit ihnen in Verbindung gebracht werden. Diese sind nach Altman/Low mindestens gleich bedeutend, wenn nicht bedeutender, als die Bindung zu den Orten als solche. (Altman/Low 1992, S. 7; vgl. auch Gebhardt et al. 1995, S. 33) In der subjektiven Wahrnehmung werden Bewertungen von Orten oft mit den dort stattfindenden positiv oder negativ erlebten Kontakten zu anderen Menschen verknüpft. Solche auf sozialen Beziehungen gründende Bindungen werden besonders dann sichtbar, wenn etwa Naturkatastrophen oder die „Neugestaltung“ von Stadtvierteln lokal gebundene soziale Zusammenhänge von Menschen auseinander reißen und bei den Betroffenen Gefühle wie Trauer und Verlust erzeugen (Fried 2000).

- Gebhardt et al. betonen auch die wichtige Einflussnahme von Medien, die **Bilder** und Wertigkeiten in Bezug auf Räume produzieren, auf die Herausbildung von Ortsbindungen. Dies gilt in besonderem Maße für Räume, die nicht selbst angeeignet und erfahren werden können, hier „springen“ Bilder und Vorstellungen aus anderen Quellen ein, was sich auch in der von Gebhardt et al. durchgeführten Forschung bestätigte (Gebhardt et al. 1995, S. 10). Die Raumwahrnehmung in Großstädten ist „funktional differenziert“ und dementsprechend segmenthaft und selektiv, daher haben Ortsbindungen auf gesamtstädtischer Ebene kaum Bezug zur „realen“ Raumstruktur (Ebd., S. 28). Jedoch ist es nach Gebhardt et al. wichtig anzumerken, dass jedes Raumerleben „Imageerleben“ ist, da wir Raum nie „an sich“, sondern immer nur als mentale Repräsentation wahrnehmen können. Somit ist auch das direkte und unmittelbare Erleben von Raum ein über die Wahrnehmung vermitteltes (Ebd., S. 10).

- **Ästhetische** Merkmale, die bei der Ortsbindung eine Rolle spielen, sind räumliche Eigenschaften und Elemente wie Überschaubarkeit, Grenzen, Strukturiertheit, „Landmarks“ usw. Sie übernehmen also eine strukturierende Funktion und erleichtern oder erschweren so Orientierung und positive Bewertung (Reuber 1995, S. 63ff). „Landmarks“, die unmittelbar mit der Stadt oder einem Gebiet identifiziert werden, spielen v.a. auf höherer Maßstabsebene eine wichtige Rolle. Doch auch auf viertelsbezogener Ebene können Landmarks Ankerpunkte für die Ortsbindung sein, da diese aktionsräumlich auch nur selektiv genutzt wird (Gebhardt et al. 1995). Die empirischen Befunde bezüglich der Frage, ob eine „lesbarere“ (Lynch 1989)

Stadt auch eine höhere Bindung ermöglicht, sind nach Cuba/Hummon (1993) jedoch widersprüchlich.

- Orte können auch **symbolisches** Potential aufweisen und kollektiver Identifikation bzw. individueller Erinnerung an Erlebnisse an bestimmten Orten dienen. Physische Strukturen werden mit symbolischen Inhalten verknüpft, da Orte für Menschen die Eigenschaft haben, zu Trägern ihrer Erinnerungen zu werden. So erinnern wir uns meist anhand der Orte, an denen wir bestimmte Erlebnisse hatten, an diese; die Erinnerungen werden an die Orte geknüpft und so zum „Geist“ eines Ortes (Reuber 1995, S. 65, vgl. auch Reuber 1993). Als kollektive Symbole eignen sich nach Reuber (1995) meist gewachsene (nicht geplante) und historische Bausubstanz.
- Das **funktionale** Potential der räumlichen Umgebung ist nach den Erkenntnissen von Gebhardt et al. für die Ortsbindung im Vergleich zu den anderen Faktoren weniger bedeutend (Gebhardt et al. 1995, S. 35).

2.4.2. Bindungsansprüche der Menschen

- Die Ansprüche der Individuen an ihre Umgebung ergeben sich zum Einen aus der **kindlichen Sozialisation** (die Aneignung des Ortes, an dem man aufgewachsen ist), die einerseits die eigene räumliche Identität prägt und andererseits eine Art Bewertungsmaßstab für jeden danach angeeigneten Raum darstellt (Gebhardt et al. 1995).
- Zum Zweiten bestimmt die **Lebensphase** wesentlich die Ansprüche an die Umgebung. So haben etwa junge Erwachsene nach den Ergebnissen von Reuber (Reuber 1993) eine geringere kleinräumige Ortsbindung und eine höhere an die Stadt als Ganze bzw. größere Maßstabsebenen als ältere Menschen, wie auch Hummon (1992), Cuba/Hummon (1993) und Hidalgo/Hernandez (2001) in ihren Studien bestätigen können. Auch die Geburt von Kindern beeinflusst die Bindungsform an die Umgebung.
- In Bezug auf die Ortsbindung spielt nach Hummon (1992) der **soziale Status** nur an den „extremen“ Polen eine Rolle. Angehörige der „Oberschicht“ sind eher an der Gesamtstadt orientiert bzw. mobiler als VertreterInnen der „Unterschicht“, die auf lokaler Ebene auch öfter stark sozial integriert sind. Zu diesem Ergebnis kamen auch Hidalgo/Hernandez (2001).¹¹ Es könnte aber eingewandt werden, dass auch die mobilen und besser gestellten Milieus

¹¹ Das Merkmal „Klasse“ musste etwa aus der Analyse wegen zu geringer Signifikanz heraus genommen werden, während bei Alter und Geschlecht Unterschiede feststellbar waren.

vielleicht eine sich räumlich weiter erstreckende, aber dennoch eine sehr selektive Raumnutzung haben, da auch sie v.a. milieuspezifische Räume aufsuchen.

- Bezuglich des **Geschlechts** können Unterschiede in der Ebene der Bindung festgestellt werden: Frauen tendierten Studienergebnissen zufolge eher dazu, die Wohnung/das Haus bzw. die lokale Nachbarschaft als z.B. die Region als „spatial reference point“ (Cuba/Hummon 1993, S. 115) zu haben bzw. generell stärkere Bindungen auf allen Ebenen aufzuweisen (Hidalgo/Hernandez 2001). Es ist davon auszugehen, dass geschlechtsspezifisches Raumverhalten sich auch in der Bindung an bestimmten Geschlechtsrollen zugewiesene Orte bzw. in der Art der Bindung ausdrückt.
- Gebhardt et al. nennen die **Wohndauer** als wichtigen Einflussfaktor. Sie korreliert stark mit der Intensität der Ortsbindung, wie u.a. auch von Cuba/Hummon (1993) bestätigt. Aneignung und „Inkorporation“ von Orten braucht Zeit, die an diesem Ort verbracht wird.
- Wie in Bezug auf die Wahrnehmung von Orten erwähnt, spielen soziale Beziehungen eine wichtige Rolle für das Verhältnis zu den Orten, an denen sie stattfinden. Die **soziale Integration** eines Individuums in einen lokalen Zusammenhang müsste daher starke Auswirkungen auf dessen Bindung an diesen haben. So haben die Studien von Gebhardt et al. ergeben, dass die Intensität der Bindung auf Stadtviertelsebene stark mit diesem Faktor variiert. Je umfassender die sozialen Kontakte in diesem Gebiet, desto größer ist das „individuelle Subviertel“ (Gebhardt et al. 1995, S. 28) und desto stärker die Bindung. Auch Cuba/Hummon (1993) kamen in Bezug auf Aktivitäten (Treffen von Freunden in der Region/“community“, Teilnahme an „townmeetings“ usw.) zu einem ähnlichen Ergebnis.
- Die subjektiv wahrgenommene **physische Wohnsituation** ist nicht irrelevant, hat aber im Vergleich zu oben genannten Faktoren auf die Intensität der Ortsbindung weniger Auswirkung (Gebhardt et al. 1995, Hummon 1992).

2.4.3. ARTEN der Ortsbindung

Ausgehend von den AutorInnen Hummon (1992), Cross (2001, 2003), Gebhardt et al.(1995) und Graumann (1990b) möchte ich nun folgende Differenzierung von Ortsbindungstypen vorschlagen. Es ist anzumerken, dass sich fast alle AutorInnen auf die Bindung zur Wohnumgebung beziehen (wobei nicht strikt vorgegeben ist, ob das nun die Wohnung, das Viertel bzw. lokale Nachbarschaft, die Stadt oder Region ist). Diese Arten können sich dann wiederum in ihrer Intensität unterscheiden.

Cross (2001) und Gebhardt et al. (1995) erwähnen, dass eine Typisierung nach räumlichen oder sozialen Kriterien nicht zielführend sei, da verschiedene Typen von Bindung bei einer Person gleichzeitig zu verschiedenen Orten auftreten bzw. diese sich im Laufe der Zeit auch verändern können und es daher am sinnvollsten sei, zwischen Formen der Ortsbindung selbst zu unterscheiden.

- **Rationale Ortsbindung** bzw. „**commodified relationship**“: Resultat einer Entscheidung aufgrund der Vorstellung des idealen Wohnorts und den Eigenschaften des gewählten Wohnorts, z.B. funktionale und infrastrukturelle Gegebenheiten, Natur, Freizeitgestaltungsmöglichkeiten usw. Cross beschreibt sie als vorrangig kognitive Beziehungen, die sich vor allem auf Dinge und physische Eigenschaften beziehen, wobei diese m.E. durchaus auch emotional konnotiert sein kann.

- **Soziale Ortsbindung**: die Bindung an Orte, an denen Menschen leben, zu denen man intensiven Kontakt hat.

- **Lokale Identifikation** bzw. **biographische Ortsbindung**: intensivste Form emotionaler Raumbindung, die meist solchen BewohnerInnen vorbehalten ist, die an dem Ort auch aufgewachsen und deren Ortsbindung starke biographische Bezüge aufweist.

Eine Voraussetzung für ihre Herausbildung ist die Zeit, die an einem Ort verbracht wird.

- **Spirituelle Ortsbindung**: braucht nicht unbedingt Zeit um sich zu entwickeln, sie passiert oft unerwartet und beruht auf einem „*deep sense of belonging or resonance*“ (Cross 2001, S. 4). Sie unterscheidet sich von anderen Beziehungen in ihrer Intuitivität, sie wird nicht rational gewählt oder gesucht.

- „**Ideological relationships**“: zeichnen sich durch ihren Reflexionsgrad aus und beruhen auf bewussten Werten und ethischen Überzeugungen darüber, wie Menschen mit ihrer Umwelt umgehen sollten. Diese können säkular oder religiös inspiriert sein. Cross betont, dass alle Ortsbeziehungen auf „*Ideologie*“ beruhen, doch den Wenigsten sind diese zugrunde liegenden Werthaltungen bewusst.

- **Symbolische Ortsbindung** bzw. „**narrative relationships**“: individuelle oder kollektive symbolische „*Aufladung*“ von Orten als Träger von Erinnerungen, historischen Ereignissen, Mythen, Familiengeschichten usw. (vgl. oben zum symbolischen Potential von Orten). In diesen Bildern, die nicht nur in Familien und Schule, sondern auch über die Medien vermittelt werden, werden auch verschiedene Vorstellungen den Umgang mit den Orten betreffend transportiert.

- **Abhängige Ortsbeziehungen:** Beziehungen, die auf Abhängigkeit basieren, kommen durch nicht vorhandene oder stark eingeschränkte Wahlmöglichkeiten zustande; meist geht es um die notwendige (oder als notwendig empfundene) Nähe zu einer oder mehreren Personen bzw. einem Arbeitsplatz. Besonders Kinder und ältere Menschen sind hier betroffen. Daher klassifiziert Cross (2001) diese Beziehungen als vorrangig physische, da es um die Nähe zu Personen, Möglichkeiten oder Dingen geht. Solche Beziehungen werden emotional negativ beurteilt. Die Differenzen zu früher bewohnten oder anderen Orten werden bewusst reflektiert.

2.4.4. INTENSITÄT der Ortsbindung

Ortsbindungen lassen sich auch nach ihrer Intensität unterscheiden.

Hummon differenziert zwischen „**ideological**“ und „**everyday rootedness**“ als Typen, die eine besonders hohe Ortsbindung aufweisen (Hummon 1992, S. 265ff.). Während die ideologische „rootedness“ auf sehr bewussten Überzeugungen darüber, wie Mensch und Umwelt interagieren sollen, basiert (ein Beispiel wären ökologisch orientierte „Aussteiger“), beruht die andere Form meist auf der Tatsache, dass die Person an diesem Ort aufgewachsen ist und v.a. biographische und lokale Vorstellungsbilder in Bezug auf den Ort hat.

Cuba/Hummon (1993) bezeichnen die zweite Form der „rootedness“ in seiner extremsten Ausprägung als „**insidedness**“, die von den Menschen sowohl in physischer, sozialer und autobiographischer Hinsicht in Bezug auf den Ort erlebt wird, jedoch meist unbewusst bleibt, da andere Ortserfahrungen meist fehlen.

Die Identifikation mit dem Ort ist bei der ersten Form der „rootedness“ hoch, weil sehr bewusst, bei der zweiten eher niedrig, weil nicht reflektiert.

Ein anderer Typ von „sense of place“ ist „**place alienation**“ (Ebd., 269f.), also Entfremdung von und Ablehnung der derzeitigen Wohnumgebung. Die Wahl des Wohnorts war oft erzwungen bzw. nicht freiwillig. Es finden starke Vergleiche mit anderen, früheren Wohnorten statt. Für Cross (2001) ist diese Entfremdung oft durch den Verlust starker Bindungen zu einem früheren Wohnort zu erklären. Sowohl für Menschen, die sich von ihrem Wohnort entfremdet oder in ihm verwurzelt fühlen, hat dieser eine hohe Signifikanz, das sich stark emotionale Reaktionen in Bezug auf die Orte finden lassen.

Dies gilt nicht für die letzten beiden Typen, „**uncommitted placelessness**“ und „**relativity**“ (Ebd., 271f.). Die emotionale Bindung ist in beiden Fällen nicht hoch. Auf den ersten Blick

wirken sie ähnlich, sie unterscheiden sich jedoch in Bezug auf den Grad der Reflexion des eigenen Verhältnisses zur Umgebung beträchtlich.

„Placelessness“ bedeutet eine geringe Auseinandersetzung mit der bzw. neutrale Einstellung zur räumlichen Umgebung – die nach Cross (2001, S. 11) auch abhängig vom Alter ist, da die Herausbildung von Ortsbindungen Zeit braucht – und ein Fokus auf das eigene Zuhause.

Während auch die lokale Identität keine Rolle spielt, so ist dies bei Menschen mit einer „relativistischen“ Einstellung schon der Fall. Diese setzen sich sehr bewusst mit ihrer Umgebung auseinander und identifizieren sich nach einer Zeit auch mit ihnen, entwickeln jedoch, z.B. aufgrund hoher Mobilität, keine starken emotionalen Bindungen. Sie verfügen nach Cross im Gegensatz zu „ortlosen“ Menschen über einen „mobile sense of home“ (Cross 2001, Ebd.). Sie sehen Heimat („home“) als etwas an, das prinzipiell überall entstehen kann, allerdings auch Zeit braucht.

Cross (2001) ergänzt Hummons „sense of place“- Typologie durch die Unterscheidung zwischen „**cohesive rootedness**“ und „**divided rootedness**“, wobei erste Form die starke Identifikation mit einem Ort und die zweite die mit mehreren Orten meint. Oft geht es bei der „divided rootedness“ um noch vorhandene „alte“ Bindungen zum Elternhaus o.ä. Nach Cross werden mit den Orten verschiedene Identitäten verbunden. Die Gefühle in Bezug auf einen Ort werden stark davon beeinflusst, welche Bindungen zu anderen Orten existieren.

2.5. Individuelle und gesellschaftliche Raumaneignung

Die z.B. von Bourdieu und Löw vertretene Theorie der „gesellschaftlichen Raumaneignung“ (vgl. Riege/Schubert 2002, S. 18f.) ist m.E. auch in den in diesem Kapitel präsentierten Ansätzen vorhanden.

So haben mehrere AutorInnen (etwa Proshansky et al. 1983, Graumann 1990b) hervor, dass psychologische Prozesse wie die Herausbildung der Ortsidentität, Formen und Ausprägung der Raumaneignung und überhaupt die „erlernten“ Perspektiven auf Raum in höchstem Maße durch die soziale Umwelt vermittelt werden, dass sich, um mit Bourdieu zu sprechen, sozusagen ein „Habitus“ der Raumerfahrung durch die Auseinandersetzung mit Räumen ausbildet.

Durch die Erfahrung mit Orten erlernen Menschen von Kindheit an, vermittelt über andere Menschen, typische Verhaltensformen ihnen gegenüber (also z.B. Regeln und Nutzungsmöglichkeiten), die jedoch nicht für alle Menschen gleich sind: sie lernen wo sie wie sein dürfen und wo nicht bzw. werden sie überhaupt nur mit ganz spezifischen

Raumerfahrungen konfrontiert. Orte sind, wie in diesem Kapitel dargestellt werden sollte, inklusive ihrer spezifischen, sozial vermittelten „Verhaltensprogramme“ ebenso wie die Orientierung an Menschen und deren Verhalten Sozialisationsinstanzen – also Mittel, über die ein Kind nach und nach zu einem „Gesellschaftsmitglied“ gemacht wird.

Dafür spricht auch, dass, wie oben erwähnt, Proshansky et al. „place identity“ ebenso wie die „social identity“ als ein Produkt eines Sozialisationsprozesses begreift, in dem Orte wie Menschen zum generalisierten Anderen werden. (Twigger-Ross/Uzzell 1996, S. 206)

Außerdem lernen Menschen über diese Ortserfahrungen, wo die jeweils „Anderen“ sind, die nicht sich von ihnen nicht nur durch ihren Lebensstil (Geschmack, Hobbies, Kleidung, Wertvorstellungen...) unterscheiden, sondern auch durch die Art der Orte, an denen sie verkehren (Golfplätze, Großraumbüros, Clubs, Gasthäuser, Szenelokale, Parks, Zweitwohnsitze, Opern, Wettcafés, Fabrikshallen, Flughafenlobbies, aber auch die Inneneinrichtungen, Bauweise und Zustand ihrer Wohnungen und Häuser).

Diese Orte werden nicht nur durch die Menschen, die dort anzutreffen sind und durch das dort übliche Verhalten sozial definiert, sondern auch durch deren Gestalt, die zu einem Symbol wird für die „Art“ von Mensch, die sich dort „normalerweise“ aufhält.

Die Möglichkeit des Zugangs zu diesen Aufenthalts- und Wohnorten ist sicherlich in einem hohen Ausmaß von den ökonomischen Ressourcen einer Person abhängig, aber eben auch von der Frage, wo sie sich wohl und zugehörig fühlt (und wie es dort aussehen sollte), welche Umgebung und Menschen sie gewöhnt ist, wo sie „hin gehört“, wie und wo sie leben möchte und wo sie sich selbst in der Zukunft vorstellen kann. (vgl. Bourdieu 2003)

Dies sind Vorstellungen, die einen (m.E. sehr entscheidenden) Teil des Habitus dieser Person ausmachen, der zwar das Produkt ihres Besitzes von verschiedenen Kapitalformen und der entsprechender Sozialisationserfahrungen ist, sich jedoch sichtbar vor allem über eben diese Präferenzen und Aspirationen ausdrückt.

3. Kapitel: Sozialräumlicher Wandel und die Rolle der Milieus

Das „Verhältnis“ von Raum und Gesellschaft kann prinzipiell von zwei Seiten betrachtet werden: der Seite der sozial geformten Räume, die nur bestimmte Nutzungsmöglichkeiten zulassen und der Seite der von Menschen im Laufe ihrer Sozialisation erlernten Raumwahrnehmung und Verhaltens gegenüber Räumen. Im 2. Kapitel wurde letzter Punkt behandelt, in diesem sollen sozialräumliche Veränderungen thematisiert werden, also die Frage, mit welcher Art von Räumen Menschen heute konfrontiert werden (in beschränkender und ermöglicher Hinsicht) und in welchem Zusammenhang diese mit sozialem Wandel stehen, oder besser gesagt, inwiefern diese neuen Räume Ausdruck und gleichzeitig Teil dieses sozialen Wandels sind.

3.1. Globalisierung

Die signifikante Zunahme von internationaler Kommunikation, Tausch- und Produktionsbeziehungen, Mobilität und global tätiger Organisationen und Unternehmen bzw. Aktivitäten mit weltumspannenden Auswirkungen in den letzten Jahrzehnten wird, so verschieden und widersprüchlich diese Prozesse sind, heute unter dem Begriff „Globalisierung“ zusammen gefasst.

Diese Prozesse finden überall auf der Welt und in allen Bereichen der Gesellschaft statt: in Ökonomie, Kultur, Politik und, wie Noller (1999) m.E. richtig und gegenüber ausschließlich auf die Makroebene bezogene Theorien kritisch anmerkt, auch in der alltäglichen Erfahrungswelt von Menschen, die auf sehr verschiedene Art und Weise mit ihnen konfrontiert werden.

Globalisierung könnte allgemein formuliert umschrieben werden als die „Institutionalisierung transnationaler Beziehungen und sozialer und kultureller Prozesse“ (Ebd., S. 85). Sie ist kein einheitlicher Prozess, sondern ein fragmentierter, der weniger eine homogene Kultur, sondern einen heterogenen, „verflüssigten“ und polarisierten globalen gesellschaftlichen Raum erzeugt (Ebd.).¹²

Auf sozialstruktureller Ebene ist im Zusammenhang mit der Globalisierung eine *Polarisierung* zu verorten, als globaler Reichtum bei lokaler Armut (Ebd., S. 86). Auch Saskia Sassen schreibt von einer gleichzeitigen Zunahme der Schicht der BezieherInnen hoher

¹² Eine andere Interpretation könnte sein, dass diese immer schon vorhandene Heterogenität durch die Globalisierung vielleicht erst sichtbar wird bzw. sich artikuliert und evtl. auch radikalisiert.

Einkommen und der städtischen Armut in den neuen „global cities“. (Sassen 1999, zit. in Noller 1999, S. 185). Dies könnte nach Noller unter anderem darauf zurück zu führen sein, dass heute die Profite, wie dies im Fordismus noch der Fall war, nicht mehr aufgrund des steigenden Konsums der mittleren Klassen, sondern durch die Teilhabe am globalen Markt gemacht werden. Polarisierungstendenzen zeigen sich innerhalb und zwischen den Nationen. Die *Ökonomie* agiert gleichzeitig global und benötigt eine *regionale Verankerung* um die lokalen Ressourcen nützen zu können. Es sei Noller zufolge deshalb eine Analyse notwendig, die die Wechselwirkungen von Lokalem und Globalem untersucht und nicht von einer einseitigen Determination ausgeht. Nationalstaaten werden dabei „umgangen“, deren Verfügungsgewalt über das nationale Territorium erodiert durch die global organisierten Ströme. Dangschat/Hamedinger (2007) merken zu dieser „Entgrenzungs“-These kritisch an, dass damit oft die Ideologie der „Sachzwang-Logik“ ökonomischer globaler Prozesse verbunden sei. Diese verdeckt die Tatsache, dass es sich auch bei der Globalisierung immer um Aktivitäten konkreter AkteurInnen (wirtschaftlich mächtige Nationen und Städte, Konzerne und andere „global players“) handelt.

Auf kultureller Ebene ist eine Konsequenz und gleichzeitig ein wichtiger Bestandteil der Globalisierung ein *neues Weltverständnis*, das – mit bedingt durch die von beschleunigter Mobilität und Informationstechnologien erzeugte Raum-Zeit-Kompression – die Welt als einen (nur abstrakt und niemals konkret fassbaren) Ort mit begrenzten Ressourcen versteht, an dem die Folgen von Handlungen nicht mehr externalisierbar sind. (Ebd., S. 86) Die Welt wird nach Luhmann zum „Gesamthorizont alles sinnhaften Erlebens“, „die Gesamtheit dessen (...), was für ein jedes System System-und-Umwelt ist“ (Luhmann 1997, S. 153 f.). Die Grenzen der Weltgesellschaft sind die der Kommunikation. Luhmann zählt mehrere Gründe für diese Veränderung des Weltbilds auf, etwa die Kolonialisierung, die Einführung einer einheitlichen Weltzeit, die nicht auf territoriale Grenzen einschränkbaren Funktionssysteme, die Gleichzeitigkeit des Weltgeschehens bei einer Bagatellisierung des Standortes sowie eine Umorientierung der Zeitsemantik in die Zukunft, das heißt weg vom Fokus auf Identität (was eine traditionsgebundene und vergangenheitsbezogene Sichtweise impliziert) hin zur Kontingenz, zum Bewusstsein, dass „die Weltgesellschaft ihr Schicksal in sich selbst aushandeln muß“ (Luhmann 1997, S. 148 ff.).

3.1.1. Der globalisierte Raum: neue Raumformen und die globale Stadt

Ein solch umfassendes Phänomen hinterlässt, da räumliche Phänomene immer gesellschaftlichen Wandel ausdrücken und mittragen, im physischen Substrat selbst und im *Verhältnis von Raum und Zeit* Spuren.

Die Diagnosen diesbezüglich sind jedoch sehr unterschiedlich: während Paul Virilio und David Harvey von einer zunehmenden „Delokalisierung aller menschlichen Aktivitäten“ (Virilio 1994, zit. in Noller 1999, S. 84) bzw. einer „Aufhebung des Raums durch die Zeit“ (Harvey 1991, S. 116ff., zit. in Manderscheid 2004, S. 19) schreiben, so behaupten Andere eher das Gegenteil: für Manuel Castells (1999) etwa dominiert heute der Raum über die Zeit und organisiert sie nach räumlichen Dynamiken, während in der Moderne noch die Zeit die vorherrschende Kategorie war (wie z.B. im Taylorismus). Die heutige Gesellschaft ist für Castells eine Netzwerkgesellschaft, die sich durch einen grundlegenden Wandel der Raumstrukturen auszeichnet. Auch Michel Foucault sieht eine „Epoche des Raumes“:

„Wir sind in der Epoche des Simultanen, wir sind in der Epoche der Juxtaposition, in der Epoche des Nahen und Fernen, des Nebeneinander, des Auseinander. Wir sind, glaube ich, in einem Moment, wo sich die Welt weniger als ein großes, sich durch die Zeit entwickelndes Leben erfährt, sondern eher als ein Netz, das seine Punkte verknüpft und sein Gewirr durchkreuzt.“ (Foucault 1990, S. 66)

Wie nun auch immer die Analyse ausfallen mag: fest steht wohl, dass sich das Verhältnis von Raum und Zeit (als schon allein über die Bewegung unzertrennliche Größen), heute aufgrund der Globalisierung, neuer Technologien und Interaktionsmöglichkeiten, Mobilität und damit einhergehenden großen sozialen wie räumlichen Veränderungen in der Erfahrung vieler Menschen grundlegend gewandelt hat.

Auch die individuelle und milieuspezifische Raumaneignung geschieht nach anderen Mustern – auf diese Phänomene soll weiter unten, auch in Zusammenhang mit der Individualisierung und der Herausbildung neuer Milieus, noch genauer eingegangen werden.

Der „*space of flows*“ stellt für Castells die neue räumliche Logik dar und gewinnt gegenüber dem „*space of places*“, den Orten der Alltagserfahrung, an Bedeutung (Castells 1999, S. 410ff.). Die globalen Ströme und (als deren Akteure) die global agierenden Milieus verändern das Bild der Städte; die Restrukturierung erfolgt auf ökonomischer (Standortwettbewerb), sozialstruktureller (Herausbildung neuer Milieus) und ästhetisch-kultureller (Architektur, Ästhetisierung) Ebene (Noller 1999, S. 107).

Die *Mega Cities* über 10 Millionen EinwohnerInnen wie New York, Tokio, Sao Paulo, Mexiko Stadt sind neue Zentren und Knotenpunkte der globalen Ökonomie der heutigen Netzwerkgesellschaft. (Castells 1999) Diese Gesellschaft löst sich aufgrund der Kommunikationstechnologien folglich nicht in ein ortloses, nur mehr virtuell existierendes Gebilde auf, sondern ist immer noch an Orte gebunden (die allerdings austauschbar sind), in denen Konzerne jederzeit Zulieferer und Arbeitskräfte und die gut Ausgebildeten die bevorzugten Milieus finden. Räumliche Nähe ist auch bei der Arbeit immer noch ein wichtiger Faktor.

Die Städte verändern sich, indem sie Teil der Netzwerke werden, in ihrer Form und Strukturierung. So werden sie zu „*dezentralisierten metropolitanen Räumen*“ (Noller 1999, S. 115), die über mehrere Zentren (Büro- und Gewerbeparks, Forschungs- und Entwicklungszentren, Einkaufszentren bzw. Urban Entertainment Centers, Freizeitparks, Gesundheits- und Sporteinrichtungen usw.) verfügen, keine klare Kontur mehr aufweisen und nationale Grenzen überschreiten können

Zwischen diesen globalen Städten bewegen sich *Wissens-, Informations- und Kapital- sowie Menschenflüsse* in immer höherer Geschwindigkeit, der neue Raum wird um diese Ströme herum aufgebaut und befindet sich in ständiger Bewegung. Ein einheitlicher Raum wird lediglich durch die verbindende Infrastruktur geschaffen.

Es findet eine *Hierarchisierung* der Städte durch Konzentrationsprozesse von Kapital und Informationen statt, wobei die Rangfolge in einem Konkurrenzkampf zwischen den Städten immer neu festgelegt wird. Die „*global cities*“ werden so zu „*command points in the organization of the world economy*“ (Sassen 1991, S. 3f., zit. in Castells 1999, S. 384). Sie müssen dabei höchste Flexibilität in ihrer Funktionalität für die Netzwerke aufweisen.

Die *Regionen* lösen sich vor diesem Hintergrund nicht auf, sondern werden sogar gestärkt und in das globale Netzwerk eingebunden, auf Kosten ihrer Autonomie. Nach Castells setzt sich die Netzwerkarchitektur auf regionaler und lokaler Ebene fort. Das in dieses Netzwerk nicht eingebundene „*Umland*“ (auch in Städten zu finden) wird entkoppelt und zur Peripherie.

Hinter der Umgestaltung der räumlichen Strukturen stehen nach Castells die konkreten Interessen einer globalen Ökonomie, somit sind diese Strukturen auch eine *Manifestation von Macht* bzw. die globalen Städte die Machtzentren des „*space of flows*“. Städte werden so zum strategischen Objekt ökonomischer Entwicklung. Sie repräsentieren die Globalisierung.

In ihnen bewegen sich die vernetzten „*milieux of innovation*“ (Castells 1999, S. 391). Die globalen Städte spielen für diese aufgrund der durch die räumliche Nähe erleichterten

Interaktion und der gemeinsamen Arbeitskultur eine wichtige Rolle für Produktion und Management. Sie werden daher auch der Arbeitsort für die neuen Eliten, die für ihre Reproduktion wiederum Dienstleistungen von oft niedrig qualifizierten ArbeiterInnen benötigen, was zu einer schärferen Polarisierung in den Städten beiträgt.

Die *Ästhetisierung* der Städte geschieht nach Noller (1999) einerseits auf der Ebene der Schaffung von Erlebnis- und Unterhaltungs- bzw. Konsumräumen, andererseits werden sie zu Bühnen der Selbstdarstellung bzw. von Lebensstilen. Die Konkurrenz der Lebensstile hat zu einer Ausdifferenzierung der Konsumweisen und -stätten geführt. Besonders im öffentlichen Raum können Lebensstile bzw. Verhaltensweisen dargestellt und eingeübt werden. Die „alten“ Innenstädte werden für TouristInnen instand gehalten und wie Waren konsumiert oder für die Eliten der globalen Milieus „aufbereitet“, die diese als (oft nur temporäre) Wohnorte nutzen. (Ebd., S. 148) Die produzierten *Images* der Stadt werden zu ihrer Repräsentation, global vermarktet und zu einem wichtigen Faktor im Standortwettbewerb.

3.2. Individualisierung

Die Umgangsformen und Interpretationen, die Menschen als Reaktion auf diese globalen Veränderungen ausbilden, sind auch in einem Zusammenhang mit einem anderen „neuen“ Phänomen, der Individualisierung, zu sehen. Sie ist in vielen Aspekten mit der Globalisierung verbunden. Die Darstellung ihrer unterschiedlichen Auswirkungen in Bezug auf Verhaltensweisen und Werthaltungen von Gruppen und auf deren sozialräumliche „Einbettung“ soll in diesem Kapitel – wenn auch schematisch – ebenfalls Platz finden.

Individualisierung ist ein Phänomen, das sich durch die Gleichzeitigkeit scheinbar widersprüchlicher Prozesse auszeichnet: Enttraditionalisierung bzw. Herauslösung aus vormals starren Kategorien (Klasse, Schicht, Religion, Herkunft werden unwichtiger) und damit eine Zunahme an Wahlfreiheit z.B. in Bezug auf Lebensstile bei Standardisierung und Institutionalisierung des Lebenslaufes, gleichzeitig aber auch zunehmende Desintegrationserfahrungen, Orientierungslosigkeit und Verlust von Beziehungsnetzen (Noller 1999, S. 187). Die gewonnene Wahlfreiheit, die substantiell von ökonomischem und kulturellem Kapital abhängt, ist gleichzeitig ein Zwang, da Jede/r wählen *muss*.

Vester (1997) geht von dem von Beck beschriebenen „Fahrstuhleffekt“ aus: einer allgemeinen „Optionssteigerung“ und einer Zunahme von Wohlstand und kulturellem Kapital in allen Schichten - jedoch bei relativem Fortbestehen sozialer Ungleichheit.

Vor allem die Bildungsexpansion bzw. die Zunahme von Dienstleistungsberufen mit der Notwendigkeit besserer Ausbildungen haben zu diesem Wandel der Strukturen des sozialen Raums geführt (Vester 1997, S. 176).

Diese Prozesse finden nicht nur, aber vorrangig in entwickelten Industrienationen statt. Die Auswirkungen oder der Ausdruck dieser Entwicklungen in anderen Weltregionen ist, vor allem vor dem Hintergrund der Globalisierung, eine wichtige soziale Frage, auf die hier aber leider nicht näher eingegangen werden kann.

Individualisierungstendenzen verändern auch (zusammen mit gestiegener – globaler – Mobilität und Kommunikation) das Verhältnis zum *Raum* von verschiedenen Gruppen. Lebensstile schaffen neue Räume der Selbstdarstellung und neue Wohnformen, verändern die Städte und schaffen neue Konfliktlinien und Ungleichheiten. Raumkonstitutionen von „individualisierten“ Milieus unterscheiden sich signifikant von eher „traditionellen“ Milieus. Die neuen, durch die Individualisierung mit bedingten Veränderungen (und neuen Konflikten) in der Raumnutzung verschiedener Milieus sollen im Unterkapitel über Milieus und Raum näher erläutert werden.

Die durch die Globalisierung bewirkten sozialräumlichen Veränderungen sind eng mit denen der Individualisierung verbunden: mobile „Individualisierungsgewinner“ zählen nicht selten auch zu den „globalen Eliten“, die ihre eigene Architektur und neue Raumstrukturen geschaffen haben, doch auch für andere Bevölkerungsgruppen verändern sich Raumwahrnehmung und -aneignung. Bestimmten Gruppen ist es möglich von diesen beiden Prozessen zu profitieren, andere zählen zu den „VerliererInnen“. Um die Auswirkungen dieses Wandels für verschiedene Gruppen analysieren zu können, muss von der makrostrukturellen Ebene auf die der Mesostrukturen gewechselt werden: auf die Ebene der Milieus.

3.3. Milieus als „Filter“ makrostruktureller Prozesse

Makrostrukturelle Prozesse wie Globalisierung und Individualisierung wirken nicht „an sich“, sondern werden im Alltag verschieden interpretiert und verarbeitet. Diese „Filter“, durch die hindurch Menschen diese Prozesse wahrnehmen, sind die sozialen Milieus, denen sie angehören. Sowohl Globalisierung als auch Individualisierung haben höchst unterschiedliche Auswirkungen für verschiedene Gruppen, die sich differenzieren anhand ihrer sozialen Lage (ihren Berufen, ihrem Kapital, ihrem Status...), ihren Lebensweisen, Interpretationsschemata und Werten. Für die Einen bedeutet gestiegene Mobilität und Kommunikation bzw. die freie

Wahl von Lebensstilen einen Zugewinn an Freiheit und Selbstverwirklichung oder Konsummöglichkeiten, für Andere bedeuten sie Verunsicherung, Entwurzelung, Prekarisierung, Isolation oder Zunahme an Aggressionen und Entfremdungsgefühlen.

Matthiesen versteht die Ebene der Milieus als eigenständige „mesosoziale Strukturmischung“, deren Analyse vor allem heute insofern von großer Bedeutung sei, als dass die „Strukturmischungen“ von lokalen und globalen Ebenen, die die Globalisierung erzeugt, auf der Makroebene nur unzureichend analysierbar seien (Matthiesen 1998, S. 22). Nur durch Fallanalysen auf der Mesoebene sei es auch möglich neue Strukturierungsformen aufzufinden. Die Mesostrukturen fungieren als „crucial links“ für die anderen Aggregierungsebenen sozialer Realität“ (Ebd., S. 21) – ihre Analyse verweist demnach immer auch auf Prozesse auf der Mikro- und Makroebene.

Wie unten noch herauszuarbeiten, drücken sich Individualisierung und Globalisierung in neuen physischen Raumstrukturen und Bausubstanzen aus, jedoch auch in Veränderungen der Raumnutzung und -besetzung durch verschiedene Gruppen. Beides – die Schilderung der Veränderungsprozesse in den Milieus als auch in deren Raumaneignung im Kontext makrostrukturellen Wandels – soll in diesem Kapitel Thema sein.

3.3.1. Milieubegriff

Der Milieubegriff in seinen verschiedenen theoretischen Konzeptionen ist zurück verfolgbar bis zu den Sozialphilosophen des 18. Jh. (Montesquieu), dann über Durkheim, Luxemburg, Weber und Scheler bis zu seinem Revival in den 80ern durch das Aufkommen hermeneutisch-rekonstruktiver Forschungsansätze, der Ethnomethodologie und dem symbolischen Interaktionismus. (Matthiesen 1998, S. 25ff.)

Für Durkheim sind *Milieus* „soziale Gruppen, die aufgrund gemeinsamer Beziehungen (der Verwandtschaft, Nachbarschaft oder der Arbeit) einen ‚Korpus moralischer Regeln‘ entwickeln (Vester et al. 2001, S. 16). In Abgrenzung zum Milieubegriff stellen *Lebensstile* „Verhaltensweisen mit einem gewissen Kontinuitätsgrad“ dar und sind Teil der Ausdrucksform eines Milieus (Dangschat 2007b, S. 33), während die „soziale Lage“ bestimmt wird durch die Verfügbarkeit über die drei von Bourdieu (2003) beschriebenen Kapitalsorten: dem ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapital.

Milieus unterscheiden sich durch ihre „Ethik der Lebensführung“ bzw. ihrem Habitus als „innere und äußere Haltung eines Menschen“ (Vester et al. 2001, S. 24), das heißt durch einen komplexen Zusammenhang von subtilen Geschmacksfragen, ethischen Einstellungen,

Gesellungsstilen, Aspirationen, Selbst- und Fremdbildern, aber auch konkreten Verhaltensweisen und Lebensstilen im Alltag. Milieus sind also als „Gruppen mit ähnlichem Habitus“ (Ebd.) oder als „Gruppen Gleichgesinnter mit ähnlichen Konstellation von Werthaltungen“ (Hradil 1996, S. 15f., zit. in Manderscheid 2004, S. 82) zu verstehen.

Diese Orientierungen sind so vielfältig und subtil, dass sie nach Vester et al. unmöglich reflexiv und völlig frei gewählt werden können; die Lernprozesse erfolgen meist auf unbewusster Basis im Rahmen von Sozialisationserfahrungen und setzen Zeit und intensive Interaktion voraus. (Bourdieu 1991)

Die verschiedenen Lebensweisen der Milieus gehen auf *historische Gruppenerfahrungen* zurück und bilden sich etwa in sozialen Klassen, Schichten und Ständen heraus. Sie „verfestigen“ sich dann zu „Traditionslinien der Mentalität“ (Vester et al. 2001 S. 16) bzw. des Habitus, die sich weit zurückverfolgen lassen und sich auch heute noch weiter entwickeln. „Milieu“ bedeutet nicht Determination von Individuen durch ihre Umwelt, sondern eine in der *Praxis* bzw. *durch Interaktionen* aktiv hergestellte und durch *Integrationsideologien* gefestigte Kohäsion von Gruppen. (Vester 1997, S. 157) Diese Praxis geschieht jedoch innerhalb eines durch die Eltern bzw. historische Traditionslinien vermittelten Rahmens, der auch bei Milieumobilität „mitgenommen“ wird und „angepasst“ werden muss.

Subjektiv wahrgenommene Kohäsion basiert also nicht auf der tatsächlichen Gleichheit der Menschen, die sich einem Milieu – bewusst oder unbewusst – zugehörig fühlen, sondern auf einer aktiven Praxis und einer gemeinsamen Orientierung an einer bestimmten Lebensweise.

Für Bohnsack wird durch diese Praxis eine „habituelle Übereinstimmung“ (Bohnsack 1998, S. 121f.) produziert, die auch das Ziel der gemeinsamen Aktivitäten darstellt, und weniger die von außen wahrgenommenen Lebensstile, die eher als Mittel dienen. Es ist demnach nicht nur die Abgrenzung von anderen Milieus bzw. Habitusformen (Distinktion) habituskonstituierend, sondern auch die *Konjunktion*, genauer die konjunktive Verständigung als eine Seinsform, die über gemeinsame Aktivitäten erzeugt wird (Ebd.).

Milieus sind außerdem keine homogenen, starren Gebilde: es gibt *Unschärfen* an den Rändern, Übergangszenen und Überlappungen, sie weisen eine breite Streuung auf bzw. erstrecken sich über weite Teile des sozialen Raums. Sie haben jedoch Schwerpunkte und Randzonen und sind somit auch typisierend beschreibbar. Das Augenmerk sollte also auch auf die „*Inhomogenitäten*“ (Matthiesen 1998, S. 76) in sozialer, politischer, kultureller und ökonomischer Hinsicht innerhalb dieser Milieus gelegt werden, indem die Milieus von „innen“ heraus in Fallanalysen rekonstruiert werden. Interne Ungleichheiten können z.B.

anhand von Daten zu Männern und Frauen im „leistungsorientierten Arbeitnehmermilieu“ belegt werden, die aufzeigen, dass Frauen in fast allen Berufssparten und -hierarchien dieses Milieus deutlich weniger verdienen als Männer mit den gleichen Berufstypen und, der geschlechtlichen Arbeitsteilung entsprechend, viel öfter in dienstleistenden Berufen als in produzierenden zu finden sind. (Vester et al. 2001, S. 43ff.)

Auch der ständige *Wandel* von Milieus soll nach Matthiesen stärker in Betracht gezogen werden. Milieus sind immer wieder kleinen und großen Krisen ausgesetzt, permanenten Anpassungen („Gestaltschließungszwänge“), durch die sie sich selbst immer wieder rekonstruieren. Er schlägt daher vor eine „Krisenperspektive“ auf vermeintliche Routinen, den Alltag und habitualisierte Verhaltensweisen einzunehmen (Matthiesen 1998, S. 65).

Das bedeutet nicht, dass Milieus sich ständig grundlegend ändern würden; „alte“ Grundstrukturen bleiben trotzdem meist erhalten und dienen als Ressource für den Umgang mit äußeren oder inneren Veränderungen. Während sich Lebensstile bzw. deren Mittel sich sehr rasch, auch innerhalb eines Lebens, wandeln können, bleiben Grundeinstellungen der Mentalitätstypen nach Vester et al. lange Zeit, über Generationen hinweg, bestehen und verändern sich sogar langsamer als z.B. Institutionen, denen so häufig Trägheit nachgesagt wird. (Vester 1997 S. 160)

Bourdieu (2003) bezeichnet diese relative *Starrheit* von Habitusformen als „Hysteresis“-Effekt. Nicht nur von Generation zu Generation, auch historisch ist die „longue durée“ der großen Milieus bzw. Traditionslinien bis heute nachvollziehbar (Ebd.). Dies ergab auch die Studie von Vester et al., deren Ergebnisse angebliche Auflösungstendenzen „alter“ Klassen- bzw. Milieukulturen widerlegen konnten. Milieumobilität (die mit der Bildungsexpansion der 60er zunahm) erfordert von den Individuen eine große Anpassungsleistung und Selbstreflexivität, da sie eigene Muster in Frage stellt. Die manchmal auch dysfunktionale „Beharrung“ auf alten Milieumustern ist als eine „Bewältigungsstrategie“ im Angesicht systemischen Wandels, als der „Eigensinn“ von Milieus zu verstehen (Vester 1997, S. 161).

Sie weisen dadurch auch ein „autopoietisches“ Potential auf, also eine mehr oder weniger große Selbstorganisationsfähigkeit, die makrostruktureller Dynamik nicht völlig unterworfen ist. Dieses Potential kann nach Matthiesen jedoch eingeschränkt werden, etwa durch soziale Schließungsprozesse, Segmentierungen, Verfallserscheinungen und Versuche der Musealisierung und Kommerzialisierung öffentlichen Raums (Ebd., S. 23).

3.3.2. Milieus in Westdeutschland und in Österreich

Die von Vester et al. 1993 durchgeführte Studie zu Milieustrukturen in Deutschland (Neuaufage: Vester et al. 2001) hatte u.a. als Forschungsfrage, ob durch die Individualisierung wirklich klassenbezogene Hierarchien abgebaut wurden bzw. ob und in welcher Form diese heute doch noch aufzufinden sind.

Ein Ergebnis war die *These der pluralisierten Klassengesellschaft*, in der vertikale Hierarchien weiterhin bestehen, sich aber ausdifferenziert und modernisiert haben und durch eine Strukturierung entlang von Wertegemeinschaften – sozialen Milieus – ergänzt werden. (vgl. Dangschat 2007b) Klassen leben als „lebensweltliche Traditionslinien“ (Vester et al. 2001, S. 13) in Verhalten, Einstellungen und Werten fort. Der „lebensweltliche Klassenbegriff“ (Ebd.) geht von der konkreten Erfahrung der Klassenverhältnisse durch Individuen und nicht von einem abstrakten Klassenkonzept aus. Er wendet sich gegen einen orthodoxen Marxismus, der lediglich materielle Interessen als Handlungs- und Motivationsgrund anerkennt und eine direkte Widerspiegelung objektiver Lagen in Mentalitäten und Verhaltensweisen unterstellt, sowie gegen einen subjektivistischen Idealismus, der das Handeln außerhalb jedes gesellschaftlichen Kontexts ansiedelt und davon ausgeht, dass Menschen heute ihre Lebensweisen und -ziele völlig frei ihren selbst gewählten Idealen entsprechend aussuchen können – eine Annahme, die öfter in Individualisierungstheorien auftaucht. Die Forschungsergebnisse von Vester et al. konnten diese beiden Theorien nicht bestätigen.

Ebenfalls kritisieren Vester et al. zu undifferenzierte Polarisierungstheorien (z.B.: Bourgeoisie vs. Proletariat) – die, wenn überhaupt, nur in Krisenzeiten zutreffen – und treten für eine differenzierte, *relative* und auf empirischen Erhebungen gründende Analyse der Klassen- und Milieustrukturen ein. Zugrunde liegt hier das auch von Bourdieu (2003) angewandte relationale Paradigma: es interessiert die „Struktur der sozialen Beziehungen“ (Vester 1997, S. 153), die die Eigenschaften und Positionen von AkteurInnen erst sichtbar macht bzw. produziert.

Es soll also um die Beantwortung der Fragen gehen, in welchen Proportionen, Kräfteverhältnissen und Beziehungen die großen gesellschaftlichen Gruppen zueinander stehen, welche Selbst- und Fremdbilder sie vertreten, aber auch, in welcher Hinsicht sie von sozialem Wandel betroffen sind und wie sie ihn verarbeiten.

Vester et al. interessierten sich für mehrere *Zusammenhänge*: die von „objektiver Lage“ (Besitz von ökonomischem und kulturellem Kapital bzw. Macht, Position im „sozialen

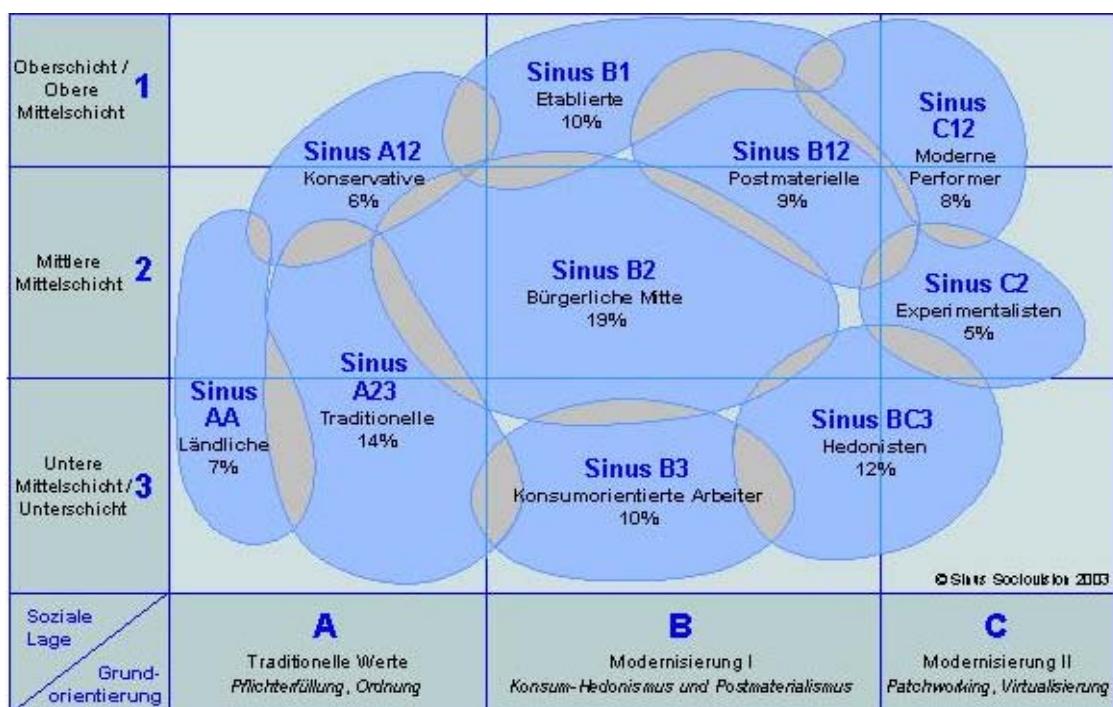
Raum“), von Verhaltensweisen bzw. Mentalitäten (Habitus nach Bourdieu), von Gesellungsstilen (als ein wichtiger Teil der Lebensführung) und von politischen Einstellungen und Positionierungen (dazu gehören sowohl Parteipräferenzen als auch Haltungen gegenüber „Fremden“).

Sinus-Milieus

Die Analysen von Vester et al. stützen sich, ergänzt durch zusätzliche Erhebungen in Bezug auf Milieustrukturen, auf das in der Marktforschung verbreiteten Milieumodell von Sinus Sociovision (Flaig et al. 1993), das auf umfangreichen und schon seit 1979 durchgeführten Erhebungen basiert. Es setzt ausschließlich Wertorientierungen als Indikator für die Übernahme verschiedener Lebensstile voraus. Sie berücksichtigen außerdem nicht den Habitus (wie Vester et al.), sondern nur die soziale Lage (Schichtstruktur) der Befragten.

2001 erhab Sinus Sociovision folgende Milieus für Österreich:

Abb. 2: Sinus-Milieus in Österreich 2001



Quelle: Sinus Sociovision (2008)

Die Einteilung entspricht inhaltlich und auch im Umfang der Milieus großteils den Daten aus Deutschland, nur bestehen die traditionellen Milieus der Unter- bzw. Mittelschicht in Deutschland aus „DDR-Nostalgischen“ und „Traditionsverwurzelten“, in Österreich aus

„Ländlichen“ und „Traditionellen“. Die „bürgerliche Mitte“ ist in Österreich um 3% umfangreicher als in Deutschland, während es um 2% weniger „Experimentalisten“ gibt.

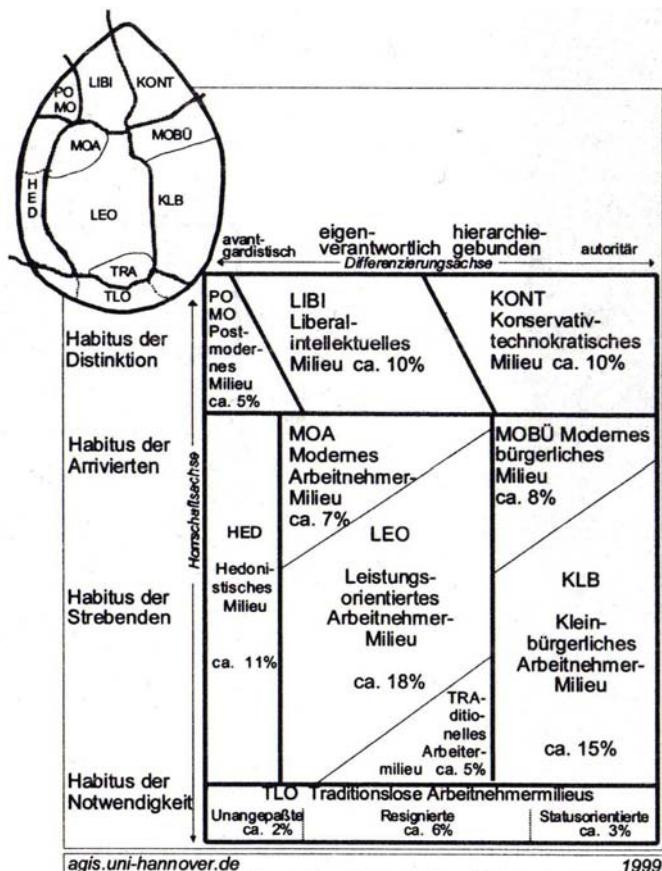
Milieus des alltäglichen Lebensführung (Vester et al. 2001)

Da sich die Daten und Kurzbeschreibungen der Sinus-Milieus aus Deutschland und Österreich im Wesentlichen ähnlich sind, möchte ich nun die theoretisch tiefer gehenden Analysen von Vester et al. darstellen, die sich auf Westdeutschland beziehen und teilweise ebenfalls die von Sinus erhobenen Daten zur Grundlage haben.

Vester et al. orientierten sich theoretisch unter anderem an der Konzeption des sozialen Raums von Bourdieu (u.a. Bourdieu 2003), indem sie die herausgearbeiteten Milieus in diesen einzuordnen versuchten. Die Ergebnisse werden in ihrer Studie in „Raumbildern“ und Milieu-Typologien dargestellt und interpretiert (sh. Abb. 3).

Im sozialen Raum heben sich Milieus bzw. ihre Traditionslinien voneinander über *Kultur und Lebensführung* ab; und zwar vertikal und horizontal.

Abb. 3: Milieus der alltäglichen Lebensführung im sozialen Raum Westdeutschlands 1995



Wie in der Grafik ersichtlich, unterscheiden Vester et al. auf der *vertikalen* Achse zwischen dem Habitus der Distinktion, der Arrivierten, der Strebenden und der Notwendigkeit. Hier erfolgt die Abgrenzung der Milieus voneinander anhand der Prinzipien der Distinktion (die oberen von den mittleren und unteren Milieus) und der Respektabilität (die mittleren von den unteren Milieus). **Distinktion** geschieht vor allem über kulturelles Kapital, Geschmack bzw. Lebensstile und auch Orte, die genutzt werden. Mittlere Milieus legen hingegen viel Wert auf soziale Anerkennung, Statussicherheit und Pflichtethik – also auf ihre **Respektabilität** – unstetige Arbeitsverhältnisse und das Hoffen auf günstige Gelegenheiten werden negativ beurteilt. Unterprivilegierte Milieus, aufgrund prekärer Lebensverhältnisse zu großer Flexibilität, Anlehnung an Stärkere und einem „**aktiven Fatalismus**“ (Vester et al. 2001, S. 32) gezwungen, versuchen entweder sich am Habitus mittlerer Milieus zu orientieren oder bewerten ihre eigene Lebensweise positiv, z.B. als spontan, einfallsreich, improvisierend, kreativ usw.

Horizontal unterscheiden sich Milieus (auch mit gleichem Status) z.B. nach ihren Einstellungen zu Autorität und Hierarchie – „rechts“ die Betonung von Treue, „links“ die von Eigenverantwortung – bzw. nach Traditionsgebundenheit oder Offenheit für Neues. Ganz links befinden sich avantgardistische Einstellungen. Es ist eine zunehmende horizontale Differenzierung in verschiedene Milieus, die sich auch auf kultureller und lebensstilspezifischer Ebene voneinander abheben, zu beobachten. (vgl. ebd., S. 29ff.)

Wie oben ausgeführt, ist die Beziehung der Milieukulturen zur sozialen Positionierung ihrer Mitglieder (Besitz eines bestimmten Ausmaßes und einer bestimmten Art von Kapital) in Form von immer noch bestehenden, auf gemeinsame Gruppenerfahrungen zurück gehenden „Klassenkulturen“ durchaus noch gegeben, allerdings liegt eine große Streuung der Milieus über soziale Lagen hinweg vor. So sei nach Vester (1997) auch zu erklären, warum es in der ArbeiterInnenschicht z.B. so unterschiedliche Erklärungen für soziale Ungleichheit gibt. Aus diesem Grund unterscheiden Vester et al. die Milieus wohl nach Habitusformen und Einstellungsmustern und nicht nach Umfang und Art ihres Kapitalbesitzes.

Vester et al. arbeiteten **fünf Traditionslinien von Mentalitätstypen** heraus, denen jeweils mehrere **Milieus** angehören. Diese Traditionslinien finden sich auch in anderen Ländern (Vester et al. führen Italien, Frankreich und England an) wieder, nur in den Unterteilungen bzw. Größenordnungen der dazu gehörenden Milieus sind nationale Eigenheiten festzustellen. Dazu führen sie Daten für Westdeutschland von 1982-1997 an.

Die oben verorteten ***Bildungs- und Besitzmilieus*** mit hohem kulturellen und/oder ökonomischen Kapital grenzen sich voneinander (und vertikal von den Milieus „darunter“) im ersten Fall subtiler durch den Habitus der Bildung, ein humanistisches, andere Milieus „aufklärendes“ Ethos und den Glauben an das Leistungsprinzip, im zweiten durch explizites Elite- und Machtbewusstsein und Zurschaustellung von Reichtum durch Lebensstile ab. Ganz links befindet sich die Avantgarde mit Versuchen neuer Politik- und Lebensentwürfe und Ästhetiken. Alle oberen Milieus umfassen der Studie zufolge 22-25%.

In Westdeutschland gehören diesen Traditionslinien von links nach rechts die Avantgarde bzw. das „*postmoderne Milieu*“ (ca. 5%) und mit jeweils ca. 10% das „*liberal-intellektuelle Milieu*“ (bestehend aus einer progressiven Bildungselite und einer nicht der Oberschicht entstammenden modernen Dienstleistungselite) und das (von allen bestsituierteste) „*konservativ-technokratische Milieu*“ an.

Auf „mittlerer“ Ebene finden sich mit einem Anteil von 64-66% die sog. „*respektablen Volksmilieus*“ mit zwei großen, ca. jeweils 30% umfassenden Traditionslinien.

Rechts ist die „*kleinbürgerlich-ständische Traditionslinie*“ angesiedelt, deren Leitsatz Vester et al. als „Treue gegen Treue“ beschreiben und in der ein hierarchisches Gesellschaftsbild vertreten wird, in dem der „Patron“ jedoch auch zur Fürsorge gegenüber seinen „Klienten“ verpflichtet ist. Ganz rechts finden sich autoritäre Arbeiter und Angestellte. (Vester et al. 2001, S. 30) Milieus, die dieser Traditionslinie angehören, sind in Westdeutschland das „*kleinbürgerliche Arbeitnehmermilieu*“ (15%) mit veralteten Ausbildungen, Orientierung an Konventionen und einer Enttäuschung, die sich auch in Ressentiments gegen MigrantInnen und modernen jugendlichen Lebensstilen gegenüber ausdrückt und das „*moderne bürgerliche Milieu*“ (8%), das besser ausgebildet und abgesichert ist und auch teilweise „individualisierte“ Züge übernommen hat.

Links befindet sich die ***Traditionslinie der „Facharbeit bzw. der praktischen Intelligenz“*** (Ebd.), deren Grundsatz „Leistung gegen Leistung“ ist, die aber gleichzeitig aufgrund eines hohen sozialen Gewissens die Sorge für unverschuldet in Not Geratene betont. Eigenverantwortlichkeit sowie eine kritische Einstellung gegenüber Autoritäten sind weitere vorherrschende Werthaltungen. Vester et al. sehen in dieser Linie viel Modernes, betonen jedoch auch ihr Alter: sie entstand aus den vorindustriellen Milieus freier Bauern, Handwerker und Stadtbürger. Sie umfassen wie die kleinbürgerlich-ständische Traditionslinie um die 30%.

Teil dieser Traditionslinie sind das schrumpfende „*traditionelle Arbeitermilieu*“ (5%), das „*leistungsorientierte Arbeitnehmermilieu*“ (18%) mit „ungebrochen asketischen“ und „geprellten“ Mitgliedern und das „*moderne Arbeitnehmermilieu*“ (7%), das am höchsten qualifiziert und solidarisch, aber ideologie- und autoritätskritisch ist. Ganz links verorten Vester et al. das „*hedonistische Milieu*“ (11%), das sich v.a. aus teilweise desillusionierten jungen Menschen zusammensetzt, die versuchen zumindest in ihrer Freizeit einen spontanen und konsumorientierten Lebensstil zu vertreten. Es ist eine traditionslose Jugendkultur, die sich aus den gegen Pflicht- und Leistungsethik rebellierenden Kindern der beiden großen mittleren Milieus zusammensetzt.

Die „*unterprivilegierten Volksmilieus*“ umfassen 8-13% und erleben nach Vester et al. die Welt als Gegensatz von „Macht und Ohnmacht“ (Ebd., S. 32). Dieser Traditionslinie sind in Westdeutschland die „*traditionslosen Arbeitermilieus*“ zuzurechnen, die von der Bildungsexpansion nicht profitieren konnten und von Arbeitslosigkeit, körperlich belastender und prekärer Arbeit besonders betroffen sind. Diese differenzieren sich nach Vester et al. horizontal in Milieus, die sich an die kleinbürgerlich-ständische und an die Traditionslinie der Facharbeit und praktischen Intelligenz anlehnen („Statusorientierte“) und links in ein Milieu, das ähnlich wie das Jugendkultur-Milieu vorherrschende Normen ablehnt („Unangepasste“). Andere Teile dieses Milieus (6%) resignieren angesichts des sozialen Drucks.

MigrantInnenmilieus

Sinus Sociovision erhoben 2007 für Deutschland auch *Milieus von MigrantInnen* (Beck/Perry 2008), die ich hier überblicksartig darstellen möchte. Die horizontale Differenzierungsachse der Milieus bewegt sich von „archaischer Tradition“ zu „ethnischer Tradition“, „Konsum-Materialismus“, „Individualisierung“ und „Multi-Optionalität“.

Das im Vergleich zu den anderen Milieus kleinste „religiös verwurzelte Milieu“ ist den Traditionen und der Religion der Herkunftsregion sehr verbunden und will sich aktiv von der Mehrheitsgesellschaft abschotten. (Häußermann 2008) Der überwiegende Großteil der Milieus findet sich jedoch zwischen den Einstellungen des Konsum-Materialismus und der Individualisierung wieder. Eine Ausnahme bildet das traditionelle Gastarbeitermilieu mit ethnisch traditionellen und Arbeiterwerten, das jedoch die Rückkehrabsichten in die ursprüngliche Heimat schon aufgegeben hat.

Es gibt einige *Parallelen* zu deutschen Milieus, etwa beim „multikulturellen Performermilieu“, dem „intellektuell-kosmopolitischen Milieu“ und dem „hedonistischen

Milieu“. Auch das „adaptive Integrationsmilieu“ weist mit seinem Streben nach Harmonie und Sicherheit und der Abgrenzung von Milieus der „Spaßkultur“ Ähnlichkeiten zur deutschen „Bürgerlichen Mitte“ oder den „Traditionsverwurzelten“ auf (Ebd.), die jedoch oft von gegenseitigen Vorurteilen verdeckt und daher nicht wahrgenommen werden. Ein ebenfalls interessantes Ergebnis war, dass die Herkunftskultur der MigrantInnen nicht ihre Milieuzugehörigkeit bestimmt. (Rohland 2007)

3.3.3. Politische Lager und Gesellungsstile

Weder die alltägliche Lebensführung noch die „objektive“ Positionierung eines Individuums kann als sicheres Indiz für dessen politische Einstellung gelten.

Dass die soziale Lage von Individuen automatisch zu einer bestimmten politischen Zugehörigkeit führen muss, hat sich nicht nur historisch als falsch erwiesen, auch heute kann so nicht erklärt werden, warum trotz gemeinsamer objektiver Merkmale z.B. ArbeiterInnen sehr unterschiedliche Gesellschaftsbilder und Vorstellungen sozialer Ungleichheit vertreten. Anders formuliert gibt es keine direkte „lineare“ Übertragung von Dispositionen, sondern *Bruchstellen* zwischen den Ebenen der Psyche (dem Charaktertyp) einer Person, der Ebene der Sozialintegration (ihrer Vergemeinschaftungsform, also dem sozialen Milieu und der Alltagkultur, der sie angehört) und ihrer politischen Repräsentation bzw. ökonomischen Position (Systemintegration). (Vester 1997, S. 155ff)

Unter *politischen „Lagern“* verstehen Vester et al. das „Feld der ideologischen und politischen Abgrenzungen und Kämpfe“, das unabhängig von der alltäglichen Lebensführung der Milieus existiert und eigenen Logiken folgt (Vester et al. 2001, S. 25). Sie sind das Ergebnis eines Kampfes, durch den sich für einige Zeit Eliten mit heterogenen Gruppen und Gruppen untereinander verbunden haben. (Ebd., S. 16) Die alltägliche Lebensführung der Gruppen kann sehr unterschiedlich sein, entscheidend ist das gemeinsame Interesse an bestimmten politischen Zielen.

Vester et al. stellten sich nun die Frage, ob die Milieus der „VerliererInnen“ der Individualisierung auch in ihrer sozialen Kohäsion bedroht werden und ob diese Bedrohung in einem Zusammenhang mit Ressentiments und Vorurteilen gegenüber „schwächeren“ Gruppen – also einer eher autoritären politischen Einstellung – steht.

In den 1993 durchgeführten Erhebungen wurden daher **Gesellungsstile**, also das Ausmaß und die Art sozialer Interaktion, erhoben. Sie stellen „Konstrukte der Alltagsbewältigung“ (Vester 1997, S. 195) dar, die milieuspezifisch unterschiedlich aussehen.

Es konnten in Westdeutschland sechs Gesellungstypen heraus gearbeitet werden:

- *Erlebnisorientierte* und *Suchende* sind prinzipiell offen bzw. sehr aktiv in ihrem Interaktionsverhalten und politisch engagiert (beide 41,4%). Suchende sind unsicherer als Erlebnisorientierte, da diese in einer Ambivalenz zwischen den restriktiveren Gesellungsmustern ihrer Herkunftskultur und individualisierten Lebensstilen stehen und auch nicht so gut situiert sind. Sie repräsentieren den „modernen, verunsicherten Arbeitnehmer“ (Ebd.). Beide Typen weisen nach Vester (1997) darauf hin, dass individualisierte Verhaltensweisen und Einstellungen vor allem in den modernen Milieus schon eine weite Verbreitung gefunden haben.
- *Zurückhaltende* und *Unkomplizierte* pflegen eher konventionelle Gesellungsstile (beide 31,9%), die sich auf den Freundeskreis bzw. ausgewählte Kontakte beschränken.
- *Bodenständige* und *Resignierte* (beide 26,7%), die aus eher unteren sozialen Lagen stammen, haben nach Vester et al. eine eingeschränkte und traditionale soziale Interaktion. Hier herrscht eine starke Irritation durch den gesellschaftlichen Wandel vor, wobei Bodenständige durch „Harmoniestreben“ mehr Sicherheit erlangen und weniger zu Ressentiments neigen als Resignierte, die sich stark zurück ziehen.

Vester et al. kamen bei genauerer Analyse zu dem Schluss, dass Befragte mit bestimmten Gesellungsformen auch eher zu bestimmten **Politikstilen** neigen; genauer, dass eine Offenheit im Interaktionsverhalten meist mit einer größeren Offenheit dem „Fremden“ gegenüber korreliert, also mit weniger restriktiven und ausgrenzenden Einstellungen einher geht. (Vester 1997, S. 191 ff., Vester et al. 2001, S. 427ff.)

So fanden sich in reformorientierten politischen Lager überdurchschnittlich viele „Erlebnisorientierte“ und „Suchende“, während sich die „Bodenständigen“ und „Resignierten“ zum überwiegenden Teil auf konservative bzw. „enttäuschte“ Lager aufteilen. In den reformorientierten linken Lagern zeigen Menschen mit offenen Gesellungsstilen eine überdurchschnittliche Zustimmung zum Ausländerwahlrecht. Überraschendes Ergebnis war, dass insbesondere die „Suchenden“ hohes soziales und politisches Engagement und die höchste Zustimmung zum Ausländerwahlrecht aufweisen.

3.4. Individualisierung, Globalisierung und der Wandel der Milieus

Die alten gesellschaftspolitischen Lager sind, auch als Folge der Individualisierung, nach den Ergebnissen von Vester et al. zerfallen; kulturelle Differenzierungen bzw. Unterschiede in der Lebensführung von verschiedenen Milieus, die auf alte Traditionslinien und somit

Klassenkulturen zurück zu führen sind, bestehen jedoch fort. Klassen haben sich pluralisiert und spielen in der subjektiven Erfahrung eine geringere Rolle als früher, da neben materiellem Besitz die Distinktion über Lebensstil und kulturelles Kapital immer wichtiger wird und die Sozialstruktur mit konstituiert. (Vester 1997)

Schulze (1992, zit. in Manderscheid 2004, S. 91f.) geht in seiner Konzeption der „Erlebnisgesellschaft“ von freier Beziehungs- und Lebensstilwahl aus, die nur mehr von Alter und Bildung beeinflusst wird (auch wenn er vertikale Differenzen nicht völlig negiert). Demgegenüber sehen Vester et al. (2001) immer noch Unterschiede in der Wahrscheinlichkeit, einen bestimmten Lebensstil zu wählen, da diese an die Verfügbarkeit von kulturellem, ökonomischem und sozialem Kapital und an die eigene Sozialisationsgeschichte gebunden ist. Soziale Ungleichheit wird in Lebensstilen kulturell codiert und ist nach wie vor eng mit ihnen verknüpft.

Durch die Individualisierung sind einerseits neue Milieus entstanden – die allerdings immer noch, wie „Äste“ eines Familienstammbaums, in einer der alten Traditionslinien stehen – und andererseits wurden in die „alten“ Milieus gewisse Züge (etwa postmaterialistische und hedonistische) integriert und entsprechend der eigenen Tradition interpretiert und verarbeitet. Es fand in den letzten Jahrzehnten auch eine große Milieumobilität statt – viele Milieus sind etwa durch die Bildungsexpansion nach „links“ und nach „oben“ gerückt. Daher konnten nach Vester et al. milieuspezifisch sehr verschiedene Auswirkungen des widersprüchlichen Phänomens der Individualisierung festgestellt werden.

Den **neuen Milieus** (wie das oben erwähnte moderne Arbeitnehmermilieu und das moderne bürgerliche Milieu) sind vor allem Jüngere und gut Ausgebildete zuzurechnen, die sich eher als progressiv verstehen und im „linken Teil“ des sozialen Raums zu finden sind. Ca. die Hälfte gehört neueren Berufsgruppen an. (Vester et al. 2001, S. 209f.)

Interessant ist, dass diese Milieus im sozialen Raum vertikal von oben bis unten stark streuen und sich daher in Bezug auf Lebensstile sehr unterscheiden. Vester et al. sprechen von einer „vertikalen Koalition“ (Ebd., S. 368). Zusammen hält sie also nicht die Homogenität der Milieus oder Klassen, sondern eine politisch-weltanschauliche Grundeinstellung mit emanzipatorischen und autoritätskritischen Zügen. Eine solche Integrationsideologie kann nach Vester et al. die **Individualisierungsiedeologie** sein, die deshalb so gut verwendbar sei, weil sie polarisierend und gleichzeitig unscharf ist und Ungleichheiten verdeckt (vgl. Vester 1997). Allerdings macht sie auch kein Integrationsangebot für Diejenigen, die sich nicht anpassen können und von Deklassierung bedroht sind.

Die Individualisierungsideologie ruht nach Vester et al. auf *sechs Formen eines „neuen“ kulturellen Selbstverständnisses* (Ebd., S. 367, vgl. Vester 1997): dem „Streben nach Authentizität“, der „Suche nach Selbstbestätigung“ bzw. Selbstverwirklichung, der „Entpflichtung von verordneten Solidaritäten“ bei Bereitschaft zu höherer Eigenverantwortung, einer „Unbescheidenheit im Wunsch nach Teilhabe“ in Bezug auf Arbeit, Familie, Kultur und Mitbestimmung und der „Wertschätzung kulturellen Kapitals“. Grundtenor ist das Fehlen *explizit* antiegalitärer und hierarchisch orientierter Einstellungen. Trennlinien sehen Vester et al. vor allem in klassenkulturellen Unterschieden und zwischen den großen gesellschaftspolitischen Lagern.

Entgegen der weit verbreiteten Annahme, dass mit der Individualisierung Beziehungsnetze erodieren würden, ist zumindest in modernen jüngeren Milieus (40% in Deutschland) eine *hohe soziale Interaktionsdichte* festzustellen, was mit einer durch die Individualisierungsprozesse mit bedingten „Entformalisierung der Geselligkeit“ zu tun hat (Vester 1997, S. 177). Im Unterkapitel „Politik und Gesellungsstile“ wurde der Zusammenhang von individualisierter Lebensweise und Gesellungsstil schon erwähnt. Auch das Bild des alleinlebenden Singles ist in der Empirie eher in Städten und in bestimmten Altersphasen wieder zu finden.

Die Auswirkungen der Individualisierung sind von den milieuspezifischen Traditionen und Ressourcen abhängig, in deren Rahmen sie interpretiert, verarbeitet und konstruiert wird. In manchen Milieus zeigt sie sich in Form einer Konsumorientierung, in anderen als soziale Fragmentierung, in Form antihierarchischer, solidarischer und geselliger Einstellungen oder als Versuche der Selbstverwirklichung über Arbeitsmoral oder Idealismus. (Vester 1997, S. 180)

Vester (1997, S. 187 ff) geht anhand der Studienergebnisse von einer **Vierteilung** der deutschen Gesellschaft in annähernd gleich große Gruppen **als Folge der Individualisierung** aus:

- „*Individualisierte*“, die sich mit den neuen Gegebenheiten und Wertvorstellungen gut zurecht finden, gut abgesichert sind und sich politisch engagieren (zu ihnen zählen die politischen Lager der Sozialintegrativen und Radikaldemokraten)
- „*Deklassierte*“, zu denen Ältere mit geringem kulturellem Kapital und perspektivenlose Jugendliche gehören und wo Ressentiments gegen MigrantInnen, Politik und neue Lebensstile vorherrschen (sie finden sich schwerpunktmäßig in den Lagern der Apathischen und Aggressiven)

- Die „*zufriedene Mitte*“ mit konservativer Grundorientierung und hierarchischem Weltbild
- Die „*skeptisch moderne Arbeitnehmermitte*“, die in Bezug auf die große Politik und Wirtschaft desillusioniert und misstrauisch ist, aber auch „alte“ Werte der traditionellen Arbeiterbewegung remobilisiert.

3.5. Milieus und Raum

Das Verhältnis von Milieus und ihren Räumen ist schon seit den ersten Milieukonzeptionen ein Thema. Oft wird dabei ein territoriales bzw. absolutistisches Raumverständnis angewandt, also die Zuordnung eines Milieus zu einem klar abgegrenzten Territorium. So ging auch die Chicagoer Schule von einer direkten Übersetzung sozialer Unterschiede in räumlicher Distanz aus, also davon, dass homogene Bevölkerungsgruppen dazu tendieren sich an einem Ort zu konzentrieren. (vgl. Manderscheid 2004)

Diesem Ansatz entgegengesetzt sieht Schulze heute eine völlige Auflösung des engen Zusammenhangs von Milieus mit einem bestimmten Raum – Räume werden nur mehr als „Szenerien“ zur Selbstdarstellung und temporäre Treffpunkte benutzt. Der Raum als „Umgebung“, also die starke Bindung von Milieus zu einem Territorium, gebe es nur in Gesellschaften mit vorgegebenen Beziehungen, Wohn- und Aufenthaltsorten – die heute nach Schulze alle frei wählbar seien. (Schulze 1994, S. 46, zit. in Manderscheid 2004, S. 102) Auch Schulzes These geht von einem absolutistischen Verständnis aus, da er die mögliche gleichzeitige Existenz und Überlagerung von verschiedenen Raumkonstitutionen negiert.

Demgegenüber wäre der schon im ersten Kapitel näher dargestellte Ansatz von Martina Löw zu stellen. Milieus konstituieren ihre Räume auf verschiedene Art und Weise und diese Konstitutionen können sich überlappen (und auch oft zu Konflikten führen) und netzwerkartig sein. Löw schlägt daher vor

„...Milieus in ihrer räumlichen Dimension über ihre spezifischen Synthesen und Spacings zu unterscheiden. Diese könnten in einer prozessualen Perspektive auf räumliche Strukturen und die Wirkungsweise inszenierter Atmosphären bezogen werden.“ (Löw 2005, S. 261f.)

Die Bedeutungen von bestimmten Räumen wie Wohnungen oder Stadtteilen sind demnach nach wie vor milieuspezifisch unterschiedlich vorhanden. Diese Räume werden in der Praxis der Raumkonstitution zu Elementen eines größeren räumlichen Netzwerks.

Auch Dangschat (1998) konzipiert in seiner stadtsoziologisch ausgerichteten Analyse ethnisch-kultureller Konflikte eine Mesoebene, die die Überlagerung der Milieus in städtischen Teilgebieten und „Wohnquartieren“ meint. Das Wohnquartier wird von Dangschat als Ort beschrieben, an dem

„...sich Menschen unterschiedlicher sozioökonomischer, soziokultureller und soziodemographischer Herkunft in einem von Tausch- und Gebrauchswertorientierung bestimmten städtischen Raum [begegnen]. (...) Auf dieser Ebene sind zudem die Wohnbaustrukturen, die Wohnbedingungen, die Infrastruktur und die Summe der unterschiedlichen sozialen Positionen der Bewohner und Nutzer in bestimmter räumlicher Konzentration verortet.“ (Dangschat 1998, S. 27)

Hier nehmen die Konfrontation verschiedener kultureller Muster und ethnisch geprägte Machtbeziehungen konkrete Gestalt an. Theorien und empirische Studien zu diesen potentiellen und manifesten Konflikten – mit ihrem oft starken Bezug zu Raumaneignung – werden im vierten Kapitel genauer geschildert.

In der schon oben erwähnten Studie von Sinus Sociovision (Beck/Perry 2008) wurde nach *milieuspezifischen Wohnpräferenzen* und Wahrnehmung bzw. Bewertung der Wohnumgebung gefragt. Migrantische ebenso wie deutsche „moderne Milieus“ weisen nur eine geringe Ortsbindung bzw. Integration in die Nachbarschaft auf – das soziale Leben ist wohnortunabhängig. Wie Beck/Perry (2008) anmerken, ist es ein Paradoxon, dass gerade für diese Milieus, die zu den tolerantesten zählen, nachbarschaftliche Kontakte nur eine geringe Bedeutung haben. Diese sind diese mobiler und können unliebsamen Nachbarn auch räumlich durch einen Umzug leichter ausweichen, was zu Segregationseffekten führen kann.

Traditionelle Milieus – auch hier wieder gleich bei Deutschen und MigrantInnen – wünschen sich Stabilität und die Vermittlung eines Heimatgefühls bzw. Verwurzelung in ihrer näheren Umgebung. Nachbarschaftliche Beziehungen sind auch bei traditionellen Milieus nicht die intensivsten, primären Interaktionen (Weichhart 1990, Beck/Perry 2008). Sie dienen eher als „soziale Kulisse“ (Beck/Perry 2008, S. 118), wobei aber die konkrete erwünschte Nähe und Distanz milieuspezifisch unterschiedlich ist – traditionelle Milieus wünschen sich Wertehomogenität und Konformität, während moderne Milieus zwar toleranter aber gleichzeitig auch sehr sensibel in Bezug auf eine Beeinträchtigung in ihrem eigenen „sozialen Raum“ sind.

Im empirischen Teil dieser Arbeit soll danach gefragt werden, inwieweit sich diese Milieus in den im zweiten Kapitel vorgestellten Formen der Ortsbindung, also in ihrer emotionalen Raumaneignung, unterscheiden.

Ein markanter Unterschied zwischen *migrantischen und deutschen* Milieus war die vergleichsweise geringere Bewertung der Wichtigkeit der Wohnung bei gleichzeitig hoher Bedeutung der Art des Wohnumfelds auf Seiten der Befragten mit Migrationshintergrund. Insbesondere der *Migrationsanteil* in einem Viertel ist ein wohnstandortentscheidender Faktor – je nach migrantischem Milieu im positiven wie im negativen Sinn. So unterscheiden das „intellektuell kosmopolitische Milieu“ und das von der sozialen Lage her ähnliche „multikulturelle Performermilieu“ unter anderem darin: erstes bevorzugt ein multikulturelles Umfeld, zweites ein Viertel mit geringem MigrantInnenanteil.

3.5.1. „Globalisierte“ Sozialräume, Verinselung und Segregation

Um diese milieuspezifisch unterschiedlichen, sich überlagernden Raumkonstitutionen fassen zu können, ist also ein relationales Raumverständnis notwendig. Besonders deutlich wird dies bei den im Folgenden geschilderten räumlich-sozialen Phänomenen: den neuen Raumformen der AkteurInnen des „space of flows“, der Verinselung und der Segregation, die verschiedene Milieus in unterschiedlicher Weise betreffen.

Die neuen Räume der globalen Elite

Über kulturelle Codes, Architektur und Lebensstil setzen sich die globalen Eliten von den anderen Menschen ab. Diese segregativen Tendenzen der Oberschicht basieren nach Castells auf den hohen Preisen der genutzten Immobilien, Clubs und Einrichtungen, der Abschottung von der Außenwelt, den globalen Lebensstil und der „dazu passenden“ globalen vereinheitlichen Umgebung bzw. Architektur. Als Beispiele nennt er Hotels, VIP-Lounges auf Flughäfen, ständige Erreichbarkeit, Riten wie Spa, Jogging, bestimmte Kleidung, Ernährung usw.: „All these are symbols of an international culture whose identity is not linked to any specific society but to membership in the managerial circles of the informational economy across a global cultural spectrum.“ (Castells 1991, S. 417).

Diese Lebensstile und diese Architektur – mit letzterer sind auch Nicht-Mitglieder der Elite in immer stärkerem Ausmaß konfrontiert – wirken global und scheinbar kulturell „entwurzelt“. Vor allem die Architektur beschreibt Castells als eine die Verbindung zum lokalen Kontext völlig negierende ahistorische Abstraktion, deren Prinzip eine postmoderne Ironie, eine

Vermischung der Elemente und Codes ist. Er nennt sie die „architecture of nudity“ (Ebd., S. 420), die keinen Trost spenden, keine Botschaft vermitteln will und den Einzelnen mit der Einsamkeit im „space of flows“ konfrontiert.

Für Castells leben die meisten Menschen jedoch noch an Orten, die er definiert als „a locale whose form, function and meaning are self-contained within the boundaries of physical contiguity“ (Ebd., S. 423), wobei er allerdings eine Veränderung der Orte in ihrer Bedeutung und Dynamik durch den „space of flows“ konstatiert. Er sieht eine zunehmende Entkoppelung der Orte voneinander, da immer weniger gemeinsame kulturelle Codes existieren – eine Veränderung, die mit dem nächsten Phänomen, der Verinselung, in einem Zusammenhang steht.

Verinselung bedeutet das rein zweckorientierte, temporäre Aufsuchen von Orten, die über größere Distanzen verstreut sind und eine Art Netzwerk bilden. Der Raum dazwischen wird nur im Hinblick auf die Zielerreichung wahrgenommen.

Diese Zwischenräume sind als geschichtslose Transiträume meist monofunktional auf den Transport ausgelegt. Sie seien nach Noller (1999, S. 151f.), vergleichbar mit den von Foucault beschriebenen Heterotopien, quasi-sakrale Orte, die auch als Treffpunkte für marginalisierte Gruppen dienen können und an denen das Individuum nur mehr PassagierIn oder KundIn ist. Die Verinselung wurde intensiv in Bezug auf die Sozialisationserfahrungen von Kindern diskutiert, etwa in dem viel zitierten und immerhin schon fast 20 Jahre alten Aufsatz von Helga Zeiher (1989), in dem sie den Wandel von Raumaneignungsformen bei Kindern seit 1945 analysiert. Kinder eignen sich ihre Räume im Laufe der Sozialisation nicht mehr Schritt für Schritt in konzentrischen Kreisen an, sondern erfahren ihre Umgebung netzwerkartig nach dem „Modell des verinselten Lebensraums“ (Ebd., S. 187). Dieses Modell gilt in gleichem Maße für die Erwachsenen vieler Milieus, deren eigene Raumsozialisation jedoch oft nach anderen Mustern erfolgte.

Dieser verinselte Lebensraum kann nicht sinnlich, sondern nur abstrakt erfahren werden und muss durch Vorstellungskraft, Kommunikationsmittel und seinen „Platz“ in chronologischen Tagesabläufen zu einem Erfahrungsraum verknüpft werden (Ebd.).

Seine Konstitution verlangt größere Reflexion und bewusstere Mitgestaltung als das Leben im „schicksalhaft“ vorgegebenen Raum. Seine Elemente sind teilweise vorgegeben, teilweise jedoch auch frei wählbar und müssen aktiv kombiniert werden. Der Raum dazwischen bleibt bedeutungslos.

Seine Herausbildung steht in einem engen Zusammenhang mit zunehmender Mobilität und der Individualisierung:

„Insofern enthält der historische Übergang vom einheitlichen zum verinselten Lebensraum ein Moment der Freisetzung des Individuums aus festen sozialen Einbindungen in einen Zustand mehr rational steuerbarer Verfügung über Bedingungen der eigenen Existenz“ (Zeiher 1989, S. 188).

Neue Elemente dieser verinselten Raumerfahrung sind in immer stärkerem Ausmaß „ortlose“ virtuelle Räume.

Auch die oben beschriebenen Räume der globalen Eliten werden im Wesentlichen als kontextlose Inseln im „space of flows“, zu denen nur schwer eine engere Ortsbindung aufgebaut werden kann, empfunden. Globalisierung und Individualisierung schaffen gemeinsam neue Raumerfahrungen und Raumstrukturen.

Nach Zeiher (1989) geht die Freiheit in der Wahl vieler der aufzusuchenden Orte mit der Unterwerfung aller Handlungen unter eine oft rigide Zeitplanung einher. Verschiedenste Zeitregelungen wie Öffnungszeiten, Fahrpläne, Arbeitszeiten, Termine, Fahrzeiten usw. müssen in Betracht gezogen und die Zeitpläne verschiedener Personen aufeinander abgestimmt werden.

Außerdem bedeutet die Abnahme des „Zwang[s] zum Aufenthalt“ auch, dass „der Einzelne nirgends mit seiner ganzen Person hin [gehört]“ (Ebd., S. 189): die Entwicklung einer intensiven Ortsbindung („Verwurzelung“) ist deshalb nur schwer möglich.

Das heißt auch, dass dadurch, dass an jedem Ort andere Personen anzutreffen sind, stabile und verbindliche Beziehungen erschwert werden: „der verinselte Lebensraum ist für jeden ein anderer“ (Ebd.). Treffen müssen geplant und der Kontakt zu Anderen muss aktiv gesucht werden; es kann angenommen werden, dass die Möglichkeit und Fähigkeit zu solchen Aktivitäten nicht allen Menschen gleich zugänglich sind.

Kinder lernen heute schon früh, was für viele Erwachsene alltäglich ist: die Erfahrung der „Widersprüchlichkeit des Individuums zwischen Zugewinn an Verfügung über die eigenen Lebensverhältnisse und Zunahme der Entfremdung des eigenen Tuns“ (Zeiher 1989, S. 193).

Exkurs: Raumsozialisation von Kindern

Da in dem im Rahmen dieser Arbeit untersuchten Gemeindebau in Bezug auf die Nutzung halböffentlicher Räume ein umstrittenes Thema die Nutzung des von Wohnungen umringten und vor allem von Kindern frequentierten „Spielhofes“ war, soll hier anhand des oben

erwähnten Aufsatzes von Zeiher (1989) ein kurzer Einblick in die Veränderungen und heutigen Bedingungen der räumlichen Sozialisation und Aneignungsformen von Kindern gegeben werden.

Ihren Ausgang nahm diese Veränderung der kindlichen Raumsozialisation nach Zeiher (1989) in den 70er Jahren. Die monofunktionalen Vororte (Ausrichtung auf „erwachsenes“ Wohnen und Verkehr), immer stärkere Funktionalisierung von städtischen Räumen und das Zubauen von „wilden“ Freiflächen machte die Wohnumgebung für Kinder zunehmend unattraktiv, daher wurden institutionell geplante „Spezialorte“ für (kleinere) Kinder errichtet. Kinder aus Elternhäusern mit genügend Kapital wurden außerdem mobiler: Wochenend- und Urlaubsräume sowie das Auto wurden zu neuen Sozialisationsorten.

Damit einher gingen Verhäuslichung und Institutionalisierung der Kindheit: Da neue Räume meist nur mehr in Abhängigkeit von Eltern erreicht werden können und es vor allem in Städten kaum Nahraum gibt, in dem Kinder sich zwanglos treffen können, verbringen viele Kinder viel Zeit daheim (und nicht auf den Straßen). Dies wird wiederum durch die Tendenz zur Virtualisierung gefördert. Deinet (1999, S. 52) vermutet, dass das Aufsuchen „parasozialer“ virtueller Räume vor allem für die Kinder und Jugendlichen immer notwendiger werde, die in keiner stabilen sozialen und räumlichen Einbettung aufwachsen können.

Außerdem sind sie auch in ihrer Freizeit auf speziell für sie eingerichtete „kinderfreundliche“ Institutionen angewiesen. Räume können nicht selbständig angeeignet und verändert werden und wenn, nur unter erhöhtem Risiko. Spiele, bei denen Kinder gerne unbeobachtet sind (wie Rollenspiele), werden auf Spielplätzen einfach nicht oder kaum gespielt. (Zeiher 1989) Die soziale Interaktion ist dort folglich, ebenso wie die Dauer der Beschäftigung mit einzelnen Geräten, auffallend gering. Auch die Alterssegregation ist bei „hergerichteten“ Spielplätzen sehr stark, während undefiniertere Spielräume mehr Altersgruppen anziehen und zu unterschiedlichen Handlungen animieren.

Unbeobachtetes Handeln wird zunehmend erschwert und Kontakte mit Erwachsenen finden vorwiegend in pädagogischer oder autoritärer Form, aber immer weniger spontan im Alltag bzw. in sozial gemischten Räumen statt (Deinet 1999, Zeiher 1989).

Kinder und Jugendliche sind nach Deinet auf „vorfabrizierte Aneignungsmuster“ (1999, S. 46) der Medien- und Konsumwelt verwiesen, die sie nicht selbst produzieren können.

In den monofunktionalen Hochhaussiedlungen werde jedes Spiel, jeder Versuch sich eigenständig neue Räume zu erschließen, zur „kollektiven Widerstandsaktion“, da es bedeutet

„gegen die Umwelt zu leben“ (Zeiher 1989, S. 191). Vandalismus wird von Zeiher vor diesem Hintergrund als ein Versuch gewertet, fixierte Raumfunktionen aufzubrechen. Eine andere Strategie, um der Abhängigkeit, ständigen Beobachtung und Durchorganisiertheit des Alltags zu entkommen ist der Rückzug ins eigene Zimmer: diese Kinder wollen nur mehr „schlicht in Ruhe gelassen werden.“ (Ebd., S. 192)

Die verinselte Raumaneignung bringt einen großen Organisations-, Kapital- und Zeitaufwand mit sich, sowohl von Seiten der Kinder als auch der Eltern. Kinder müssen sich ihre soziale Kontakte schon sehr früh und jeden Tag aufs Neue organisieren, sonst droht die soziale Isolation (Zeiher 1989, Deinet 1999, Manderscheid 2004). Eltern müssen sowohl Zeit als auch ökonomisches und kulturelles Kapital aufwenden um die Freizeit ihrer Kinder zu planen. Kinder aus Elternhäusern mit wenig Kapital werden daher stark benachteiligt. Sie sind nach wie vor auf den unwirtlichen Nahraum angewiesen. Das Ergebnis sind nach Zeiher „Isolation, Konflikte und Resignation: das Gefühl, gesellschaftlich ausgestoßen zu sein“ (Ebd., S. 190). Das Eingeschränktsein auf das Quartier bedeutet auch Nichtteilnahme an Konsum und an urbanen Raum- und Sozialisationserfahrungen.

Segregation

Segregation ist sozusagen der umgekehrte Fall von Verinselung: eine räumliche Konzentration eines oder ähnlicher Milieus – der Raum als „Umgebung“ gedacht. Nach Meulemann bezeichnet Segregation als den „Zustand der räumlichen Ungleichverteilung von bestimmten Bevölkerungskategorien“ (Meulemann 1989, S. 565, zit. in Manderscheid 2004, S. 111), meist unterschieden nach sozialstrukturellen und ethnischen Merkmalen.

In Deutschland sind vor allem innenstadtnahe Altbauten und Neubauten der 60er und 70er Jahre an der Peripherie von Segregationstendenzen betroffen und hier vor allem ältere Langzeitarbeitslose und Jugendliche mit Migrationshintergrund mit schlechten Chancen am Arbeitsmarkt. (Manderscheid 2004) Ethnisch segregierte Gebiete sind in Deutschland – im Gegensatz etwa zu Kanada oder den USA – jedoch multiethnisch und nicht nur von einer Ethnie dominiert.

Segregation nimmt zu, ist jedoch kein allgemeines Phänomen, sondern konzentriert sich auf ökonomisch Marginalisierte (die durch eine größer werdende Polarisierung immer mehr werden) und ethnische Minderheiten – zwei Gruppen, die sich überlagern. (Dangschat 2007b, Häußermann 2008) Die Segregation der Unterschichten entsteht vor allem durch Wegzug besser situierter Gruppen der „Mitte“, da diese die finanziellen Möglichkeiten haben,

umzuziehen, bzw. einer sozialen Schließung der Mittelschichtviertel. (Häußeremann 2007/2008) Motiv ist meist, dass Veränderungen in der Umgebung, der Zusammensetzung der BewohnerInnen oder des Images des Viertels als Probleme wahrgenommen werden, wobei einem Wegzug meist offene oder verdeckte Konflikte vorangehen und der sozialen Spannung im Quartier (zumindest in der subjektiven Wahrnehmung) nicht mehr anders begegnet werden kann. (Dangschat 2008, Beck/Perry 2008)

Die Segregationsthese entstammt der Chicagoer Schule Anfang des 20. Jahrhunderts, die die zu dieser Zeit großen Ströme von ImmigrantInnen in die USA und deren Integration in die amerikanische Aufnahmegergesellschaft untersuchte. Grundannahme ist, dass die Segregation die Assimilation erschwert, da sozialer Austausch und Sozialisation nur innerhalb des Quartiers erfolgen würden und es so zu einer Verstärkung negativer Ausgangslagen und einer Verunmöglichung bzw. Erschwerung der Integration in die Mehrheitsgesellschaft komme. Auch sind segregierte Quartiere oft institutionell, infrastrukturell und finanziell schlecht ausgestattet. (Dangschat 2008)

Prinzipiell muss zwischen *freiwilliger* und *erzwungener* Segregation differenziert werden: viele BewohnerInnen können, selbst wenn sie es wollen, aus segregierten Vierteln aus finanziellen Gründen schwer wegziehen, während andere die dort existierenden Netzwerke als wertvoll erachten und dort leben wollen.

Ebenfalls ist zwischen *funktionaler* und *struktureller* Segregation zu unterscheiden. (Manderscheid 2004, S. 112, Dangschat 2008) Funktionale Segregation ist nur ein temporärer Zustand und „Starthilfe“ für MigrantInnen in Form von Netzwerken um in einem neuen Land Fuß zu fassen und damit Grundbedingung für Systemintegration – ein klassisches Beispiel sind ethnische Viertel Mitte des 20. Jh. in US-amerikanischen Städten. Voraussetzung der funktionalen Segregation ist ökonomischer Wohlstand. Strukturelle Segregation ist hingegen ein dauerhafter Zustand, das Wohnviertel, auf das die Menschen angewiesen sind, wird zum „Ghetto“ und die Systemintegration scheitert permanent.

Die Bewertung von struktureller Segregation ist vorwiegend negativ. Von Seiten der Politik und Stadtplanung wird daher meist das Ziel der „*Gleichverteilung*“ der Wohnbevölkerung (das Nichtüberschreiten einer bestimmten Quote von MigrantInnen und ökonomisch schlechter Gestellten in einem Viertel) propagiert.

„Kontexteffekte“ sind allerdings schwer nachzuweisen, da bewiesen werden muss, dass bestimmte in einem Viertel auftretende Phänomene nicht durch die sozioökonomischen und -

kulturellen Merkmale der BewohnerInnen bzw. deren Zusammensetzung hervorgerufen werden, sondern durch die räumliche Nähe bzw. das Zusammenleben selbst.

Die Ansicht, dass Gleichverteilung positive Effekte hätte, wird allerdings, ebenso wie die oben erläuterten Grundannahmen traditioneller Segregationsforschung, inzwischen aufgrund neuerer Ergebnisse stark in Frage gestellt (vgl. Dangschat 2007b/2008, Häußermann 2007/2008):

- Eine Umverteilung von armen BewohnerInnen löst das Problem ihrer Armut nicht, sie leben nur nicht mehr regional konzentriert und sind somit *weniger sichtbar*.
- Das nebeneinander Wohnen führt nicht automatisch zu sozialer Nähe, entscheidend sind hier eher die milieuspezifisch verschiedenen Arten der Raumaneignung und Kontaktaufnahme mit der umgebenden Bevölkerung: „*Räumliche Nähe erzeugt keine soziale Nähe*“ (Häußermann 2007, S. 237). Entscheidend für die Kontaktaufnahme, aber auch ganz allgemein Sozialisationserfahrungen, ist nach Häußermann nicht das segregierte Zusammenleben, sondern individuelle soziale Merkmale wie Einkommen, Bildung und Beruf. Diese stellen die Grundbedingung für intensivere Kontakte dar; räumliche Nähe kann höchstens dazu beitragen, diese dann zusätzlich zu erleichtern. Im Gegenteil führt räumliche Nähe bei sehr unterschiedlichen Lebensweisen häufig zu Konflikten und Abgrenzungsbemühungen.
- Außerdem werden Menschen *mobiler*: ihre sozialen Netzwerke erstrecken sich über immer weiteren (auch virtuellen) Raum. Der Raum sozialer Netzwerke und der räumliche Nahraum sind somit immer weniger deckungsgleich, wobei auch hier milieuspezifische Unterschiede existieren.
- Wie oben bei der Beschreibung des Raumverhaltens migrantischer Milieus schon deutlich geworden ist, bevorzugen die meisten MigrantInnen, die ökonomisch oder in Bezug auf ihre Bildung „aufgestiegen“ sind, weniger stark segregierte Viertel; das segregierte Wohngebiet ist daher als „*Durchgangsstation*“ zu werten (Häußermann 2008). Bedingung dafür ist natürlich die Möglichkeit zur sozialen Mobilität.

Effekte, die eigentlich durch individuelle soziale Merkmale erklärt werden können, werden nach Häußermann (2008) trotzdem oft durch die Segregation begründet. Dies liege unter anderem daran, dass die untersten Schichten (egal ob deutsch oder migrantisch) *am ehesten segregiert* leben (müssen), MigrantInnen von Armut und Prekarität *überproportional*

betroffen sind, diese *soziale Problematik ethnisiert* wird und diese dann *auf die räumliche Konzentration zurückgeführt* wird.

Räumliche Nähe hat in der Regel auch keine direkte Auswirkung auf Denk- und Handlungsweisen bzw. bestimmte kulturelle Orientierung oder Sozialisationserfahrungen.

In einer Studie (Oberwitter 2004, zit. in Häußermann 2007) konnte lediglich bei männlichen Jugendlichen, die eine Hauptschule besuchen und ihren Freundeskreis in der näheren Umgebung haben, ein Effekt der direkten Nachbarschaft auf Verhaltensweisen nachgewiesen werden. Bei anderen BewohnerInnen waren keine Kontexteffekte festzustellen. Hier ist auch davon auszugehen, dass die viel stärker als Wohngebiete segregierten *Schulen* (meist im eigenen Wohngebiet), in denen zwangsläufig Kontakte stattfinden und prägende Sozialisationserfahrungen gemacht werden, einen deutlicheren Einfluss als die Wohnumgebung selbst haben (Häußermann 2007, S. 239).

Der zweite festgestellte Kontexteffekt ist das erschwerete Erlernen der *Landessprache*, wenn Menschen in stark segregierten Gebieten leben.

Andere Effekte wie „abweichende“ Einstellungen oder eine besonders starke Orientierung an der Herkunftskultur und -religion konnten nicht gefunden werden – diese unterscheiden sich nicht von BewohnerInnen nicht ethnisch segregierten Gebieten.

Häußermann (Ebd.) vermutet, dass der wirksamste Kontexteffekt durch Segregation der *Stigmatisierung des Wohnquartiers* (und dadurch der Diskriminierung seiner BewohnerInnen) ist, die allerdings nicht im Viertel selbst entsteht, sondern von Medien forcierter und produziert wird, indem sie bestimmte Stadtviertel als ethnisch und gleichzeitig „sozial problematisch“ kodieren.

In Bezug auf segregierte Wohngebiete stellt sich die Frage, in welchem Ausmaß die Segregation *negative* (wie zusätzliche Diskriminierung, mangelnde Infrastruktur, „Eingeschlossensein“ im Viertel, soziale Isolation, Resignation...) oder auch *positive Effekte* (wie etwa nachbarschaftliche Hilfe, Netzwerkbildung, Solidarität) haben kann. Einer Studie von Keim/Neef (Keim/Neef 2000, S. 257ff., zit. in Manderscheid 2004, S. 124f.) zufolge sind die BewohnerInnen solcher Gebiete differenziert zu betrachten. Sie weisen unterschiedliche Abstufungen und Formen von Prekarität und sozialer Integration auf. Während „materiell gesicherte Haushalte“ sich eher nach außen orientieren und nur wenig interne Netzwerkbildung betreiben, orientieren sich „Haushalte in prekärer materieller Lage“ eher an Haushalten im Viertel und können aus diesen Vernetzungen auch Nutzen ziehen. Bei „marginalisierten Haushalten“ kommt es hingegen zur sozialen Isolation im Quartier und

einer Verfestigung ihrer Lage, bei „gefangenen Prekären“ zwar zu einer gegenseitigen Hilfe, aber Abkapselung vom Rest der Gesellschaft und der Herausbildung einer Gegenkultur mit eigenen Treffpunkten usw. Familien mit Kindern fällt es leichter Kontakte zu knüpfen als Alleinlebenden und Paaren.

Dangschat (2007) kritisiert die ausschließliche Konzentration der Segregationsdebatte auf Wohnstandorte, da diese die (des-)integrative Wirkung der Nutzung von *öffentlichen Räumen* übersieht. Im öffentlichen Raum werden die verschiedenen sozialen Gruppen auch am stärksten sichtbar. Besonders gilt dies für MigrantInnen, die in überbelegten Wohnungen leben, über viel freie Zeit verfügen oder männlich sind (Dangschat 2008).

M.E. könnte aus diesen Erkenntnissen der Schluss gezogen werden, dass Segregation, die ja auch nach kulturellen Mustern erfolgen kann, nicht immer und prinzipiell desintegrative Wirkungen haben muss, sondern dass sie nur unter bestimmten Bedingungen negative Effekte hat. Die Wechselwirkungen von räumlicher Konzentration mit infrastruktureller, institutioneller und finanzieller Ausstattung, sozialer Lage und Milieus der BewohnerInnen, dem dominanten sozialen Klima im Viertel, aber auch in der Gesamtgesellschaft, den Möglichkeiten des Spracherwerbs und des sozialen Aufstiegs und den meist über Medien verbreiteten Stereotypisierungen und Stigmatisierungen von Vierteln und ihren BewohnerInnen sind genau zu betrachten und in die Bewertung der Segregationstendenzen mit einzubeziehen.

Zusammenfassend kann also gesagt werden, dass Milieus ihre Räume je nach ihren Möglichkeiten und Lebensstilen konstituieren, manche sind dabei sehr auf den Nahraum verwiesen, andere sind hingegen sehr mobil. Die so konstituierten Räume sind immer netzwerkartig, nur die Weite und Art des Netzwerkes sind milieu- und kapitalabhängig.

4. Kapitel: (Des-)Integration und Konflikt

“Im Kern geht es um die Frage, wie eine von Polarisierung und Verunsicherung erfaßte Gesellschaft auf die Herausbildung einer von Ausgrenzung bedrohten und betroffenen Minderheit reagiert.“ (Anhut/Heitmeyer 2000, S. 26)

In diesem Kapitel sollen die desintegrativen Auswirkungen des im 3. Kapitel beschriebenen sozialen Wandels geschildert werden, vor allem in Hinblick auf den Zusammenhang mit einer Verschärfung des sozialen Klimas in Form von ethnischen Konflikten. Auch der sozialräumliche Aspekt wird dabei mit einbezogen.

4.1. Desintegrative Krisen aufgrund makrostrukturellen Wandels

Anhut/Heitmeyer verorten Gefährdungen von Anerkennung durch makrostrukturelle Prozesse auf drei Integrationsebenen (Ebd., S. 51f.): *strukturell* ist eine soziale Polarisierung, *institutionell* eine gesellschaftspolitische Entsolidarisierung und in *emotionaler* Hinsicht sind ambivalente Individualisierungsprozesse (Instabilität von Beziehungen, Orientierungslosigkeit) zu beobachten.

Heitmeyer (1997) beschreibt in einem früheren Aufsatz ähnliche Veränderungsprozesse bzw. Krisen – auf Systemebene, auf einer wertebezogenen Ebene und auf der Ebene der Lebenswelt (Kohäsionskrise) – genauer und führt deren Auswirkungen (Anomietendenzen und eine Erhöhung des Gewaltpotentials) aus.

- Auf der *Systemebene* der differenzierten Funktionssysteme die der strukturellen Integrationsebene entspricht – hebt er die wirtschaftliche Dynamik hervor, in der sich immer deutlicher eine Entkoppelung von Wirtschaftswachstum und der Schaffung von neuen Arbeitsplätzen abzeichnet. Seit Anfang der 80er ist in Deutschland ein Trend zur wachsenden Einkommensungleichheit und ein Anstieg der Armutssquote festzustellen (Hauser 1998, S. 167f., zit. in Anhut/Heitmeyer 2000, S. 25). Damit einher gehen Entsolidarisierungsprozesse und das Aufkommen neoliberaler Politik.

Auch in den wirtschaftsstarken Regionen nimmt daher soziale Ungleichheit in ökonomischer Hinsicht zu, wodurch „Existenzsicherung“ und Statussicherung zu akuten Problemen werden. Ausgrenzung und Desintegration von Personengruppen wirken sich auf individueller Ebene in Machtlosigkeit und Gleichgültigkeit aus. Dadurch würde es zu einer „Entsicherung von Gewaltpotenzial“ (Heitmeyer 1997, S. 633) kommen.

- Auf einer *wertebbezogenen* Ebene führt die Pluralisierung von Werten, Normen und Lebensstilen zu einer tendenziellen Delegitimierung von Werten. Darunter ist eine Abnahme des gemeinsam geteilten Wertekonsenses zu verstehen, die immer weitere Zonen „strittiger“ bzw. ungesicherter Werte und Normen erzeugt. Heitmeyer sieht hier – neben den zugestandenen positiven Effekten von Pluralisierung und Individualisierung – die Gefahr einer Absenkung von Gewaltschwellen und eine Steigerung der Gewaltanfälligkeit. In diesem Zusammenhang verweist Heitmeyer auf den Umstand, dass der Grad der Integration bzw. Desintegration der Aufnahmegergesellschaft, wie sie sich z.B. in Wertep pluralisierung aber auch sozialer Ungleichheit ausdrückt, immer Konsequenzen für die Integration von MigrantInnen hat (siehe Kapitel 4.3.).

Zunehmende soziokulturelle Differenzierung steht außerdem in einem Spannungsverhältnis zu ökonomischem Druck und den dadurch eingeschränkten Realisierungschancen von soziokulturellen Lebensstil- und Wertmodellen. Einer großen Anzahl von stilisierten Lebenskonzepten stehen immer eingeschränktere Realisierungschancen auf ökonomischer Seite gegenüber. Heitmeyer bezieht dieses Dilemma vor allem auf MigrantInnen der dritten Generation. Für sie ist die Rückkehr in das ursprüngliche Heimatland kaum mehr eine Option, sie sind im Aufnahmeland sozialisiert worden, können aber aufgrund von Benachteiligung im Bildungs- und Erwerbssystem anspruchsvollere Lebensstilkonzeptionen kaum realisieren.

- Die dritte Krise verortet Heitmeyer auf der Ebene der sozialen *Lebenswelt* und Gruppenzugehörigkeit in Form einer Kohäsionskrise. Mangelnder Anerkennung in und Zugehörigkeit zu Gruppen führt zu Vereinzelung und gleichzeitiger Identifikation mit abstrakteren Identitätsangeboten, die sich auf allgemeine Kategorien wie Ethnie oder Nation stützen. Auch die Kohäsion der Aufnahmegergesellschaft selbst ist von großer Bedeutung. Der verloren gegangene breite Wertekonsens würde als Reaktion auf Zuwanderung den Versuch einer Reaktivierung von Gemeinsamkeiten hervorbringen, die sich auf allgemeinere Kategorien, wie z.B. Nation beziehen würden. Im Rahmen dieser allgemeinen Kategorien entfällt eine soziale Kontrolle des Gewaltpotenzials durch die konkreteren und interaktiv hergestellten Werte der Gruppe. Es kann zu einer verstärkten Selbstethnisierung und Abgrenzung kommen, die letztlich eine Lenkung von Gewaltpotenzialen entlang ethnischer bzw. nationaler Trennlinien ermöglicht.

Letztlich stellt sich aber die Frage nach dem richtigen Grad an Kohäsion. Zu starke Kohäsion würde Konformität hervorbringen und damit eine kollektive Abgrenzung zu anderen Gruppen, Nationen, Ethnien, etc., während zu wenig Kohäsion die Verbindlichkeit von

Gruppennormen schwächt und zu „Gleichgültigkeit“ gegenüber anderen Gruppierungen führen kann. (Ebd., S. 642).

Heitmeyer verdichtet diese verschiedenen ineinander greifenden Entwicklungskrisen zu einem „Syndrom“ der Zunahme ethnisch-kultureller Konflikte:

„Ein Syndrom, das Desintegrationserfahrungen und Ängste mit Delegitimierung von Normen und der Kontingenz von Wertvorstellungen verbindet, sowie ihren Niederschlag sowohl in Vereinzelung als auch in Re-Aktivierungen von Abgrenzungen erfährt, hat weitreichende Folgen: die ‚Entsicherung‘ von Konfliktpotentialen, und damit Gewaltlatenz durch Gleichgültigkeit, geht in diesem Syndrom einher mit der *Absenkung* von Gewaltschwellen und der *Lenkung* von Konfliktpotentialen“ (Ebd., S. 636f., Hervorh. im Original)

In Städten kristallisieren sich gesellschaftliche Entwicklungen in konzentrierter und radikalisierte Form heraus. Hier zeigen sich ökonomische Polarisierungen als eine Spaltung des städtischen Arbeitsmarktes und der Entlohnungsstruktur in hochqualifizierte Performer und marginalisierte „Zubringer“-Jobs, die Pluralsierung der Lebensstile als differenziertere Wohnformen und Gentrifizierung – wobei Lebensstile ein Element sozialer Ungleichheit darstellen – und sozial-räumliche Polarisierungen als die Zunahme von Segregation (Dangschat 1996a, S. 47f., zit. in Heitmeyer/Anhut 2000, S. 27).

4.2. Milieus und Desintegration

Die derzeitige ökonomische Krise kann auch in einem historischen Kontext, nämlich als eine durch Technologiewandel hervorgerufene Neustrukturierung der Gesellschaft begriffen werden. So konnte Mandel (1972, S. 113; zit. in Vester 1997, S. 150) seit Ende des 18. Jahrhunderts bis in die Nachkriegszeit vier ca. 50 Jahre dauernde *Phasen* des Aufschwungs, der Stagnation und Phasen mit desintegrativen Erscheinungen identifizieren.

Die in Phasen der Stagnation und Desintegration erzeugte „segmentierte Polarisierung“ (Vester 1997, S. 164) lässt – je nachdem, wer vom gesellschaftlichen Wandel profitieren kann – *Milieus der GewinnerInnen und VerliererInnen* entstehen. Die gesellschaftliche Mitte polarisiert sich heute in mittleren und prekären Wohlstand. Die VerliererInnen dieses Wandels wenden verschiedene Strategien an um mit den Abstiegsprozessen und Desintegrationserfahrungen umgehen zu können.

Eine dominante Form sind sogenannte *Minorisierungsprozesse*, also die Weitergabe sozialer Ungleichheit an und Abwertung von gesellschaftlich schwachen Gruppen wie Frauen, ethnische Minderheiten, Kinder und alte Menschen, die unter der Krisenphase am meisten zu

leiden haben. Die Ungleichbehandlung dieser Gruppen ist – im Gegensatz zum Postulat der sog. „neuen“ Ungleichheiten – bei weitem kein neues Phänomen, es gibt eine richtige Tradition in der Abwertung dieser Gruppen in gesellschaftlichen Umbruchszeiten. (Ebd.)

Die Abwertungen schwächerer Gruppen gehen von Bedrohten aus der *polarisierten Mitte* und *konservativen Milieus* aus, die insgesamt in Deutschland zur Zeit ca. 60% ausmachen.

So kann man die Milieus auch nach ihrem „**Integrationsradius**“ unterscheiden (Ebd., S. 183ff.): 41% vertreten moderne und egalitäre Positionen (keine Abwertung, Eintreten für Gleichstellung), 31% nehmen Minorisierungen vor (vertreten das „konservative Konzept hierarchisch abgestufter Rechte“) und 27%, die durch den gesellschaftlichen Wandel Deklassierten, neigen zu expliziten sozialen Ressentiments gegenüber anderen Gruppen.

Die Gruppe der Deklassierten wird durch „Neuzugänge“ aus der polarisierten Mitte immer größer, andererseits hat durch Individualisierungsprozesse in bestimmten Milieus die Integrationsbereitschaft zugenommen. Zu den „VerliererInnen“ zählen etwa 2/3 der Milieus der kleinbürgerlichen Traditionslinie mit autoritären Politikvorstellungen.

Der Grund dafür, dass Protest v.a. aus der Mitte entsteht, ist nach Vester (1997), dass ihre Strategien des Aufstiegs (z.B. Bildungserwerb), die nur in den integrativen Phasen erfolgsversprechend sind, nicht mehr greifen und nun sogar *Abstiegsprozesse* von Teilen der Mitte stattfinden. Für die „obersten“ und „untersten“ 20% hingegen ändert sich nicht viel: erste sind nach wie vor privilegiert, zweite immer noch prekarisiert.

Eine andere Erklärung für den Protest aus der Mitte ist die Theorie des *Öffnung des sozialen Raums* (Merleau-Ponty, zit. in Vester et al. 2001), die davon ausgeht, dass mit dem Nachlassen sozialen Drucks (und eben nicht mit dessen Eskalation, wie es VertreterInnen der Verelendungsthese behaupten) Entscheidungsmöglichkeiten und somit auch die Freiräume für politischen Protest zunehmen. Dadurch können Ressourcen mobilisiert werden, die ansonsten aufgrund der ständigen Notwendigkeit die eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, von der die „deklassierten“ Milieus betroffen sind, verschüttet bleiben.

Die Verarbeitungsformen der Krise und die Art des Protests hängen von den in den Milieus „eingelagerten“ Ressourcen und Politikverständnissen, die je nach Traditionslinie verschieden sind, ab (etwa welchen Gruppen oder Verhältnissen Verantwortung für Missstände zugeschrieben werden, bzw. wie diese interpretiert werden), aber auch von der Art der dominanten Politik. So ist u.a. auch zu erklären, dass nach dem Ersten Weltkrieg in Europa politisch so unterschiedlich auf die Wirtschaftskrise reagiert wurde.

Die milieuspezifischen, „alltagsethischen“ Ressourcen seien nach Vester nach wie vor vorhanden und können für neue Bewegungen und Politikformen trotz (oder gerade wegen?) der großen Politikverdrossenheit remobilisiert werden. Die Politik muss immer wieder durch neue soziale Bewegungen „reaktiviert“ werden. Dazu ist eine neue „Integrationsideologie“ und Vision nötig, unter der sich heterogene Gruppen zeitweilig zusammen schließen können (Vester 1997).

4.3. Desintegrationstheorie

In der Studie „Bedrohte Stadtgesellschaft“ (Anhut/Heitmeyer 2000) wurden acht Teilprojekte mit verschiedenen methodischen Zugängen innerhalb des theoretischen Rahmens der Desintegrationstheorie durchgeführt. Sie versucht die (Des-)Integrationstendenzen auf mehreren Ebenen in eine Verbindung mit wechselseitigen konfliktträchtigen Einstellungen der deutschen „Mehrheitsgesellschaft“ und der türkischen Minderheit zu bringen. Dabei wurden sowohl der subjektiv-lebensweltliche als auch der sozialräumliche Kontext der Befragten mit in die Analyse einbezogen.

Der Desintegrationsansatz will das Entstehen latenter Konfliktpotentiale und manifester Konflikte durch mangelnde Integration sowohl auf Seiten der Minderheit als auch der Mehrheit erklären. Desintegrationserfahrungen und -ängste nähren Einstellungen, die Konflikte begünstigen, wie etwa die Ethnisierung sozialer Probleme auf Seiten der Mehrheit *und* der Minderheit – also die Zuschreibung von Verantwortung für allgemeine soziale Spannungen an (andere) ethnische Minderheiten –, das Fordern von Vorrechten (Mehrheit) oder ethnische Selbstaufwertung (Minderheit) und der Rückzug in das eigenethnische Umfeld (Mehrheit und Minderheit).

Die Desintegrationstheorie versucht anomie- bzw. verunsicherungstheoretische Ansätze und die Deprivationstheorie zusammenzuführen und als Grundlage für die Erklärung von ethnischen Konflikten heranzuziehen.

Relative **Deprivation** kann definiert werden als „subjektiv empfundener Grad von Benachteiligung, und zwar gemessen an den je eigenen Erwartungen oder im Vergleich mit anderen Personen bzw. sozialen Vergleichsgruppen.“ (Anhut/Heitmeyer 2000, S. 33)

Von Deprivation betroffen sind vor allem Gruppen, die über wenig Kapital und niedrige Bildungsabschlüsse verfügen und in Konkurrenz um Arbeitsplätze, Wohnungen, Sozialhilfe mit anderen (oft aufgrund der ethnischen Unterschichtung migrantischen) Gruppen

konkurrieren. Aber auch Teile der zunehmend polarisierten Mitte – sog. „ModernisierungsverliererInnen“ – zählen dazu.

Der Deprivationsansatz erklärt fremdenfeindliche Einstellungen durch diesen starken sozialen Konkurrenzdruck in Hinblick auf materielle Ressourcen, aber auch soziale Rangordnungen. Durch eine Aufwertung von Merkmalen, die nicht weg genommen werden können, also z.B. Geschlecht und Herkunft, und einer gleichzeitigen Abwertung von Menschen, die diese Merkmale nicht aufweisen, wird versucht, den eigenen Selbstwert zu erhöhen. (Anhut/Heitmeyer 2000, S. 34)

Als Kritik an diesem Ansatz führen Anhut/Heitmeyer an, dass die Abwehr ethnischer Gruppen in privilegierten Schichten völlig ausgeklammert wird. Außerdem geht er davon aus, dass intensiver Kontakt (z.B. durch Zusammenleben in einem Wohngebiet) von Menschen verschiedener Herkunft automatisch negative Folgen in Form von Konflikten habe.

Dies ist, wie in der *Kontakthypothesenforschung* belegt, aber nur unter bestimmten Bedingungen der Fall. Positiv sind sie meist dann, wenn die BewohnerInnen gleichen Status und/oder ähnliche Lebensstile aufweisen, wenn ein kontaktförderndes Sozialklima herrscht, wenn die Kontakte relativ regelmäßig stattfinden, das Zusammenleben beiden Seiten Vorteile bringt oder ein gemeinsames Ziel verfolgt wird (Anhut/Heitmeyer 2000, S. 43, vgl. auch Dangschat 1998, S. 45f.). Kontakte können negative Auswirkungen haben, also zu Abgrenzungen und Rückzug führen, wenn ein Wettbewerb um Ressourcen und Positionen zwischen den Gruppen besteht, wenn das soziale Klima angespannt ist, wenn die Normen der BewohnerInnen sehr verschieden sind und wenn eine Gruppe permanent schlecht gestellt ist (Ebd.; vgl. auch Kap. 3 zu Segregation).

Ergänzend sei nach Anhut/Heitmeyer die *Anomie- oder Verunsicherungstheorie* zu beachten, die sich der Erschütterung von Wert-, Orientierungs- und Normmaßstäben durch die Individualisierung widmet. Die Auswirkungen dieser Prozesse wurden schon in Kapitel 4.1. (Heitmeyer 1997) geschildert. Von diesem Wandel verunsicherte Personen sind nach Anhut/Heitmeyer für geschlossene und bestimmte Gruppen herabwürdigende Weltbilder besonders offen, da durch den Mangel an Orientierungsmaßstäben auf andere Art und Weise ein positives Selbstbild hergestellt werden muss. „Deprivierte“ Gruppen sind nun nach Anhut/Heitmeyer in besonderem Maße empfänglich für solche Selbstaufwertungsstrategien, ihnen fällt eine Selbstpositionierung wegen des gestiegenen Konkurrenzdrucks (vgl. Kap. 4.1.) noch schwerer.

Die Desintegrationstheorie definiert soziale Integration daher über die Teilhabe an materiellen und kulturellen *Gütern* (dies entspricht den Annahmen der Deprivationstheorie) und dem Vorhandensein eines *subjektiven Zugehörigkeitsgefühls* (Anomietheorie). Integriert ist also, wer Anerkennung in *sozio-ökonomischer* und *sozio-emotionaler* Hinsicht bekommt (Anhut/Heitmeyer 2000, S. 45).

4.3.1. System- und Sozialintegration und „moderierende Faktoren“

Anhut/Heitmeyer differenzieren zwischen zwei Formen von Integration: Sozialintegration und Systemintegration. Mangelnde Integration in diesen Bereichen wird nach der Desintegrationsthese wie erwähnt für die Entstehung ethnischer Konflikte verantwortlich gemacht.

Desintegration definiert Anhut als „nicht eingelöste Leistungen von gesellschaftlichen Institutionen und Gemeinschaften, in der Gesellschaft existentielle Grundlagen, soziale Anerkennung und persönliche Unversehrtheit zu sichern“ (Anhut 2002, S. 382).

Sozial- und Systemintegration sind in der Konzeption von Anhut/Heitmeyer (2000) aufeinander bezogen: Systemintegration allein reicht nicht aus um ausreichend integriert zu sein, ebenso wie Versuche, kulturell-expressive oder kommunikativ-interaktive Sozialintegration durch moralische Apelle oder Partizipationsverfahren auf längere Sicht scheitern müssen, wenn Personen permanent von Dimensionen der Systemintegration ausgeschlossen bleiben. Die von Anhut/Heitmeyer unterschiedenen Dimensionen sind folgende:

Dimensionen der System- und Sozialintegration

- **Individuell-funktionale Systemintegration** betrifft die *sozialstrukturelle* Ebene und meint die *Teilhabe* an materiellen und kulturellen Gütern.

Die *Beurteilungskriterien* sind objektiv der ausreichende Zugang zu Arbeits-, Wohnungs-, Konsummärkten und subjektiv die Zufriedenheit mit Beruf und sozialer Position.

Bei der individuell-funktionalen Systemintegration geht es um *positionale* Anerkennung.

- **Kommunikativ-interaktive Sozialintegration** betrifft die *institutionelle* Ebene bzw. die *Vergesellschaftung* eines Individuums.

Beurteilungskriterien sind Teilnahmehandlungen am politischen Diskurs und an Entscheidungsprozessen und in subjektiver Hinsicht Teilnahmebereitschaft und die

Wahrnehmung, dass bei Konflikten Grundnormen (Fairness, Gerechtigkeit, Solidarität) eingehalten werden.

Im konkreten städtischen bzw. stadtteilbezogenen Zusammenleben umfasst sie z.B. die Art und den Umfang des Austausches und der Kommunikation zwischen Gruppen, die formellen und informellen Formen der Mitbestimmung oder die Kontrolle der BewohnerInnen über Raumnutzung und -gestaltung.

Bei der kommunikativ-interaktiven Sozialintegration geht es um *moralische* Anerkennung.

• **Kulturell-expressive Sozialintegration** betrifft die emotionale *Vergemeinschaftung*, also die verschiedenen Formen von sinnstiftenden, Rückhalt gebenden und für die individuelle Selbstverwirklichung wichtigen Beziehungen zu anderen Menschen.

Beurteilungskriterien sind die Anerkennung und Akzeptanz der personalen und kollektiven Identitäten und ihrer jeweiligen Symboliken durch die soziale Umwelt bzw. durch andere Kollektive.

Auf Stadtteilebene manifestiert sich diese Art von Sozialintegration in Form von „Szenerien“ für Gruppen (im öffentlichen Raum, aber auch in „Beisln“, Clubs, Vereinen usw.). Sie bezieht sich auf die „ästhetischen Präferenzen“ und „Traditions- und Erinnerungswerte“, die mit Raumelementen in biographischen als auch gruppenbezogenen Prozessen symbolisch verknüpft werden. (Greverus 1982, S. 68ff., zit. in Hanhörster/Mölder 2000, S. 353).

Bei der kulturell-expressiven Sozialintegration geht es um *emotionale* Anerkennung.

Die Differenzierung in kommunikativ-interaktive Sozialintegration und die kulturell-expressive Sozialintegration wird der wichtigen Unterscheidung von Normen bzw. Grundprinzipien (Dimension der gesellschaftlichen Integration) und sozialen Konventionen (gemeinschaftliche Integration) gerecht. Konventionen können je nach Vergemeinschaftungszusammenhang und Tradition variieren, moralische Grundnormen sollten für alle Gesellschaftsmitglieder gelten. Enttraditionalisierung wirkt vor allem auf milieuspezifische Wertsysteme, während gesellschaftliche Normen davon eher unberührt bleiben.

Vor allem Desintegrationserfahrungen in der individuell-funktionalen Systemintegration und der kommunikativ-interaktiven Sozialintegration können unter bestimmten Umständen zu erhöhten konflikthaften Einstellungen und zu Ethnisierungen führen. Kulturell-expressive Sozialintegration hat eine *ambivalente* Wirkung: sie kann in Form einer hohen Binnenintegration einer Gruppe Spannungen reduzieren (also konfliktmindernd wirken),

andererseits aber auch Desintegration auf gesellschaftlicher Ebene erzeugen, indem sich diese Gruppe zunehmend zurück zieht und auf Basis der Gruppenidentität Ethnisierungen vornimmt oder Identifikationssymbole bzw. Werte zu Konfliktthemen werden.

Annahmen der Desintegrationstheorie

Anhut/Heitmeyer nehmen eine „***doppelte Integrationsperspektive***“ (Anhut/Heitmeyer 2000, S. 551) ein, die die wechselseitige Abhängigkeit von Mehrheit und Minderheit beachtet – sowohl in ihren Desintegrationserfahrungen als auch in ihrer gegenseitigen Wahrnehmung und Bewertung. Die dahinter stehende These ist, dass mit dem Anstieg der Desintegrationserfahrungen von Teilgruppen der Mehrheitsgesellschaft auch die Integrationsprobleme der Minderheiten und gleichzeitig Spannungen zwischen Mehrheit und Minderheit zunehmen (Anhut/Heitmeyer 2000, S. 53).

Sowohl die Auflösung als auch die Verfestigung ethnischer Unterschichtung bergen jedoch Konfliktpotential: bei Auflösung durch die Erhöhung der Konkurrenz für Gruppen der Mehrheitsgesellschaft, die von ethnischen Minderheiten „überholt“ werden und bei Verfestigung auf Seiten der Minderheiten, die die verweigerte Integration vor allem in der zweiten und dritten Generation nicht mehr hinnehmen wollen. Hier bestehe ein „strukturelles Dilemma“. (Ebd., S. 25)

Unter einer „***interaktionistischen Perspektive***“ betrachten Anhut/Heitmeyer (Ebd., S. 53ff.) die Frage, unter welchen Bedingungen Einstellungen mehrheitsfähig werden und in Handlungen „umkippen“. Zu diesen zählen bestimmte Persönlichkeitsmuster bzw. die individuelle Fähigkeit Desintegrationserfahrungen zu verarbeiten, die Verantwortungszuschreibung für soziale Probleme und Desintegrationserlebnisse (individuell, kollektiv, gesellschaftlich), Eigennormen, Gelegenheitsstrukturen, individuelle und kollektive Situationswahrnehmung und Einflüsse der sozialen Umwelt (Gruppendruck, das Wirken von Eliten und „Vermittlern“, soziales und politisches Klima). Bei kollektiver Verantwortungszurechnung liegt oft eine Ethnisierung sozialer Problemlagen vor, z.B. werden Arbeitsplätze auf einmal von einem individuellen zu einem kollektiven („Arbeit für Deutsche/Österreicher“) Gut.

Sogenannte lokal wirksame „***moderierende Faktoren***“ können Konfliktpotentiale abschwächen oder verstärken. So ergaben die im Rahmen dieses Projekts durchgeführte Studien, dass das Konfliktpotential in Städten bzw. Stadtteilen mit ungefähr gleicher „objektiver“ Ausgangslage in Abhängigkeit von diesen Faktoren stark differierte. Eine

weitere Annahme ist daher, dass zwischen objektiver sozialstruktureller Belastung und der Höhe des MigrantInnenanteils einer Stadt und dort auftretenden ethnischen Konflikten kein Zusammenhang besteht. Vielmehr wird dieses Konfliktpotential „moderiert“ durch die subjektiven Problemwahrnehmungen (Mikroebene) und lokale Faktoren, die die „Integrationsqualität“¹³ (Mesoebene) einer Stadt ausmachen (Schröder et al. 2000, S. 102f.).

Diese Annahmen konnte in mehreren Teilstudien der Studie bestätigt werden.

Auf allgemeiner Ebene zählen zu den „moderierenden Faktoren“ die *politische Steuerung* einer Stadt, das *lokale soziale Klima* und die *politische Kultur* (Eliten und Soziokultur), *Eingebundenheit in soziale Netze* und die *lokalen Inter-Gruppen-Beziehungen*.

Konkret können sie sich etwa manifestieren in Form von „sozialen peer groups Jugendlicher über lokale Nachbarschaften, Vereine und religiöse Gruppen bis hin zu organisatorischen Einheiten wie Schulen und Polizei“ sowie als Aktivitäten und Politik auf Stadt- bzw. Stadtteilebene (Ebd., S. 60).

Moderierende Faktoren haben positive oder negative Einflüsse auf ganz bestimmte Integrationsdimensionen: so wirkt sich das soziale Klima auf alle drei Integrationsdimensionen aus, die politische Steuerung bzw. Kultur vor allem auf die kommunikativ-interaktive Sozialintegration, die sozialen Netze auf die kulturell-expressive und Inter-Gruppen-Beziehungen sowohl auf kommunikativ-interaktive als auch auf kulturell-expressive Sozialintegration.

An dieser Stelle möchte ich zwei Bemerkungen machen: einerseits spielen auf der Mesoebene m.E. auch die Zugehörigkeiten zu bestimmten Milieus eine Rolle, die sich jedoch räumlich weit erstrecken können und nicht auf einen Stadtteil beschränkt sind. Dies gilt meist auch für die sozialen Beziehungen einer Person.

Andererseits stellt sich die (wohl nur im konkreten Fall und empirisch zu beantwortende) Frage, inwieweit die von Anhut/Heitmeyer genannten Faktoren über die Stadtteilebene hinausreichen bzw. wie viel Gewicht die lokalen Ausprägungen der Faktoren tatsächlich als „moderierende Variablen“ haben. Hier sind auch die im 3. Kapitel geschilderten milieuspezifisch sehr verschiedene Ausprägungen von Ortsbindung und lokaler Integration zu beachten, die, so meine Vermutung, auch die Beeinflussbarkeit durch diese lokal wirksamen Faktoren bestimmen. Jemand, der viele Kontakte im Stadtteil hat und sich für städtische oder

¹³ In der quantitativen Teilstudie (Schröder et al. 2000) erhoben anhand der Arbeitslosenquote oder Sozialhilfedichte (individuell-funktionale Systemintegration), Vertrauen in lokale Politik (kommunikativ-interaktive Sozialintegration) und das soziale Klima (Ortsbindung, Kriminalitätsfurcht im Stadtteil) bzw. die Qualität der Intergruppenbeziehungen (kulturell-expressive Sozialintegration).

Bezirkspolitik interessiert, wird eher empfänglich für lokal vorhandene „Stimmungen“ sein, als jemand, dessen Sozialraum räumlich weiter gespannt ist und in stadtteilbezogene Aktivitäten nur peripher integriert ist.

4.3.2. Ethnisierungen und ethnische Konflikte

Als Bedingung für das Entstehen ethnisch-kultureller Konflikte sieht Heitmeyer (1997) die *Wechselseitigkeit* von Ansprüchen und Forderungen an. Auch die Minderheit muss sich in Rangordnungs-, Verteilungs-, und Regelkonflikten engagieren, um zur „Mehrheit“ bzw. zu bestimmten Teilen der Aufnahmegerellschaft in ein konflikthaftes Verhältnis zu treten. Diese Situation wird eher in Gesellschaften auftreten, die sich in einer Transformation befinden, die traditionelle Statusungleichheiten in Frage stellt, als in Gesellschaften mit klar dominanter Mehrheit und stark asymmetrischer Ressourcenverteilung. Im zweiten Fall wird es, so Heitmeyer in Bezug auf Esser (1996), eher zu einer Unterordnung der Minderheit und ihrer Duldung von struktureller Benachteiligung und Fremdenfeindlichkeit kommen. In Bezug auf die Konfliktvariante ist dabei zu bedenken, dass sie immer im Rahmen der in Kapitel 4.1 geschilderten Entwicklungskrisen (Strukturkrise, Regulationskrise, Kohäsionskrise) stattfindet, von denen zugewanderte Minderheiten meist stärker betroffen sind. Als aktive Konfliktstrategien ergeben sich drei Möglichkeiten, die auch als Reaktion auf diese Entwicklungskrisen zu sehen sind: eine Interessendurchsetzung auf Strukturebene (Strukturkrise), eine Durchsetzung öffentlicher und rechtlicher Anerkennung eigener Werte und Normvorstellungen (Regulationskrise) und die Festigung von ethnisch abgegrenzten Bindungen und damit die Mobilisierung einer Interessengemeinschaft (Kohäsionskrise) (Ebd., S. 639).

Diese aktiven Strategien erhöhen wiederum das Konfliktpotential durch zunehmende Konkurrenz, zunehmende Partikularisierung und Konformitäts- und Mobilisierungsprozesse. Besonders „entzündungsfähige Konstellationen“ werden von Heitmeyer dort gesehen, wo *Ungleichzeitigkeiten* in der ökonomischen, sozialen und politischen Entwicklung bestehen (Ebd., S. 638f.). Man kann sich etwa eine rechtliche Gleichstellung vorstellen, der eine ökonomische oder soziale Ungleichstellung gegenübersteht. Eine als legitim erlebte Forderung, die aufgrund von informellen, strukturellen Bedingungen nicht erfüllt wird (z.B. bessere Ausbildungsmöglichkeiten), kann daher als entscheidender Konfliktmotor gesehen werden.

Wird die ethnische Unterschichtung – die Zuweisung von MigrantInnen zu den untersten Statuspositionen – aufgebrochen, also werden Aufstiegsprozesse für MigrantInnen ermöglicht, treten diese in Konkurrenz zu Personen der Mehrheitsgesellschaft und Rangordnungen verändern sich.

Ergebnisse der Studie von Schröder et al. weisen darauf hin, dass die Mehrzahl der türkischen MigrantInnen die Unterschichtung anders als die erste Generation – deren damaliges Selbstverständnis das der temporären „Gastarbeiter“ war – nicht mehr akzeptieren will¹⁴. Vor allem die zweite und dritte Generation der türkischen Minderheit, die in Deutschland sozialisiert worden ist und für die Rückkehr in die Türkei meist keine Option darstellt, fordert zunehmend gleiche Rechte und Realisierungschancen.

Auch streben türkische Befragte danach „mehr als bisher erreichen“ zu wollen – sogar in viel stärkerem Ausmaß als Deutsche (61,6% gegenüber 39,4%). (Schröder et al. 2000, S. 123) Dennoch ist seit Anfang der 90er Jahre ein Rückschritt in der Bildungspartizipation von migrantischen SchülerInnen zu bemerken, ein Zeichen, das nach Schröder et al. auf einen Rückzug in die eigenethnische Gruppe hindeuten könnte (Ebd., S. 126).

Der Vergleich der quantitativen Teilstudie von Deutschen und TürkInnen ergab, dass **Ethnisierungen** bzw. kollektive Schuldzuschreibungen auf beiden Seiten vorgenommen werden. Diese stellen eine Vorbedingung für das Entstehen manifester ethnischer Konflikte dar. Ein Drittel der befragten Deutschen beansprucht ökonomische Vorrangrechte in Krisensituationen und ca. ein Viertel nahm Ethnisierungen (Schuldzuschreibungen für Arbeitsplatz- und Wohnraummangel) vor (Schröder et al. 2000, S. 192).

Dass gerade der türkischen Bevölkerung in besonders intensiver Weise die Schuld an Desintegrationserscheinungen zugeschrieben wird, sehen Hanhörster/Mölder darin begründet, dass die Etablierung und die teilweisen Aufstiegsprozesse dieser Bevölkerungsgruppe zeitlich und räumlich mit dem langsamem Abstieg von Teilen der deutschen Bevölkerung zusammen fällt (Hanhörster/Mölder 2000, S. 371f.).

Ethnisierungen auf Seiten der türkischen Befragten erklären sich Schröder et al. dadurch, dass diese Schuldzuschreibungen, die von der Mehrheit ihnen selbst angelastet werden, an andere Außenseiter wie Asylwerber weiter gegeben werden. Hier tauchten auch Einstellungen einer „ethnisch-kulturellen Selbstaufwertung“ auf, die oft mit einer Ethnisierung sozialer Probleme

¹⁴ 3/4 der türkischen Befragten geben an, dass Türken in Deutschland sich nicht mehr mit schlecht bezahlten und nicht angesehenen Berufen abgeben sollten. (Schröder et al. 2000, S. 123)

einhergehen (Schröder et al. 2000, S. 189f.). Offensiv können VertreterInnen von Minderheiten Überlegenheitsvorstellungen aufgrund des strukturellen Machtgefälles lediglich im kleinräumigen Kontext vertreten – so etwa durch Machtdemonstrationen z.B. von migrantischen Jugendlichen im öffentlichen Raum. Politisches Gewicht können diese Einstellungen nur durch eine Mobilisierung von Eliten und Organisationen erhalten.

Auf türkischer Seite werden außerdem negative Zuschreibungen durch Deutsche überproportional wahrgenommen: 4/5 nahmen an, dass mehr als die Hälfte der Deutschen sie für Arbeitsplatz- und Wohnraummangel verantwortlich machen würde, obwohl eigentlich nur ein Viertel der Deutschen diese Meinung vertritt. (Schröder et al. 2000, S. 117)

Schröder et al. interpretieren dieses Ergebnis so, dass bei der türkischen Minderheit durch Diskriminierungserfahrungen bzw. das durch Medien und Politik erzeugte negative Klima der deutschen Bevölkerung gegenüber großes Misstrauen geschürt werde.

Ethnisierungsmuster von türkischen Befragten waren sogar öfter wahrzunehmen als auf deutscher Seite – allerdings ist bei genauerer Betrachtung festzustellen, dass der Grad von Ethnisierungen eigentlich mit einer *prekären sozialen Lage* zusammen hängt und nicht mit der Herkunft. Betrachtet man nur die Ergebnisse der Befragten mit einer prekären sozialen Lage, so ist kaum mehr ein Unterschied zwischen Deutschen und Türken auszumachen. (Ebd., S. 114) Daraus kann also geschlossen werden, dass solche Zuschreibungsmuster vor allem von Menschen verwendet werden, die unter starkem Konkurrenzdruck zu ebenfalls Prekarisierten (wie andere Minderheiten) stehen und ein Erklärungsmuster für ihre Lage bzw. ein Ventil für dadurch entstehende Frustrationen benötigen.

Ethnisierung und Reklamation von Vorrechten stehen nach Schröder et al. daher in einem starken Zusammenhang mit dem Grad der Integration der Befragten, vor allem in Bezug auf den Zugang zu Funktionssystemen und auf die „Wahrnehmung eines mangelnden Ausgleichs konfligierender Interessen“ bzw. mangelnde politische Teilnahmemöglichkeiten. Insbesondere der Zusammenhang der *Kombination* beider Faktoren mit diesen Einstellungsmustern erwies sich als signifikant. (Ebd. S. 148)

Die Verarbeitungs- und Einstellungsmuster von Mehrheit und Minderheit ähneln sich also abhängig von sozialer Lage und Integration, haben jedoch unterschiedliche Artikulationschancen in der Öffentlichkeit.

Dass Ethnisierungen in einem Zusammenhang mit der sozialen Lage einer Person (und als Konsequenz daraus, ihrem *Wohnort*) stehen, geht konform mit folgender von Dangschat (1998) vertretenen These: Die deutsche Mehrheitsgesellschaft zerfällt aufgrund sozialer

Polarisierung in „Etablierte“ und „etablierte Außenseiter“. Die Etablierten, in diesem Fall die gebildete deutsche Mittelschicht, würden pauschale Schuldzuschreibungen an MigrantInnen im Sinne einer toleranten und multikulturellen Gesellschaft ablehnen und somit einheimische Angehörige niedrigerer sozialer Schichten (die „etablierten Außenseiter“) in ihren Abwertungen und Abgrenzungsbemühungen von Minderheiten schwächen.

Was in Bezug auf diese Diskurskonstellation allerdings bedacht werden muss, so Dangschat, sind die ressourcen- und statusabhängigen Möglichkeiten sich räumlich von bestimmten Personengruppen bzw. Wohnquartieren zu distanzieren, also *wegzuziehen*. Während die gebildete Mittelschicht sich *Toleranz aus „sicherer Entfernung“* leisten kann und die multikulturelle Gesellschaft nur sehr selektiv im Rahmen der alltäglichen Lebensführung (Essen, Kulturveranstaltungen...) wahrnimmt, müssen untere soziale Schichten aufgrund ihrer erzwungenen Immobilität die hauptsächliche „*Integrationsleistung*“ bzw. „*Integrationslast*“ tragen und Wohnquartier sowie Arbeitsstätte mit den Einwanderern „teilen“. Hier werden die von Heitmeyer (1997) beschriebenen Auseinandersetzungen um Ressourcen (Arbeitsplätze) akut, ebenso wie die soziokulturellen Definitionskämpfe, die die etablierten Außenseiter in ihrer räumlich verankerten Identität bedrohen. Die Bedeutung der eigenen kulturellen Identität und ihrer Symbole in der Wohnumgebung ist umso stärker, je schwächer die Integration der Menschen in Funktionssysteme und in politische Partizipationsprozesse ausgebildet ist (Schröder et al. 2000, S. 127). Sie wird durch die Anwesenheit des „Fremden“ in Frage gestellt.

Die negativen Haltungen gegenüber MigrantInnen, die unter diesen Voraussetzungen entstehen können, widersprechen dem Selbstverständnis und dem Toleranzdiskurs der Mittelschichten. Untere soziale Schichten müssen daher eine *doppelte Abwertung* ihrer Position befürchten, eine Delegitimierung ihrer moralischen Haltungen aus Perspektive der Mittelschichten ebenso wie eine in Frage Stellung ihrer lokalen Definitionsmacht durch die Werthaltungen und kulturell geprägten Verhaltensweisen der – in ihren Wohnquartieren zahlenmäßig überproportional vertretenen – ZuwanderInnen, mit der Konsequenz, dass sie sich „dort, wo sie wohnen, nicht mehr zu Hause [fühlen]“ (Dangschat 1998, S. 57). Als mögliche Konsequenzen nennt Dangschat die „innere Emigration“, die auch als Rückzug in die Innenräume des Wohnquartiers zu verstehen ist, sowie Fremdenfeindlichkeit und offene Aggression.

Auch die von Hanhörster/Mölder (2000) durchgeführte Studie im Wohnbereich bestätigt, dass die Toleranz der Befragten abhängig davon ist, wo sie wohnen. Ist die türkisch-islamische

Präsenz nicht stark – ist also keine individuelle Betroffenheit bzw. Notwendigkeit alltägliche Integrationsleistungen zu vollbringen, gegeben – ist die Ablehnung dieser Bevölkerungsgruppe geringer. Die Wahrung der eigenen Rangposition begründet die Toleranz, wird diese (durch dominante Präsenz des „Fremden“ im öffentlichen Raum, durch Desintegrations- und Abstiegsprozesse) in Frage gestellt, verändern sich die Einstellungen der türkischen Minderheit gegenüber.

4.3.3. Sozialräumliche Auswirkungen

Die Wohnumgebung bzw. der Stadtteil sind Ort und „Schauplatz“ für das konkrete interkulturelle Zusammenleben der Bevölkerung. (Hanhörster/Mölder 2000, S. 349)

Raum dient hier sowohl als Kulisse für verschiedene Lebensstile als auch als Mittel in der Reproduktion sozialer Ungleichheit. (Ebd.)

Die Sozialräume¹⁵ der Menschen überlagern sich physisch – so können bestimmte Orte zu umkämpften Territorien werden, sowohl in Bezug auf Aneignungsformen als auch Bedeutungsverleihungen. Für Anhut/Heitmeyer hat der Sozialraum auf drei Ebenen Auswirkungen auf die Frage der Desintegration (Ebd. S. 62): als „knappes Gut“ in Bezug auf Raumnutzung (z.B. zum Rückzug, für Selbstdarstellungen, verschiedene Nutzungsformen), als Ausdruck sozialer Ungleichheit bzw. Distinktionsmittel und als Identitätsquelle (Ressource für Ortsbindungen und kollektive Identifikationen).

Die Bindung und das Verhältnis zum Stadtteil bzw. die Wahrnehmung räumlicher Bedingungen kann insofern für ethnisch-kulturelle Konflikte von Bedeutung sein, als dass Menschen mit ihnen Orientierung und Vertrautheit, aber auch Entfremdung und Ängste verbinden können. Dies geschieht nie unabhängig von der Wahrnehmung anderer sozialer Gruppen im Viertel bzw. von der Art der Beziehungen, die zu ihnen existieren.

Wie auch Hanhörster/Mölder (2000) anmerken, sind die *Konstruktionen* der BewohnerInnen, sowohl von räumlicher als auch sozialer Umwelt, entscheidend dafür, wie sich das Zusammenleben der verschiedenen Gruppen gestaltet.

¹⁵ Anhut/Heitmeyer schreiben nur von *dem* „sozialen Raum“, definiert als das Beziehungsgeflecht von Menschen, durch das ihm Bedeutungen zugeschrieben werden (Anhut/Heitmeyer 2000, S. 62). Ich gehe von sich überlagernden Sozialräumen aus und verwende hier außerdem in Abgrenzung vom Begriff des „sozialen Raumes“ bei Bourdieu (der die verschiedenen Kapitalverteilungen meint und kein physischer Raum ist) den Begriff „Sozialraum“.

Besonders auffällige manifeste Konflikte sind in ökonomisch stark belasteten Städten¹⁶ zu finden, während mit Abnahme ökonomischer Belastung die Toleranz der Bevölkerung steigt. Während bei den türkischen Populationen keine Unterschiede in konfliktträchtigen Einstellungen je nach Belastungsgrad der Stadt gefunden werden konnten, so war dieser Zusammenhang bei der deutschen Bevölkerung sehr deutlich.

Daraus schließen Anhut/Heitmeyer, dass in ökonomisch besonders belasteten und stark segregierten Städten das *lokale Beeinflussungspotential* in Form von moderierenden Faktoren durch die schlechten Gesamtbedingungen sehr eingeschränkt wird.

Es gebe daher ein „*Zeitfenster*“ innerhalb dessen moderierende Faktoren noch ihre Wirkung entfalten und intervenieren können, wurde es politisch versäumt dieses Zeitfenster zu nutzen, können auch diese nur wenig bewirken (Anhut/Heitmeyer 2000b, S. 561).

Stadtteilunterschiede im ethnischen Konfliktpotential – wie sie in Duisburg festgestellt wurden – lassen sich dennoch nicht auf objektive Bedingungen des Stadtteils zurück führen, sondern darauf, dass in bestimmten Quartieren (etwa mit billigem Wohnraum) konzentriert Menschen wohnen, die überproportional von Desintegration betroffen sind und darauf, dass die „moderierenden Faktoren“, also das soziale Klima und die Beziehungen im lokalen Raum negativ bewertet werden (Schröder et al. 2000, S. 186, S. 196). Nicht jedes sozial benachteiligte Quartier ist also automatisch ein Konfliktherd.

Wie Häußermann (2008/2007) streichen Anhut/Heitmeyer den das interkulturelle Zusammenleben prägenden Schulbesuch heraus, der laut einer der Teilstudien relativ unabhängig vom sozialräumlichen Kontext der SchülerInnen wirkt. Geschlecht und Herkunft sind zwei äußerst starke Differenzierungsmerkmale in Schulklassen, wobei in binational gemischten Klassen größeres Konfliktpotential vorhanden ist als in multikulturellen Klassen.

4.4. Konfliktarten und -umgangsformen

Mit Bezug auf Anhut/Heitmeyer möchte ich zwischen folgenden Formen von Konflikten unterscheiden: „teilbare“ und „unteilbare“ Konflikte, „echte“ und „unechte“ bzw. „umgeleitete“ Konflikte und Rangordnungs-, Regel- und Ressourcenkonflikte.

Teilbare Konflikte können zum „Mehr-oder-Weniger-Typ“, bei dem es um Verteilungsfragen, mögliche Kompromisse und Ausverhandlungen zwischen Gruppen geht, gezählt werden, während **unteilbare** Konflikte dem „Entweder-Oder-Typ“, bei dem nur eine

¹⁶ **Auswahlkriterien der Städte:** ökonomische Chancenstruktur, politischer Handlungsspielraum, interethnische Bevölkerungsrelationen (Arbeitslosenquote, kommunaler Zuschussbedarf, Ausländeranteil).

Seite des Konflikts gewinnen kann, angehören. Unteilbare Konflikte sind demnach viel schärfer. Bei „unechten“ oder **umgeleiteten** Konflikten wird der gegnerischen Partei von vornherein mit verallgemeinernden Typisierungen und Ungleichbehandlung begegnet. (Anhut/Heitmeyer 2000b, S. 557)

Welche Form Konflikte annehmen, sei nach Anhut/Heitmeyer eine Frage der Konfliktdefinition, die sich durchsetzt. Entscheidend sei hier und vor allem bei ethnischen Konflikten, welcher **Hintergrundkonsens** angewandt wird. Dieser kann z.B. eine grundlegende Akzeptanz der „physischen und psychischen Integrität des Anderen“ und die Einwilligung, den Konflikt mittels politischer Mittel auszutragen, sein (Anhut/Heitmeyer 2000, S. 67). Dieser Bereich der Hintergrundannahmen fällt in den Bereich der kommunikativ-integrativen Sozialintegration. Die Form, die ein Konflikt annimmt (der Basiskonsens, Interpretation als teilbar oder unteilbar) hängt also auch davon ab, wie sehr sich Menschen in diesem Bereich integriert fühlen bzw. solche Grundnormen der Konflikttastragung anerkennen. Auch hier spielt wieder die Wechselseitigkeit eine wichtige Rolle, nämlich ob diese Prinzipien in der Wahrnehmung der Konfliktparteien auch von allen Beteiligten eingehalten werden.

Nach Anhut/Heitmeyer kann davon ausgegangen werden, dass die Akzeptanz von Grundprinzipien wie Fairness, Gerechtigkeit und Solidarität ein eher integratives und Polarisierungen nicht weiter verschärfendes Konfliktresultat ermöglicht. Bei Ethnisierungen sei dies jedoch oft nicht der Fall, da bei diesen von vornherein einem ganzen Kollektiv bestimmte Eigenschaften und Verhaltensweisen bzw. Schuld zugeschrieben wird.

Ressourcen- und Rangordnungskonflikte betreffen strukturelle, Regelkonflikte kulturelle Probleme (Schröder et al. 2000, S. 110 ff.).

- **Ressourcenkonflikte** drehen sich um die Verteilung knapper Güter wie Arbeit, Wohnungen und soziale Sicherung. Wie bei den Rangordnungskonflikten ist Konkurrenz das zugrunde liegende Prinzip. Entscheidend sind bei Ressourcenkonflikten die schon erwähnten Verantwortungszuschreibungen – also die Frage, wer (politische oder wirtschaftlichen Akteure, soziale bzw. ethnische Gruppen oder die von einem Mangel Betroffenen selbst als individuelle Schuldzuschreibung) oder was (wirtschaftliche Entwicklung) für einen Mangel an Ressourcen verantwortlich gemacht wird.

- Bei **Rangordnungskonflikten** geht es um die „individuelle Konkurrenz um Statuspositionen“ (Ebd., S. 119) bzw. um die damit verbundene soziale Anerkennung bzw. das Prestige. In Stadtvierteln können sie sich u.a. um die Frage drehen, welche Gruppe in der

Mehrheit ist bzw. „das Sagen“ hat – oft auch bezogen auf die Dominanz der Raumaneignung bzw. die „Macht“ Raumnutzungsregeln aufstellen zu können. Sie sind meist eng verbunden mit Selbstwertgefühl der Betroffenen und werden deshalb emotional intensiv erlebt.

• **Regelkonflikte** haben unterschiedliche Wert- und Normvorstellungen zum Thema, es geht dabei um Anerkennung von Differenzen oder die Forderung nach Anpassung (Ebd., S. 126). Durch die Wertep pluralisierung werden immer mehr Menschen mit einer Infragestellung ihrer Wertemuster konfrontiert – die Beanspruchung der Gültigkeit von bestimmten Werten kann somit Gegenstand von Konflikten werden. Sie zeigen sich insbesondere in der Auseinandersetzung um die symbolischen Besetzung und die Gestaltung des öffentlichen Raums, der sich durch die Präsenz bzw. Raumaneignungsformen von migrantischen Gruppen verändert. Bei deutschen BewohnerInnen kann dies das Gefühl des „Fremdseins im eigenen Stadtviertel“ (Schröder et al. 2000, S. 128, vgl. auch Hanhörster/Mölder 2000) erzeugen. Auch die immer wieder in den Medien auftauchenden Diskussionen um Moschee- oder Minarettbau und Gebetsrufe sowohl in Deutschland als auch in Österreich belegen dieses Konfliktpotential, das auch durch die von Schröder et al. durchgeführte Studie belegt wurde. Die Thematisierung durch die Medien bzw. in der lokalen Öffentlichkeit spielt allerdings in der Ablehnung der religiös-symbolischen Besetzung des öffentlichen Raums eine große Rolle; so war diese vor allem in solchen Städten hoch, in denen es diesbezüglich Diskussionen gegeben hatte. (Ebd., S. 131)

Dabei ist allerdings zu beachten, dass es sich bei Regelkonflikten oft – wie auch in der Teilstudie zu Konflikt- und Integrationsräumen im Wohnbereich heraus gearbeitet – in Wirklichkeit um Rangordnungskonflikte handelt. So war die Beharrung der in Duisburg interviewten „deutschen Alteingesessenen“ auf Sauberkeitsregeln im Wohnbereich nach Hanhörster/Mölder (2000) vor allem zurück zu führen auf das Bedürfnis, zumindest symbolisch eine „alte (Rang-)Ordnung“ wieder herzustellen, die durch die über die Jahre stärker werdende Präsenz der türkischen Minderheit vor allem im öffentlichen Raum ins Wanken geraten ist.

Es gibt grundsätzlich mehrere **Strategien**, die Menschen **in der Auseinandersetzung mit heterogenen Gruppierungen** anwenden können. Sie reichen von *Wegzug* oder *Rückzug* in die eigenen vier Wände, zu *Aggressionen* in Form von Fremdenfeindlichkeit bzw. der Suche nach Sündenböcken, bis zum „*Arrangement*“ mit „den Fremden“ (Ebd., S. 129). Dieses Arrangement kann im Suchen von gegenseitigem *Kontakt und Austausch* (Lernen

voneinander) bestehen, aber auch im Leben in „(nahezu) berührungslosen, aber zivilisierten *Parallelwelten*“ (Ebd.).

Stadtverwaltungen tendieren nach Dangschat oft zur Forcierung von letzter Lösung, dies sei aber nicht immer zielführend. Integration im öffentlichen Raum könne auch heißen, dass „alle Gruppen die Möglichkeit haben, den öffentlichen Raum (...) in einer Weise zu nutzen, dass sie das Gefühl haben, den Abstand zu ‚den Anderen‘ weitgehend selbst steuern zu können“ (Ebd., S. 130). Das prinzipielle Akzeptieren von sozialer Distanz, die sich auch in getrennter räumlicher Nutzung (im Fall von öffentlichen Räumen etwa in Form eines zeitlichen „einander aus dem Weg Gehen“) ausdrücken kann, entspricht dem in Kanada populären Konzept der „salad bowl“ – einer freiwilligen „binnenintegrativen Segregation“, die jedoch auf Basis gemeinsamer Grundwerte erfolgt (Dangschat 2007b).

Auf der anderen Seite stehen jedoch Befürchtungen der Herausbildung einer „Parallelgesellschaft“, die allerdings durch neuere (im dritten Kapitel dargestellte) Ergebnisse der Segregationsforschung zumindest in Bezug auf den Zusammenhang von räumlicher Konzentration und desintegrativen Tendenzen entkräftet werden.

II. Empirie

1. Forschungsfragen

Im empirischen Teil dieser Arbeit wird es nun darum gehen, die im Theorieteil ausgearbeiteten Perspektiven auf milieuspezifische Sozialräume, Ortsbindungsformen, (ethnische) Konflikthintergründe und die Effekte der Individualisierung auf diese Bereiche in einer Wiener Städtischen Wohnhausanlage (WHA) im 2. Bezirk, dem Handelskai 214, wieder zu finden und zu erweitern.

Es sollen in ihren Einstellungsmustern und ihrem sozialen Hintergrund möglichst unterschiedliche Personen ihre Wahrnehmung des Zusammenlebens im Gemeindebau, ihre emotionale Verbundenheit zu Orten auf mehreren Raumebenen (insbesondere zum Wohnumfeld), ihre Erfahrungen und Haltungen zu Nachbarschaft, ihre (eventuelle) Konfliktinvolviertheit und ihre Lösungsstrategien schildern und diese Einstellungs- und Verhaltensmuster vor dem Hintergrund von milieu- und desintegrationstheoretischen Ansätzen interpretiert werden.

Dahinter stehen folgende, allgemeinere **Fragen**:

- Wie wirken sich *soziale Polarisierungsprozesse*, zunehmender *ökonomischer und lebensstilspezifischer Konkurrenz- und Positionierungsdruck, Segregationstendenzen, politische Haltungen zu Migration und Integration* auf das konkrete *Zusammenleben* von Menschen verschiedener *sozialer und ethnischer Herkunft* aus? Welche *Formen* des Zusammenlebens finden sich zwischen den verschiedenen Gruppen?
- Wie wird mit „*Fremdheit*“ umgegangen (Toleranz, Bedrohung, Ambivalenz, Indifferenz...)?
- Inwiefern spielen *Unterscheidungs- und Abgrenzungskriterien* wie Migrationshintergrund, Alter, Milieuzugehörigkeit, Lebensphasen usw. im Zusammenleben und in *Konflikten* eine Rolle? Werden anhand dieser Kriterien *kollektive Schuldzuschreibungen* vorgenommen oder werden diese abgelehnt?
- Wie werden vor diesem Hintergrund *Konflikte wahrgenommen*, wie werden sie *kommuniziert* und *ausgehandelt*? Welcher *Art* sind diese Konflikte (Ressourcen-, Rangordnungs-, Regelkonflikte)? Welche *Konfliktlösungsstrategien* werden von wem bevorzugt?

- Welche Rolle spielen bei diesen Prozessen subjektiv und milieuspezifisch konstituierte *Sozialräume* (als emotionale Ressource, als Ressource in Rangordnungskonflikten, als Projektionsfläche usw.)?
- Welche Bedeutung haben die *emotionalen Bindungen* zu diesen Räumen? Auf welcher räumlichen Ebene finden sie statt, welcher Intensität und Art sind sie?
- Wie wird „*das Lokale*“ vom Einzelnen konstruiert und welche emotionale Bedeutung erfährt es? Welche Rolle spielt es in Konflikten (als sog. „*moderierender Faktor*“ in Form von lokaler politischer Steuerung, politischer Kultur, sozialem Klima, sozialen Netzen und Intergruppenbeziehungen (Anhut/Heitmeyer 2001))?
- Wie viel *Nähe und Distanz* in einem lokalen Zusammenhang ist in einer sich gleichzeitig globalisierenden und differenzierenden bzw. individualisierten Gesellschaft möglich und von welchen Gruppen erwünscht?
- Welchen Einfluss haben *Milieuzugehörigkeit* und individuelle *Desintegrationserfahrungen* (auf individuell-funktionaler, kommunikativ-interaktiver und kulturell-expressiver Ebene) bzw. *Anomie- und Verunsicherungstendenzen* auf oben genannte Faktoren?

Nicht auf alle diese Fragen konnten eindeutige Antworten gegeben, jedoch m.E. wertvolle Hinweise auf Zusammenhänge zwischen diesen Faktoren gefunden werden.

2. Erhebungs- und Auswertungsmethoden

Erhebung

Die Erhebung wurde anhand von halbstrukturierten qualitativen Leitfadeninterviews (siehe den Leitfaden im Anhang) durchgeführt, in denen mit möglichst erzählgenerierenden Fragen auf die oben genannten Themen eingegangen werden soll – wobei die oberste Priorität aber der Erzählfluss der Befragten und nicht die Struktur des Leitfadens war. Aus diesem Grund wurden auch vom Befragten eingebrachte Themen durch Nachfragen vertieft (vgl.: Witzel 1985: „Das problemzentrierte Interview“).

Insgesamt wurden 18 Interviews, die im Zeitraum von Winter 2007 - Frühling 2008 durchgeführt wurden, transkribiert, vier davon mit ExpertInnen.

Ergänzend wurden bei den Fragen nach der physischen Raumaneignung meistens Pläne des Gemeindebaus, des Stadtteils und des Bezirks vorgelegt, in die die Interviewten für sie relevante Orte eintragen konnten. Diese wurden jedoch nicht getrennt ausgewertet, sondern

dienten eher als Unterstützung für die Interviewten. Außerdem besuchte ich die Kinderbetreuung Bassena an einem ihrer Betreuungsnachmittage im Spielhof des Gemeindebaus und ließ Kinder sog. „subjektive Landkarten“ anfertigen, auf denen sie, ausgehend von ihrer Wohnung, alltäglich besuchte Orte in ihrer Freizeit aufzeichnen konnten. Diese Karten konnte ich leider – auch durch einen Ausfall des Aufnahmegerätes mit bedingt – leider nicht in die Auswertung mit einbeziehen.

Manche Interviews fanden nicht nur mit der Person, mit der ich einen Termin vereinbart hatte, sondern gemeinsam mit dem/der EhepartnerIn oder sogar einem anderen Nachbarn statt (Herr/Frau B, Frau/Herr E und Herr E1, Herr/Frau I, Herr/Frau K) statt. Diese Tatsache könnte auf den ersten Blick negativ interpretiert werden (etwa als die Gefahr der Beeinflussung durch Anwesende), sie stellte sich jedoch im Gegenteil als ein besonderer Vorteil heraus. Die Gesprächsatmosphäre war m.E. dadurch um Einiges gelöster (evt. weil dadurch auch der Druck der Frage-Antwort-Situation entschärft wurde), es entstanden teilweise Gespräche zwischen den Interviewten, was sich auch positiv auf den Erzählfluss auswirkte. Meistens gab es jedoch eine/n „HauptinterviewpartnerIn“, die andere anwesende Person kommentierte eher.

Stichprobe

Die Stichprobe kann schon allein aufgrund ihrer notwendigerweise geringen Größe (insgesamt 18 Personen, davon vier „ExpertInnen“) nicht alle möglicherweise relevanten Merkmale abbilden. Ziel einer Typenbildung ist aber auch die Explikation einer möglichst großen Variation und Kombination von Merkmalen anhand von theoretisch begründbaren Variablen, die Fallauswahl wurde also bewusst und nach bestimmten Kriterien vorgenommen. (vgl. Kelle/Kluge 1999, S. 39) Es können daher auch keine Aussagen über statistische Korrelationen von Merkmalen gemacht werden, sehr wohl aber eine tiefergehende Schilderung miteinander auftretender raumbezogener Verhaltens- und Wahrnehmungsmuster und ihrer Sinnzusammenhänge sowie lebensweltlichen Verankerung. (vgl. dazu die Ausführungen zur „Lebenswelt“-Perspektive im 2. Kapitel).

Das Ergebnis sind Hypothesen über Zusammenhänge von Milieuzugehörigkeit, Desintegrationserfahrungen und verschiedenen Raumaneignungs-, Ortsbindungs- und Konfliktwahrnehmungs- und -lösungsmuster.

Die Auswahl der Stichprobe geschah anhand eines qualitativen Stichprobenplans (Kelle/Kluge 1999, 46ff.) und nach dem Kriterium höchst möglicher Varianz. Die Kriterien

waren – basierend auf Informationen durch ExpertInneninterviews und Vorgesprächen – vor allem Migrationshintergrund und Alter. Es war mir leider nicht möglich hier Interviewte zu gleichen „Anteilen“ zu finden, dennoch – und das war für die Analyse entscheidend – unterschieden sich die Interviewten stark in ihren Einstellungsmustern, die ich im Interpretationsteil genauer heraus arbeiten möchte und die aus meiner Sicht die hauptsächliche Grundlage für die Unterschiede im Antwortverhalten darstellen. Dabei spielte die Art der Kontaktaufnahme, wie ich unten schildern werde, eine nicht unwesentliche Rolle. Die Fragen des Leitfadens wurden teilweise sehr verschieden interpretiert. Für manche Befragte waren sie ein Stichwort für etwas, das sie scheinbar ohnehin erzählen wollten (so fingen einige schon an zu erzählen, bevor ich die erste Frage stellen konnte), andere konnten hingegen mit den Fragen wenig anfangen. Zweites war vor allem dann der Fall, wenn die Befragten nur eine geringe Bindung zum Gemeindebau aufwiesen und wenige Kontakte mit NachbarInnen hatten. Vor allem im Vergleich der Interviews erwies sich diese teilweise „Wortkargheit“ in Bezug auf Ortsbindung, Raumaneignung und Zusammenleben jedoch als wertvolle Kontrastierung zu Befragten, die sich stark mit dem Geschehen im Gemeindebau identifizieren.

Transkription, Codierung, Fallkontrastierung, Typisierung und Interpretation

Alle 18 Interviews wurden transkribiert. Dabei ging Einiges der Besonderheiten des Sprachstils der Befragten verloren, sowohl das „typisch Wienerische“ (das auch viele Facetten aufweist) als auch verschiedene Akzente. Da ich die Sprachstile aber nicht gesondert auswertete, machte es wenig Sinn, diese akribisch abzubilden. Spezielle Ausdrücke oder auch bestimmte grammatischen Eigenheiten wurden aber beibehalten.

Die Codierung der Interviews erfolgte mit einem Programm für qualitative Datenanalyse (MaxQda). Daraufhin wurden die Interviews in einer Fallkontrastierung anhand von relevanten Themen verglichen und interpretiert. (vgl. dazu Kelle/Kluge 1999, Kuckartz 2005) Dies geschah im Fall der Ortsbindung mit Rückgriff auf in anderen Studien (Cuba/Hummon 1993, Cross 2001, Hummon 1992) konzipierte Typisierungen, die ich im Theorieteil schon genauer dargestellt habe. In einem letzten Schritt versuchte ich die in den Interviews festgestellten Unterschiede anhand der ebenfalls im Theorieteil geschilderten Milieutheorie (Vester 1997, Vester et al. 2001), der Desintegrationstheorie (Anhut/Heitmeyer 2001) bzw. anderer Ansätze wie Verinselung, Individualisierung und der Etablierten-Außenseiter-Theorie

zu analysieren und durch eine Art Typologie, die sich auf den Individualisierungsgrad der Milieus der Befragten und deren Desintegrationserfahrungen stützt, darzustellen.

3. Zugang zum Forschungsfeld

Ursprünglich sollte die Diplomarbeit von öffentlichen Räumen und deren Nutzungsformen bzw. Wahrnehmung durch verschiedene Bevölkerungsgruppen handeln. Die ehemalige Leiterin der Gebietsbetreuung Karmeliterviertel regte an, etwas über die Nutzungskonflikte rund um die halböffentlichen Räume im Handelskai 214 zu schreiben, die schon seit längerem bestanden, stellte mir freundlicherweise viel Informationsmaterial zur Verfügung und machte mich auf das Impulsprojekt „e-werkstatt – für aktive Nachbarschaft am Handelskai 214“ aufmerksam. Ein Jahr lang (2006) versuchte im Rahmen dieses Projekts ein Team von zwei SozialarbeiterInnen in Zusammenarbeit mit der Gebietsbetreuung und unter der Leitung des Instituts Plansinn durch aktivierende Befragungen, Organisation von Workshops und Begleitung des Mieterbeirats jene gemeinwesenarbeitsorientierten Aktivitäten zu setzen, die im Rahmen der alltäglichen Arbeit der Gebietsbetreuung, die zu einem großen Teil aus Einzelfall-Betreuung in Konfliktfällen besteht, oft nicht möglich ist. Mit diesen SozialarbeiterInnen durfte ich sehr interessante und ausführliche Interviews über ihre Perspektiven auf die Problemlagen im Gemeindebau führen.

Da ein großes Konfliktthema der von einigen BewohnerInnen als störend empfundene Lärm der sich in den Höfen aufhaltenden Personen – zu einem sehr großen Teil Kinder – zu sein schien, war es naheliegend auch Gespräche mit der „Bassena“ zu führen. Die „Bassena“ ist eine Kinderbetreuungseinrichtung, die im Winter in einem Lokal am Illgplatz im 2. Bezirk und im Sommer in diversen Parks und auch in den Höfen des Gemeindebaus sogenannte „Parkbetreuung“ anbietet. Die Kinder kommen aus der näheren Umgebung und sind ca. 6 bis 13 Jahre alt. Ich sprach mit drei BetreuerInnen und erfuhr Einiges über deren Perspektive auf ihre Arbeit am Handelskai, hielt das Gespräch aber leider nur im Nachhinein schriftlich fest und konnte es in die Auswertung nicht mit einbeziehen.

Eine andere Einrichtung für Jugendliche, die sich ganz in der Nähe des Gemeindebaus (im unteren Geschoß der Schule auf der Ostseite) befindet, ist der MexTreff, mit dessen Leiter ich über die Raumaneignung von Kindern und Jugendlichen und über seine Einschätzung der Situation in der WHA sprach. Ich führte dort auch kurze Interviews mit 10-14jährigen Buben. Die vierte „ExpertInnengespräch“ führte ich mit der Leiterin der Gebietsbetreuung Städtische Wohnhausanlagen (GBWohn) mit Lokal am Wallensteinplatz im 20. Bezirk, die seit Jänner

2007 für die Betreuung der WHA zuständig ist. Neben einem spannenden Gespräch über ihre Erfahrungen mit der Situation am Handelskai und über die Herausforderungen der Gemeinwesenarbeit übermittelte sie mir die Kontaktadresse eines Hausbesorgers, mit dem ich nicht nur ein sehr interessantes Interview führen durfte, sondern der mir auch beim Anbringen neuer Aushänge behilflich war und mir andere Kontakte mit BewohnerInnen vermitteln konnte.

Der Kontaktaufbau mit BewohnerInnen gestaltete sich etwas schwieriger, so konnte mir eine MigrantInnenberatungsstelle in der Nähe nicht weiter helfen und auf die Aushänge für an den Interviews eventuell Interessierte, die teilweise trotz Erlaubnis der HausbesorgerInnen wieder entfernt wurden, meldete sich nur eine Person. Direktes Anläuten stellte sich hier als die effektivere Methode heraus. Die „Mischung“ der Zugangsarten (über Institutionen und Interviewte vermittelt, über direktes Anläuten und über den Aushang) erwies sich als besonders wichtig für die Varianz in den Einstellungsmustern, denn diese Interviews unterschieden sich teilweise sehr voneinander. Es ist m.E. kein Zufall, dass ich (indirekt) über die Gebietsbetreuung mit vergleichsweise stark mit den Geschehnissen im Gemeindebau (durch Identifikation, Konflikte oder die Rolle als Hausbesorger) verbundenen Personen in Kontakt kam, dass die Mehrzahl der Menschen, die ich über Anläuten erreichen konnte, selten oder noch nie Konflikte im Zusammenleben hatten oder dass sich auf den Aushang jemand meldet, der vom Thema „Zusammenleben im Gemeindebau“ persönlich und akut betroffen ist.

Der Kontaktaufbau zu MigrantInnen (durch Anläuten bei „ausländisch“ klingenden Namen) gestaltete sich einfacher als zuerst gedacht, auch die Tatsache, dass ich die Interviews nur auf Deutsch führen konnte, erwies sich als kein besonders großes Problem. Die Interviewsituation gestaltete sich durch die verschiedene Muttersprache trotzdem etwas anders – so musste ich oft Fragen wiederholen, besonders deutlich reden, Missverständnisse korrigieren, Fragen umformulieren und es konnte bei einigen Themen nicht so in die Tiefe gegangen werden. Es war auf der anderen Seite für die Befragten wahrscheinlich auch schwerer „frei“ zu reden. Dennoch brachten sie – wie alle Interviewten – viel Geduld und Freundlichkeit bei der Beantwortung meiner Fragen auf.

4. Daten zum Gemeindebau und zum 2. Bezirk

Die WHA Handelskai 214 wurde 1975-1977 in Form einer strukturierten Bebauung mit offener Hofbildung errichtet und befindet sich im 2. Bezirk und ist zwischen dem Handelskai

(der den Gemeindebau von der Donau trennt, diese ist über einen Steg erreichbar) und der Engerthstraße und neben dem Mexikoplatz gelegen. Die Innenhöfe haben Namen (die jedoch nicht von allem BewohnerInnen akzeptiert werden, siehe unten) wie Spielhof, Wassergarten, Schachgarten, Kindergartenhof, Hügelhof und Schulhof (vgl. dazu die Luftaufnahme im Anhang).

Der Gemeindebau umfasst 24 Stiegen mit 3-12 Geschoßen und ca. 1047 Wohnungen mit ca. 3500 BewohnerInnen auf insgesamt 5,8 ha Grund¹⁷. Viele Wohnungen verfügen über Balkons.

In der Wohnhausanlage gibt es zwei Kindergärten, eine städtische Bibliothek, ein Sektionslokal der SPÖ, in dem sich auch ein PensionistInnen-Club und die Landessektion der Wiener Naturwacht befinden, einen Spar-Einkaufsmarkt, Lokale und Waschküchen, Garagen, Gemeinschaftsräume, einen Ballspielkäfig und Kinderspielplätze.

In unmittelbarer Umgebung befinden sich Institutionen wie das Jugendzentrum MexTreff, die MigrantInnenberatungsstelle Orient Express (beide im Gebäude der Volksschule im Schulhof), die Pfarre Mexikoplatz und die Bassena Stuwwiertel (Betreuung in den Höfen, im Winter am Illgplatz bzw. Hauptlokal in der Nähe des Max-Winter-Platzes).

Die Anbindung mit öffentlichen Verkehrsmitteln ist sehr gut, seit 2008 gibt es – neben der U1 Vorgartenstrasse – auch die U2 (Station Messe-Prater) bzw. mehrere Straßenbahnen und Busse. Ein Einkaufscenter (Stadioncenter) hat vor kurzem in der Nähe eröffnet, auch sonst wird in der Umgebung viel gebaut, etwa auf den gegenüber liegenden Grund der ehemaligen Wilhelms-Kaserne (ca. 490 neue Wohnungen) und auf dem ehemaligen Gelände des Nordbahnhofes (Errichtung eines Parks und von Wohnungen).

Die ehemalige Gebietsbetreuung Karmeliterviertel war seit 2001 für die Betreuung des Gemeindebaus zuständig, seit 2007 ist es die GBwohn am Wallensteinplatz.

Nun möchte ich einige, anhand der Interviews als relevant erscheinende, **Daten** zum Bezirk und der Umgebung des Gemeindebaus anführen. Sie stammen aus der Volkszählung 2001 und 1991, meist auf Bezirks-, manchmal auf Zählgebietsebene, und basieren teilweise auf eigenen Berechnungen.

Der Handelskai 214 liegt im Zählgebiet Praterlände, das 14028 Personen umfasst, also um einiges größer ist als der Gemeindebau (die BewohnerInnen der WHA machen ca. ein Viertel der EinwohnerInnenzahl dieses Gebiets aus). Kleinräumigere und aktuellere Daten konnte ich

¹⁷ Diese Daten wurden mir freundlicherweise von der ehemaligen Gebietsbetreuung Karmeliterviertel zur Verfügung gestellt.

leider nicht bekommen. Die Aktualität ist vor allem deshalb von Belang, weil die Gemeindebauten offiziell erst 2006 für MigrantInnen ohne österreichische Staatsbürgerschaft geöffnet wurden und es interessant wäre, inwiefern sich die Beobachtungen einiger Befragter, nämlich, dass der Migrationsanteil – vor allem der aus mehrheitlich „muslimischen“ Ländern – in den letzten Jahren stark angestiegen sei, auch mit Daten belegen lässt.

Die Daten zeigen zwar einen allgemeinen Anstieg von BewohnerInnen ohne österreichische Staatsbürgerschaft oder mit einer islamischen Religionszugehörigkeit von 1991-2001, doch konzentrieren sich MigrantInnen eher auf andere Bezirksteile als auf das Gebiet Praterlände. Dieses Gebiet entspricht in Hinblick auf „AusländerInnenanteil“ und dem Anteil der Menschen, die im Ausland geboren wurden, dem Wiener Durchschnitt.

Der zweite Bezirk hat nach der Volkszählung 2001 einen (im Vergleich zu ganz Wien) überdurchschnittlichen *ArbeiterInnenanteil* (28,3% bei Wien-Durchschnitt von 22,6%), einen unterdurchschnittlichen *BeamtenInnenanteil* (37,6%, Wien 43,3%) und einen *AkademikerInnen- und MaturantInnenanteil*, der sich ziemlich genau im Mittelfeld der Bezirksanteile bewegt (21% bei Wien-Durchschnitt von 23,5%, wobei ein paar Bezirke über 40% aufweisen). 2001 sind 13,9% der Erwerbspersonen (hier sind auch geringfügig Beschäftigte mit einbezogen) im Gebiet Praterlände *arbeitslos*, im 2. Bezirk sind es 11,5% und in Wien 10,7%.

24,7% der Bevölkerung im 2. Bezirk haben *keine österreichische Staatsbürgerschaft*, in ganz Wien sind es durchschnittlich 16%. Einen höheren Anteil an „AusländerInnen“ gibt es nur im 15. Bezirk (hier sind es 29,2%). Auf der Praterlände sind es jedoch, dem Wiener Durchschnitt entsprechend, nur 16,1%, das heißt, Menschen ohne österreichische Staatsbürgerschaft konzentrieren sich auf andere Viertel des 2. Bezirks. 1991 hatten in Wien 12,8% der Bevölkerung keine österreichische Staatsbürgerschaft, im 2. Bezirk 19,6% und an der Praterlände – wieder dem Durchschnitt entsprechend – 12,6%.

Die Verteilung der Nationalitäten auf die Bezirke ist ungleich. So leben im 2. Bezirk 14,8% ex-jugoslawische und türkische StaatsbürgerInnen, im 5., 15.-17. und 20. Bezirk sind die Anteile jedoch höher (bis zu 21,6% im 15. Bezirk).

23,6% aller Wiener wurden *im Ausland geboren*, 32,6% aller Leopoldstädter und 25,8% aller BewohnerInnen im Gebiet Praterlände, also auch hier ein im Vergleich zum ganzen Bezirk niedrigerer Wert (in den Zählgebieten am Tabor, Augartenviertel und Ausstellungsstraße ist der Anteil um ca. 7-16 Prozent höher als an der Praterlände).

Von der gesamten Bevölkerung im Gebiet Praterlände sind 3,7% in der Türkei geboren, 9,7% in Ex-Jugoslawien, 1,8% in der ehemaligen Tschechoslowakei.

7,8% der Wiener Bevölkerung sind *islamisches Religionsmitglied* (1991: 4,0%), 9,5% der Bevölkerung im 2. Bezirk (1991: 5,4%) und 9,1% der BewohnerInnen im Gebiet Praterlände (1991: 3,0%).

Ganz besonders interessant erscheint mir das *Wahlergebnis* der *Nationalratswahl 2008*, für die es erstaunlich genaue Daten gibt.¹⁸ Der Gemeindebau ist auf die Wahlsprengel 97-99 des Wahlkreises 3 aufgeteilt.

	SPÖ	ÖVP	Grüne	FPÖ	BZÖ	LIF	KPOE	LINKE
Wahlsprengel 97-99, Wahlkreis 3	50,1%	6,1%	5,6%	28,6%	3,7%	1,9%	0,8%	0,2%
2. Bezirk	35,0%	13,3%	19,6%	18,2%	4,4%	4,7%	1,5%	0,2%
Wien	34,8%	16,7%	16,0%	20,4%	4,7%	4,2%	1,1%	0,1%

Die Wählpräferenzen spiegeln die überdurchschnittlich hohe „Loyalität“ der SPÖ gegenüber wieder und die sich von den Ergebnissen des ganzen Bezirks, Wiens und ganz Österreichs stark unterscheidet. Die Unterschiede sind besonders stark zum gesamten 2. Bezirk (wo etwa die Grünen um 14% mehr und die FPÖ ca. 10% weniger Stimmen bekamen als im Gemeindebau), was darauf hinweist, dass dieser Bezirk sehr verschiedene Milieustrukturen aufweist. Eine weitere Besonderheit ist die stark überdurchschnittliche Wahl der FPÖ; ganz ähnliche Wahlergebnismuster gab es z.B. in den „ArbeiterInnenbezirken“ Simmering und Floridsdorf. Diese politischen Einstellungen spiegelten sich stark in manchen Interviews wieder, wie z.B. in der „Mischung“ von sozialdemokratischen und freiheitlichen Haltungen. Bei den Wahlergebnissen ist jedoch zu berücksichtigen, dass wahrscheinlich einige der BewohnerInnen, nämlich die mit Migrationshintergrund und ohne österreichische Staatsbürgerschaft, nicht wahlberechtigt waren und das Ergebnis somit nicht repräsentativ für den Gemeindebau ist.

5. Kurze Charakterisierung der Stichprobe

Herr A ist 33 Jahre alt, ist in der Türkei aufgewachsen und lebt seit 18 Jahren in Österreich. Im Gemeindebau wohnt er seit drei Jahren. Er ist verheiratet und hat drei Kinder im Alter von 13, 11 und 6 Jahren. Nach dem Polytechnischen Lehrgang lernte er Maler/Anstreicher und

¹⁸ Unter <http://www.wien.gv.at/wahl/NET/NR081/NR081-109.htm> (Stand: 9.11.2008), Download Rohdaten. Eigene Berechnungen.

arbeitete in diesem Beruf. Vor etwa zwei Jahren erlitt Herr A eine schwere Lungenentzündung und als Konsequenz eine Herzoperation. Seitdem ist es Herrn A (auf ärztliche Anweisung) nicht mehr möglich in seinem Beruf zu arbeiten; er ist daher arbeitslos. Mittlerweile erhält er keine Invaliditätspension mehr und ist nun mit seiner Familie auf 800 Euro monatlich angewiesen. Herr A wohnte durchgehend innerhalb des 20. und 2. Bezirks, zog jedoch öfter um. In der Türkei baute er zusammen mit seinem Bruder vor zwei Jahren ein Haus, das auch für seine Familie vorgesehen ist.

Herr und Frau B sind seit über 40 Jahren verheiratet und wohnen seit 30 Jahren im Gemeindebau. Herr B ist 69 Jahre alt, Frau B 68. Ursprünglich kommt Herr B aus Niederösterreich, mit 14 kam er nach Wien und begann eine Schriftsetzer-Lehre.

Er wollte aber „mehr aus sich machen“ (320) und gelangte über einige Stationen zum Posten des Geschäftsführers eines Verlags und machte sich dann als Unternehmer selbstständig. Er habe dabei „zwar immer wieder Eine auf die Nase gekriegt“, aber es „im Endeffekt (...) dann doch geschafft gehabt.“ (323) Nach dem Verkauf der Firma ging Herr B mit 60 in Pension.

Frau B absolvierte die Handelsschule und war anschließend Sekretärin in verschiedenen Branchen. Sie blieb zuhause bei ihrer Tochter und arbeitete dann in der Buchhaltung der Firma ihres Mannes.

Herr C ist 38 Jahre alt, in Wien aufgewachsen und lebt seit drei Jahren in einer Einzelwohnung im Gemeindebau. Nach der Lehre als Restaurantfachmann arbeitete er als Restaurantmanager. Aufgrund eines Burn Out - Syndroms kann Herr C seinen Beruf seit drei Jahren nicht mehr ausüben und bezieht derzeit Notstandshilfe. Herr C hat schon eine lange und schwierige Wohn- und Lebensgeschichte hinter sich, die seit seiner Kindheit durch den Aufenthalt in Jugend- und später Lehrlings- und Gesellenheimen und durch temporäre Obdachlosigkeit geprägt ist.

Frau D ist 22 Jahre alt und wohnt seit drei Jahren in einer Einzelwohnung im Gemeindebau. Sie arbeitet in einem Reisebüro im 20. Bezirk, in dem sie gleich nach dem Abschluss der Tourismusschule vor zwei Jahren angefangen hat.

Frau und Herr E (57 Jahre) sind zwischen 50 und 60 Jahre alt und wohnen seit 30 Jahren im Gemeindebau. Sie gehören zu den ersten MieterInnen auf ihrer Stiege. Beim Interview ebenfalls anwesend war ein langjähriger Freund der Familie (Herr E1), der am selben Hof im Gemeindebau wohnt. Frau und Herr E haben zwei Kinder, einer ihrer Söhne (30 Jahre) ist seit kurzem wieder in die Wohnung der Eltern eingezogen.

Frau E war Bedienerin in einem Pflegeheim. Danach arbeitete sie als Sekretärin und ist

mittlerweile in Pension. Herr E arbeitete bei den Wiener Linien und war eine Zeit lang als Taxifahrer beschäftigt. Er bezieht nun Invaliditätspension.

Frau F ist 44 Jahre alt, hat zwei Töchter (24 und 20 Jahre alt), von denen die jüngere noch mit Frau F und ihrem Mann in der Wohnung lebt. Sie kommt ursprünglich aus Niederösterreich und wohnt seit ca. 19 Jahren im Gemeindebau. Außer in einer Wohnung mit ihrem ersten Mann im 16. Bezirk hat sie sonst noch nirgends gewohnt.

Frau F hat AHS-Matura, ist vollzeitbeschäftigte Fachbeamte im Verwaltungsdienst und schätzt ihr Einkommen in der „Mittelkategorie“ gelegen ein. Ihr Mann betreibt eine Trafik im Stadtviertel.

Herr G ist 60 Jahre alt und wohnt mit seiner Frau seit über 30 Jahren im Gemeindebau. Seine beiden Söhne sind im Alter von 28 und 34 Jahren, beide sind bereits ausgezogen. Herr G ist gelernter Betriebselektriker. Seit etwa fünf Jahren hat Herr G gesundheitliche Probleme und bezieht Notstandshilfe, da ihm die Frühpension nicht zuerkannt wurde. Die Pension kann er erst in 2 ½ Jahren beziehen.

Frau H ist technische Zeichnerin und 60 Jahre alt. Sie wohnt seit 30 Jahren zusammen mit ihrem Mann (56 Jahre) im Gemeindebau, ihre Kinder (36 und 38 Jahre) sind bereits vor 10 Jahren ausgezogen. Nach dem Besuch der Handelsschule arbeitete sie im Büro und bei der Gewerkschaft. Schließlich machte sie sich mit einem technischen Zeichenbüro selbstständig. Seit zwei Jahren ist sie in Pension. Ihr Mann war ebenfalls technischer Zeichner und technischer Leiter in der Industrie und ist nun auch in der Pension. Sie beziehen beide jeweils ein Einkommen zwischen 1200 und 1500 Euro.

Familie I lebt seit drei Jahren zu sechst in einer Wohnung im Gemeindebau. Die vier Kinder sind zwei kleine Zwillinge, ein ca. achtjähriger Sohn in der Volksschule und eine ca. zehnjährige Tochter, die im Herbst 2008 ins Gymnasium gehen wird. Frau H ist 39, Herr H 42 Jahre alt. Beide stammen aus dem Sudan. Herr I ist schon seit 18 Jahren in Österreich, Frau I war Mitte der 90er für ein Jahr in Graz, dann ein Jahr im Sudan und zog im Jahr 2000 wieder nach Österreich.

Frau I absolvierte im Sudan das Bakkalaureat in Wirtschaft und ließ sich den Abschluss in Österreich anerkennen. Sie will Deutsch lernen und dann in Wien nach der Betreuung der Kinder den Master und das Doktorat machen. Herr I studierte in Österreich, ist Mechatroniker und auf dem Weg sich als Importeur von Produkten in den Sudan selbstständig zu machen.

Herr J ist 54 Jahre alt und wohnt seit ca. 28 Jahren im Gemeindebau. Er ist zum zweiten Mal verheiratet und hat mit Frau J (48 Jahre) – die beim Interview auch teilweise anwesend war –

gemeinsam vier Kinder, von denen das jüngste, die 20jährige Tochter, noch mit ihnen zusammen in der Wohnung wohnt. Seine Kindheit verbrachte er in Wien und Burgenland, wo er bis in die 80er Jahre ein Haus besaß. Herr J hat Automechaniker gelernt, war danach in unselbstständigen Beschäftigungsverhältnissen und hat sich Anfang der 80er Jahre schließlich als Taxi- und Kleintransportunternehmer selbstständig gemacht. Mehrere Verwandte von Herrn J wohnen ebenfalls im Gemeindebau und gehörten teilweise zu den ersten BewohnerInnen.

Herr K ist um die 50 Jahre alt, Hausbesorger im Gemeindebau und lebt mit seiner Familie – zwei Töchtern im Alter von 22 und 15 Jahren und seiner Frau – seit 12 Jahren hier. Herr K wohnt seit seiner Kindheit im 2. Bezirk und hat den Gemeindebau als Wohnumgebung bereits früh kennen gelernt. Der Einzug erfolgte gleichzeitig mit der Übernahme des Hausbesorgerpostens. Zuvor schloss Herr K eine Lehre als Kaufmann ab und war in der Privatwirtschaft tätig. Da er damals seine Familie kaum sehen konnte, entschloss er sich zu wechseln. Heute tue es ihm „leid“, dass er „nicht schon 10 Jahre vorher den Schritt gemacht“ hat (23). Er engagiert sich außerdem stark in der SPÖ und für die HausbesorgerInnen. Auch Frau K war beim Interview anwesend.

Herr L ist 36 Jahre alt und wohnt seit drei Monaten zusammen mit seiner Frau und vier Kindern im Gemeindebau. Zwei der Kinder sind noch Kleinkinder, die anderen Kinder sind im Alter von 8 und 12 Jahren. Mit 16 Jahren folgte Herr L seinem Vater nach Wien, der damals bereits 6 Jahre hier lebte. Herr L besuchte die Berufsschule und lernte Koch. Er ist momentan in diesem Beruf tätig. Nach vielen Umzügen innerhalb von Wien machte ihn ein Cousin auf den Gemeindebau aufmerksam.

Die zwei (auswertbaren) Interviews mit den Buben aus dem Jugendzentrum waren um einiges kürzer als die anderen Interviews, die Fragen drehten sich auch eher um die Raumnutzung im Stadtteil und im Spielhof. Da ihre Interviews nur beschränkt mit den anderen vergleichbar sind, kann ich ihre Antworten nur stellenweise in die Darstellung der Fälle einfließen lassen.

Der 11jährige **M** wohnt zusammen mit seinem Bruder (13 Jahre), seiner Mutter, einer Sekretärin, und ihrem Freund, der derzeit erwerbslos ist, seit vier Jahren im Gemeindebau. Seine Eltern kommen beide aus Österreich. M besucht das Sigmund Freud Gymnasium in der Nähe des Gemeindebaus.

Der 14jährige **N** wohnt seit sieben Jahren im Gemeindebau, gemeinsam mit seinem 8jährigen Bruder und seinen Eltern, die in der Türkei aufgewachsen sind. Sein Vater ist Busfahrer, seine Mutter ist derzeit erwerbslos. N besucht im dritten Bezirk ein Gymnasium.

Ich möchte die Haltungen und Einstellungen der Interviewten zuerst in einer vergleichenden Analyse bzw. (großteils) in Form von Typisierungen in Hinblick auf mehrere Kategorien (Ortsbindung, Problemwahrnehmung, Konfliktinvolviertheit und Konfliktlösungsstrategien, Einstellungen zum multiethnischen Zusammenleben und die Rolle von Institutionen) genauer darstellen. Im letzten Kapitel sollen die Ergebnisse dieser Vergleiche an die Theorie „rückgekoppelt“ werden.

6. Arten und Intensität von Ortsbindungen

Die im zweiten Theoriekapitel beschriebenen Ortsbindungsformen und -intensitäten lassen sich in den Interviews in verschiedenen Kombinationen wieder finden. Wie auch von Hummon (1992) und Cross (2001) betont, kann einem Menschen selten nur *eine* Form von Ortsbindung zugeordnet werden, sondern es können gleichzeitig unterschiedliche und verschieden intensive Bindungen zu mehreren Orten bzw. Raumebenen bestehen.

6.1. „Ideological Rootedness“ und „Place Alienation“

Ich möchte hier zwei auf den ersten Blick verschiedene, doch in Hinblick auf die Bindungsintensität sehr ähnliche Bindungsformen darstellen, die von Herrn J und Herr und Frau E.

„Ideological Rootedness“

Herr J nimmt die Geschehnisse in seiner Umgebung und vor allem im Gemeindebau sehr intensiv und bewusst wahr und vergleicht die jetzigen Gegebenheiten – ähnlich wie Frau und Herr E – mit einer besseren Vergangenheit.

Dennoch sind die Ortsbindungen in ihrer Emotionalität sehr hoch, und zwar sowohl auf Wohnungs-, Bezirks- und Stadtbene:

„Die Bindung ist sehr groß. Die Bindung ist sehr groß, also ich bin sowieso ein Mensch, der eigentlich bodenständig ist und gar nicht ...im Gegenteil, ich identifiziere mich mit dem Bezirk, ich identifiziere mich mit der Gegend, mit Wien, also es eigentlich für mich – es ist mein Leben.“ (80)

Außerdem empfindet Herr J eine starke Identifikation mit Österreich:

J: „Heimat wäre Österreich auf jeden Fall, weil da gibt's gar keine Frage, das ist unbestritten.“

I: „Und können sie vielleicht ein bisschen sagen was genau jetzt Österreich zu ihrer Heimat macht?“

J: „Ja, eigentlich das, das wir uns im Stand fühlen zu bewegen. Die Zusammengehörigkeit, der Kulturreis, das

Religionsbekenntnis, [das] hat man gesehen z.B. bei dem Hochwasser.“ (92)

Einschränkend meint er dann doch, dass er wohl nicht überall in Österreich leben könne, wie z.B. in Innsbruck, hingegen in Kärnten schon eher. Zum Burgenland hat er eine „Bindung“, da er als Kind abwechselnd in Burgenland und Wien aufgewachsen ist.

Doch auch wenn Herr J auf mehreren Raumebenen Ortsbindungen entwickelt, scheint seine Wohnung besonders wichtig zu sein – wohl auch bedingt dadurch, dass Herr und Frau J wegen ihrer zeitintensiven Arbeit, wie sie sagen, über keine Freizeit („Freizeit haben wir keine“ (258); „Wir sind workaholic.“ (348)) verfügen, nicht ausgehen und deshalb andere Orte weniger in Betracht kommen. Auf die Frage, welche Rolle seine Wohnung in seiner jetzigen Lebensphase spielt, meint er:

„Eine große, eine riesengroße, weil wir sind sehr viel zuhause, und uns zieht es immer wieder [nach] haus, wir sind gern zuhause, und wir haben es gern, dass wir Gäste haben, dass jemand zu uns kommt, wir haben es aber auch gern, wenn er wieder geht (lacht). Also ich geh nicht gern woanders hin, sondern ich lasse lieber die Gäste zu uns kommen. Und da macht mir eigentlich sehr viel aus, dass das Umfeld rundherum stimmen würde, ob es die ganzen Beschmierungen unten sind, die Gartengestaltung, oder wenn jemand kommt, würde es mich freuen, wenn einer sagen würde: ‚Mhm. Schön wohnst du.‘.“ (96)

Im letzten Teil dieses Zitats klingt schon eine gewisse Unzufriedenheit mit der jetzigen Situation in der Wohnumgebung bzw. im Gemeindebau an, die aber, anders als bei Ehepaar E, nicht dazu führt ausziehen zu wollen, da er sich „mit der Gegend auch verhaftet“ (153) fühlt. Herrn Js Verbundenheit sowie seine Unzufriedenheit mit der derzeitigen Entwicklung des Gemeindebaus (in baulicher und sozialer Hinsicht) steht in einem engen Zusammenhang mit seiner Bewertung von und seinen Erfahrungen mit „neuen“ BewohnerInnen, die mehrheitlich Migrationshintergrund haben. Auf diesen Aspekt werde ich weiter unten noch eingehen.

Bezugnehmend auf die Kategorisierung von Hummon (1992) würde ich seine Ortsbindung in ihrer Intensität als „ideological rootedness“ charakterisieren.

Hummon (1992) definiert „ideological rootedness“ als bewusste Überzeugung darüber, wie Mensch und Umwelt interagieren sollten, dies zeigt sich u.a. in Herrn Js Unverständnis für Wohnformen von Menschen, die sich ihrer Wohnung und ihrer Umgebung nur wenig verpflichtet fühlen, vor allem in Bezug auf die Instandhaltung:

„Die nehmen [die Wohnung] als Schlafstätte, nicht als Wohnbereich. Die kommen da vielleicht, weil sie was brauchen, ein Dach überm Schädel, die tun's vielleicht nicht einmal zusammenräumen oder kümmern sich gar

nicht. Denen ist es wurscht, ob die Tapeten oben picken oder nicht oder sonst irgendwas, oder haben sie haben irgendwann einmal vergammelte Tapeten rau gepickt vor 25, 30 Jahren und dann war's es. Nicht? Und ob da jetzt der Putz von den Wänden fällt oder nicht, ist ihnen scheißegal. Hinter ihnen die Sintflut.“ (389)

Ähnlich wie bei der „everyday rootedness“ (die jedoch „automatisch“ durch lange Wohndauer entstehen kann, nicht reflektiert wird und daher auch eine geringere Identifikation mit sich zieht) weist Herrn Js Ortsbindung starke biographische Bilder auf:

„Ich bin mit dem Bau seit der ersten Minute verhaftet. Also wirklich, am Stück, ich kenn die ganzen Leute, da gibt es Leute, die kenne ich, die gibt's da nicht mehr, die ersten Bezieher. Ich kenn das, wo es rundherum noch nicht einmal ein Angebot gegeben hat, wo man zum Einkaufen weiß ich wie weit gehen musste, wo es vielleicht zwei, drei Lokale rundherum gegeben hat in die man gehen konnte. [In] alles andere konnte man nicht gehen, weil das ja mehr oder weniger verhaftet war vom Prater, oder das Umfeld noch sehr unbetreut war, ob es der Strich war, oder die Strizzibau waren, oder die Raufereien, oder alles drum und dran. [Es war] alles irgendwo noch ein bissel anders, aber selbst da war die ganze Sache eine ruhigere und sicherere als die, wie sie es jetzt ist.“ (44)

Die *Art* von Herrn Js Ortsbindung könnte man als sozial, biographisch und symbolisch-narrativ beschreiben, wie im obigen Zitat erkennbar, aber auch daran, dass der Gemeindebau von Anfang an eng mit der Familiengeschichte bzw. sozialen Kontakten von Herrn J verflochten ist, wie er schildert:

„Ich kenn den Bau jetzt seitdem er gebaut worden ist. Erstens einmal in der Form, weil mein Onkel auf der Baustelle gearbeitet hat, zum Zweiten, weil mein Vater und seine Schwestern, zwei Stück davon, da die ersten Bezieher der Wohnungen waren, genauso wie die Familie X oder so, also die sind da in die Stiegen eingezogen, da war noch eine Baustelle rundherum.“ (34)

Er selbst ist erst etwas später, Anfang der 80er, in den Gemeindebau eingezogen, davor hat er im 20. Bezirk gewohnt. Herr J meint er habe „sehr lang“ darauf warten müssen einzehen zu dürfen, was heute nicht mehr der Fall sei, denn „heute kriegt's ein Jeder“ (40).

„Place Alienation“

Hummon (1992) beschreibt „place alienation“ als eine emotional intensiv erlebte Entfremdung von und Ablehnung des derzeitigen Wohnorts. In den von Cross (2001) geschilderten Fällen entstand sie etwa durch einen unfreiwilligen Umzug und den Verlust der starken Bindung zu einem früheren Wohnort, der als sehr schmerhaft empfunden wird. Der jetzige Wohnort wird immer wieder mit dem früheren verglichen.

Dieses Muster der Entfremdung tauchte auch in den Interviews auf, allerdings in einer etwas anderen Form: bei **Herrn** und **Frau E** wird die jetzige Wohnsituation nicht mit einem anderen, früheren Wohnort verglichen, sondern mit dem verloren gegangenen früheren Zustand ihrer Wohnumgebung bzw. des Zusammenlebens. Hier dient die subjektiv wahrgenommene und eventuell auch idealisierte Vergangenheit des Gemeindebaus als Vergleichsfolie für die als schlimm empfundene heutige Wohnsituation.

Die Verlusterfahrung bzw. die immer noch vorhandene Bindung zu einem nicht mehr existenten Ort (und damit eng verknüpft die damalige eigene Lebenssituation und der soziale Kontext) begründet die starke emotionale Reaktion.

Das Moment der Unfreiwilligkeit taucht ebenfalls auf: Herr und Frau E sehen sich den Entwicklungen ausgeliefert, auch wenn sie viel Energie investieren, um die von ihnen als schlecht bewerteten Veränderungen zu bekämpfen (mehr dazu im Abschnitt über Konfliktlösungsstrategien).

Bei Herrn und Frau E scheint mir vor allem die Ebene der sozialen Beziehungen bzw. des sozialen Klimas, die mit dem Gemeindebau verbunden werden, relevant. Für Herrn E drückt sich das Entfremdungsgefühl in Bezug auf das jetzige Leben im Gemeindebau darin aus, dass heute „nichts mehr funktioniert“:

„Wir sind alles Leute, die lang da wohnen, wir haben das alles erlebt, wie das normal abgelaufen ist früher. Wie das funktioniert hat. Und dass in den letzten 15 Jahren genau das Gegenteil eingetreten ist und dass nichts mehr funktioniert.“ (Herr E, 47)

Frau E sieht einen Verlust von „Zusammenhalt“

„[F]rüher hat man einen Zusammenhalt gehabt. Weil wie wir eingezogen sind, waren wir eigentlich alles junge Mütter. (...) Wenn die einen Weg gehabt hat, hast auf ihr Kind aufpasst, hat man untereinander auf die Kinder aufgepasst. Wir sind früher viel in die Hauptallee gegangen, da hat es so einen Kinderspielplatz unten gegeben, da sind wir mit unseren Kindern runter gegangen. (...) [W]ir haben uns ein Stockerl von daheim mitgenommen, wir sind unten gesessen, wir haben gestrickt oder gehäkelt oder gestickt oder irgendwas. Und einer hat immer auf die Kinder aufgeschaut.“ (Frau E, 718)

Sie charakterisiert die heutige Situation so: „[I]m Großen und Ganzen ist es leider so, dass in der heutigen Zeit ein jeder seine Tür zu macht und von Anderen nix wissen will.“ (733)

Frau E meint sie sei „schon so weit“ (646), dass sie sich nach einer Wohnung in Bratislava umsieht, eine Stadt, die beide sehr schätzen und die sie öfter besuchen. In Bratislava ist es für

Herrn E „[s]o wie es bei uns vor 25 Jahren“: „Die Leute haben dort ein ganz anderes Leben. Die haben noch die Begriffe, die wir gehabt haben. Sie können dort auf der Straße gehen, Sie werden dort keinen Dreck sehen.“ (Herr E, 648) Auch wenn Frau E ihre „Heimat“ als den zweiten Bezirk bezeichnet, da sie hier schon länger wohnt als sonst wo, würde sie – und auch Herr E – „sofort“ (640-641) ausziehen, wenn es „im finanziellen Bereich möglich wäre“ (Herr E, 642).

6.2. „Divided Rootedness“

Eine andere Auffälligkeit bei den Interviews war die Schilderung einer „divided rootedness“, also die relativ starke Identifikation mit mehreren Orten (Cross 2001). Während Cross damit z.B. noch vorhandene Bindungen zum Elternhaus meint, waren es hier einerseits Bindungen zum Zweitwohnsitz, andererseits zum Herkunftsland.

Beide, sehr verschiedene, Ausprägungen möchte ich an dieser Stelle kurz darstellen.

Bindung zum Zweitwohnsitz

Herr B und **Frau H** gehören in Bezug auf ökonomisches bzw. kulturelles Kapital eher der gehobeneren Schicht an.

Beide erwähnen den *Zweitwohnsitz* als wichtigen Ort in ihrem Leben. So meint Herr B: „Na wir haben eine Wohnung am Land, also in der sind wir alle drei Wochen und das ist auch ein bisschen ein Ausgleich, es ist immer wieder Urlaub.“ (26)

Frau H erzählt Ähnliches über ihr Wochenendhaus:

„Ich muss dazu sagen, ich hab ein Wochenendhaus im Waldviertel und darum sind wir natürlich zu freien Tagen, Wochenenden, Feiertagen, immer da draußen. Drum ist das nicht so schlimm, wenn da mehr Lärm ist und so. Weil wir da draußen natürlich viel mehr Ruhe haben. Das ist natürlich der Ausgleich dann da draußen, na.“ (40)

Frau H ist dort gern wegen der „Ruhe, der Natur“. Außerdem sei sie ohnehin „mehr fürs Einsamere (lacht). Mir gefällt eher Ruhe.“ (47). Auf die Frage nach Orten, wo sie sich gerne aufhält und wohl fühlt, meint sie: „Das Wochenendhaus ist es natürlich in erster Linie, da fühlen wir uns alle wohl, die ganze Familie.“ (67) Auch die grünen Teile des Bezirks nutzt sie gerne zum Spazierengehen.

Auf die m.E. nicht unerhebliche Bedeutung so eines Ausweich- und Rückzugsortes für die Konfliktwahrnehmung bzw. –toleranz möchte ich weiter unten noch näher eingehen.

Bei Herr und Frau B kommt neben der Bindung an den Zweitwohnsitz auch die an ihre eigene *Wohnung* hinzu, die Herr B als „wunderschön“ (61) empfindet.

Diese unterscheidet sich in mehreren Punkten von den meisten anderen Wohnungen des Gemeindebaus: sie liegt im Dachgeschoss mit Ausblick auf die Donau und verfügt über einen Wintergarten und eine große Terrasse, für die Herr und Frau B das alleinige Nutzungsrecht haben. Die Terrasse bringt für Herrn B „Lebensqualität“ (18), Frau B nützt sie intensiv in gärtnerischer Hinsicht. Herr B sieht auch die Vorteile der Terrasse im hohen Alter. Für Herrn B ist die Wohnung eine „Strandwohnung auf einer Insel. Im 10. Stock“ (57). Sie sei damals ein „Vorzeigeobjekt“ (65) und relativ teuer gewesen.

Die Wohnung ist auch ein Grund, aus dem Herr B nicht wegziehen möchte. Er bemerkt, dass alte MieterInnen in letzter Zeit gehäuft ausziehen, für ihn selbst komme das aber nicht in Frage. Er meint, er sehe nicht ein, warum er eine Wohnung aufgeben solle, „die so schön ist, wo wir uns eigentlich wohl fühlen“ (74).

Ein weiterer Grund ist, dass sich Herr B aufgrund der langen Wohndauer inzwischen schon an den *Bezirk* als solchen gebunden fühlt: „Ja es war an und für sich, dass wir gesagt haben, aus dem 2. Bezirk wollen wir nicht weg. Wir sind halt Inselbewohner, wir bleiben da.“ (Herr B, 16). Auch eine Tochter wohnt im zweiten Bezirk. Die „grünen“ Teile des Bezirks nutzen sie für ausgiebige Spaziergänge, „90%“ ihrer Spaziergänge machen sie in der Umgebung, wo es „wunderschön“ (127) sei. Herr B meint

„[D]a sieht man immer was Neues. Wenn man mit offenen Augen weiter geht. Man muss nicht jedes Mal wo anders hin fahren. (...) Man hat mehr Blick fürs Detail und sieht dann Dinge, die anderen Leuten gar nicht auffallen, die gar nicht wichtig sind, die wollen halt ständig eine neue Landschaft sehen. Uns genügt der Maulwurfshügel, der neue. Unter Anführungszeichen.“ (127-129)

Die *unmittelbare Wohnumgebung* (der Gemeindebau) wird jedoch von Frau H sowie Herrn und Frau B weniger positiv bewertet. Frau H empfindet den Gemeindebau als „ein bissl zu schmutzig“ und „nicht so gepflegt“. Die Höfe nützt sie, außer um in die Wohnung zu gelangen, nicht: „Weil durch den Hof geh ich eigentlich relativ schnell immer. Das ist weil...ich hab's eigentlich meistens eilig (lacht) und dadurch hab ich gar keine Zeit zum Gespräch.“ (121)

Herr B drückt ebenfalls eine Unzufriedenheit mit der Wohnumgebung aus: „Wenn du in der Wohnung herinnen bist, gefällt's dir sicher. Heraußen herum – muss man sich gewöhnen.“ (57) Er habe mit der Zeit „Scheuklappen“ bekommen, wenn er hinaus gehe. Am meisten

stören Herr und Frau B der Zustand des Gemeindebaus und dessen Verfall. Frau B erzählt, dass ihr die Reaktionen von Freunden auf den Gemeindebau manchmal „direkt peinlich“ wären. Man habe das Gefühl, „es wird nichts getan“. (66)

Sowohl in Herrn und Frau Bs wie auch Frau Hs Fall ist also eine Konzentration auf Wohnung bzw. Zweitwohnsitz (bei Nutzung der „grünen“ Teile des Bezirks) vorhanden bei gleichzeitiger „Ausblendung“ bzw. negativen Bewertung der direkten Wohnumgebung, dem Gemeindebau.

Bindung an das Herkunftsland

Bei einem der drei von mir Interviewten mit Migrationshintergrund, **Herrn A**, war eine noch immer vorhandene, ambivalente Bindung an das Herkunftsland zu bemerken. Schon allein im Hinblick auf die soziale Lage unterscheidet er sich sehr von den oben geschilderten Befragten Herr/Frau B und Frau H.

Er ist „sehr, sehr zufrieden mit Österreich“ und betont „mit Keinem“ ein „Problem gehabt“ (22) zu haben. Gleichzeitig gibt es auch viel Positives, das er mit der Türkei verbindet. Dort hat er zusammen mit seinem Bruder vor zwei Jahren ein Haus gebaut mit einem Stock für seine Familie, einen für einen Bruder und den dritten für den anderen Bruder. Seine Eltern und Geschwister leben dort, er konnte sie jedoch aus zeitlichen und finanziellen Gründen seit zwei Jahren nicht mehr besuchen. Die Türkei sei außerdem „ja auch wirklich sehr schön“ (22). Das nachbarschaftliche Verhältnis in der Türkei bewertet er als besser als in Österreich: „In der Türkei jeder mit seine Nachbarn immer gehen: ‚Komm‘ und helfen, dort gehen sitzen (...), aber in Österreich sowas hab ich noch nicht gesehen.“ (22) Allerdings sind nach Herrn A die Löhne in der Türkei „ein bissl weniger“ (25) und Schwarzarbeit und Arbeitslosigkeit sind stark verbreitet.

Herr A könnte sich vorstellen wieder in die Türkei zu ziehen, wenn die politische Lage so bleibt wie zur Zeit. Die bisherige Politik in der Türkei beurteilt er sehr negativ: „Die alle, die jetzt kommen, haben viel gearbeitet, viel selber gearbeitet, das ganze Geld hat er weg genommen. (...) Leider jeder bis jetzt hat für seine Familie gearbeitet, hat gelogen, kann man sagen. Jeder Kanzler hat gelogen.“ (16) Er hat jedoch Vertrauen in die jetzige türkische Regierung. Der Rückzug ist jedoch noch ungewiss und wegen des Schulbesuchs der Kinder nicht früher als in fünf Jahren möglich.

Es ist „schwierig, jetzt gerade sehr schwierig“ für ihn sich für eines der beiden Länder zu entscheiden. Prinzipiell ist er „zufrieden mit alle zwei Länder, kann man sagen. Ist kein Problem“. (24)

6.3. „Uncommitted Placelessness“, „Relativity“ und Bindung an die Wohnung

„Uncommitted Placelessness“

Anders als bei oben geschilderten Befragten sieht es bei **Frau D** aus, die keine Ortsbindung zu ihrer Wohnumgebung entwickelt hat bzw. entwickeln möchte.

Ihre Mutter – die Nähe zu ihr und ihrer Schwester war ihr bei der Entscheidung für den Einzug in den Gemeindebau sehr wichtig – wohnt im ebenfalls im 2. Bezirk gelegenen Stuwerviertel, in dem Frau D aufgewachsen ist. Zu diesem Viertel verbindet sie eine „everyday rootedness“, die sozialer und biographischer Art ist: „Ich weiß nicht, ich fühl mich hier wohl, ich hab hier keine Angst, ich kenn mich hier aus.“ (43)

Auch rationale (eher auf Wien bezogene) Gründe führt sie an, wie die schnellen und immer verfügbaren Zugverbindungen bzw. die öffentliche Verkehrsinfrastruktur.

Das Verhältnis zu ihrer Wohnumgebung beschreibt sie hingegen so: „Also, keine Ahnung wie die Leute sind, weil ich schlaf hier eigentlich nur, bin sonst nicht da. (...) Sonst bin ich auch nicht viel da, ich hab hier auch keine Freunde oder so, ich wohn hier wirklich nur.“ (19)

Auch bauliche Veränderungen im Stadtteil oder im Gemeindebau interessieren sie nicht, der Gemeindebau ist ihr „eigentlich ziemlich egal“, sie sieht ihn „genau zwei Mal am Tag [...], einmal wenn ich raus geh, einmal wenn ich rein geh.“ (193-195)

Auch ihre Zukunft sieht sie nicht in dieser Wohnung. Sie will „auf keinen Fall ewig hier wohnen“, allerdings erst ausziehen, wenn es sich „ergibt“. Eine gemeinsame Wohnung mit ihrem Freund ist zur Zeit nicht geplant, doch möchte sie, wenn sie eine Familie hat, „schon aufs Land“ ziehen und lieber nicht in Wien bleiben. (33-37)

Frau D vertritt nach Cross und Hummon also eine „uncommitted placelessness“, die nach Cross (2001, S. 11) auch abhängig vom Alter ist, da die Herausbildung von Ortsbindungen Zeit braucht. Auch der von Cross beschriebene (allerdings sehr unemotionale) Fokus auf die eigene Wohnung trifft zu: „Es ist eine Wohnung, hier schlaf ich, ich komm nach der Arbeit hier her und das war's für mich hier.“ (115) Nicht einmal die Nutzung des Balkons kann Frau D sich vorstellen: „Ich mein, ich werd sicher nicht draußen am Balkon sitzen, das hab ich noch nie gemacht, und dort grillen“ (195).

Ein entscheidender Faktor ist hier sicher das Alter (sie ist 22 Jahre alt), die Wohndauer (sie wohnt seit 2,5 Jahren im Gemeindebau) und die Tatsache, dass intensivere Kontakte nicht in der Wohnumgebung stattfinden, sondern entweder außerhalb von Wien, wo ihr Freund, den sie regelmäßig besucht, wohnt, in einem anderen Stadtviertel (Mutter, Schwester und Großmutter) bzw. in Wien verstreut (ihre FreundInnen) erfolgen.

Ein weiterer Grund ist wahrscheinlich ihre teilweise Abgrenzung von BewohnerInnen des Stadtteils, die nicht aus ihrem Milieu kommen. So erzählt sie von einem Arztbesuch, bei dem „ziemlich schräge Leute (lacht) (...), eher untere Schicht“ anwesend waren: „Also ich glaub das ist so typisch Krone-Leser hier. Aber ich glaub es gibt halt auch Ausnahmen. Vom Reden her, wenn ich da durchgeh, was ich hör, ist ziemlich tief.“ (31)

„Relativity“

Eine als „relativistisch“ zu beschreibende Ortsbindung meint nach Cross (2001) einen „mobile sense of home“ zu haben, also eine Bindung, die prinzipiell – vorausgesetzt ist genügend Zeit – überall entstehen kann und zu einer Identifikation mit dem Ort führt, aber nicht stark emotional ist.

In den Interviews wurde diese Einstellung vor allem bei sozialen Ortsbindungen deutlich, also eine Verbundenheit, die aufgrund der Menschen, die an diesem Ort leben, entsteht.

Diese war in fast allen Interviews zu finden, jedoch nicht so explizit wie in folgenden zwei Fällen, bei denen die Definition von „Heimat“ im Hinblick auf diese Menschen – also quasi „ortlos“ – konzipiert wurde.

So antwortet **Frau F** auf die Frage, welchen Ort sie als Heimat bezeichnen würde: „(lacht) Ich mein dort wo i mit meiner Familie bin, i man, des is jetza eine total bescheuerte Aussage, aber es is so. (...) I man, man kann jeden Ort als Heimat machen. (...) Es nutzt mir nix, wenn ich in der wunderschönsten Umgebung bin und ich hab niemand.“ (48-52)

Ganz ähnlich sieht es **Frau H**: „Na Heimat ist da, wo ich zuhause bin, das ist da, und wo meine Kinder auch herkommen immer wieder. Ja, das ist meine Heimat. (...) Ja, wo meine Familie ist, da bin ich auch zuhause. So ist es.“ (43, 51)

Es ist u.U. kein Zufall, dass diese Art von Ortsbindung, die sehr an familiäre soziale Beziehungen gekoppelt ist, bei zwei Frauen auftaucht. Hier könnte ein weibliches Rollenbild, das eine Konzentration auf die Familie mit einschließt, eine Rolle spielen (vgl. dazu auch die Studienergebnisse zu geschlechtsspezifischen Unterschieden bei Ortsbindungen im zweiten Kapitel (Cuba/Hummon 1993, Hidalgo/Hernandez 2001)).

Weniger auf soziale Beziehungen, sondern auf die Wohnung bezogen, vertritt auch **Herr L** eine „relativistische“ Einstellung, was vor dem Hintergrund seiner häufigen (teilweise unfreiwilligen) Umzüge innerhalb Wiens zu sehen ist: „Dann jetzt schon egal, das Wichtige für mich ist Wohnung. Wenn ist Wohnung, gute Luft, sauber, mit Nachbarin nix Problem, das ist wichtig. Egal, wenn hier Einkaufszentrum oder nix..Wien ist überall, kann in 5 Minuten irgendwo hingehen zum Einkaufen.“ (79)

Raumebenen: Bindung an bzw. Rückzug in die Wohnung

Ich möchte hier vor allem die Interviews darstellen, in denen die Wohnung als fast ausschließliche Ortsbezugsebene genannt wurde und wo teilweise gewisse Rückzugstendenzen (entweder aus dem Gemeindebau oder allgemein) sichtbar wurden. Diese Antworten sind im Kontext der gesamten geschilderten physischen Raumeignung der Befragten auf allen Raumebenen zu sehen.

Besonders stark war eine Rückzugstendenz in die Wohnung bei **Herrn C** bemerkbar, der im Gemeindebau und im Stadtviertel schon einige schlimme Erfahrungen machen musste. Sein Rückzug in die Wohnung ist teilweise dadurch zu erklären, aber auch vor dem Hintergrund seiner bisherigen Wohn- und Lebensgeschichte zu sehen, die ich an dieser Stelle etwas genauer schildern möchte.

Er wuchs hauptsächlich in Heimen und nur ab und zu bei seinen Eltern, mit denen es ständig „gekriselt“ (12) habe, auf. Mit dem Beginn seiner Lehre ging er in ein Lehrlingsheim und dann, da er sich keine Wohnung leisten konnte, in ein Gesellenheim, aus dem er mit 20 wegen seines Alters ausziehen musste. Die Bitte an seine Eltern wieder bei ihnen einz ziehen zu dürfen, wurde von ihnen abgewiesen. Darauf folgte eine dreimonatige Obdachlosigkeit und der Aufenthalt in einem Wohnheim für Jugendliche von der Caritas. Damit ist Herr C „überhaupt nicht fertig geworden“ (14), was zu Angstzuständen, Depressionen und Spitalsaufenthalten wegen stark erhöhten Blutdrucks führte. Ein Jahr lang verbrachte er dann in einem Sozialmedizinischen Zentrum, über das ihm eine Wohnung im zweiten Bezirk vermittelt wurde.

Dort wohnte er zehn Jahre lang, fühlte sich jedoch nicht wirklich wohl in der Wohnung, die sehr dunkel war. Vor dreieinhalb Jahren ist sie abgebrannt und Herr C musste für zwei Wochen im Spital behandelt werden. Über einen Krisenfallmanager vom Magistrat wurde ihm die jetzige Wohnung im Handelskai-Gemeindebau vermittelt, vorerst als Übergangslösung bis zur Renovierung der alten Wohnung, dann, da sie Herr C sehr gut gefiel, als fixe neue Wohnung. Er ist jetzt „glücklich“ (174) eine Wohnung zu haben.

Im Gemeindebau selbst wurde er Opfer von anonymen Anfeindungen, im Stadtviertel (am Mexikoplatz) wurde er von Jugendlichen mit Migrationshintergrund (die unter Umständen auch für Ersteres verantwortlich waren) zusammen geschlagen. Auf diese Vorkommnisse werde ich näher im Abschnitt über Konfliktinvolviertheit eingehen.

Nach dem „Überfall“ wollte er am Anfang „gar nimmer raus“, ein Freund hat für ihn die Einkäufe erledigt. Inzwischen gehe es ihm, auch aufgrund der Verschreibung von Tabletten

„wegen Depression und Angstzuständen“ etwas besser. (160)

Herr C beschreibt sich als „menschenscheu“. Er gehe „so gut wie nie“ fort, und wenn, „dann nur mit guten Freunden“ (102). Wenn er ausgeht, dann meistens in anderen Bezirken, den 2. Bezirk nutzt er kaum. Herr C meint, er fühlt sich vor allem in seiner Wohnung daheim [„aber nur“ die Wohnung]. Hier fühlt er sich auch „sehr, sehr wohl“ (148):

„Also hier find ich's super. Die Aussicht ist schön, ja? Ich hab da nicht gleich gegenüber ein Haus, wo ich keinen Himmel seh, ich seh da sehr weit, hab überhaupt kein Gegenüber, seh die Donau, die Sterne, wenn ich da sitz, wenn's klar ist, den Mond...ja das find ich schön. Und das war das war der Hauptgrund, dass ich die Wohnung haben wollte.“ (145)

Zu Wien hat er keine besonders starke Bindung, er möchte „schon weg von Wien“ (110). Er überlegt auch ganz konkret in den nächsten drei Jahren nach Graz zu ziehen, möchte sich die Stadt aber noch genauer ansehen: „Ich find, bevor man sich wirklich entscheidet, sollte man sich das Ganze wirklich gut anschauen, ja.“ (119)

Es gibt auch weniger dramatische Beispiele für eine starke Bindung an die Wohnung, die nicht unbedingt mit sozialem Rückzug einher geht.

Z.B. **Frau I**, für die ihre Wohnung „der Platz“ (58) ist. Sie hat aufgrund der Betreuung ihrer Kinder, zwei kleinen Zwillingen, die viel Aufmerksamkeit benötigen, einem Sohn in der Volksschule und einer Tochter, die ins Gymnasium kommt und „viel Zeit und viel Lernen“ (28) braucht, wenig Möglichkeiten die Umgebung zu nutzen.

Herr I erwähnt diesen Punkt ebenfalls im Interview und meint, er versuche seine Frau zu entlasten, damit sie auch Zeit für sich hat, die sich auch braucht um die Sprache besser zu erlernen (254).

Frau F wohnt seit 19 Jahren im Gemeindebau und hat ein „relativ gutes Verhältnis zur vis-à-vis Nachbarin und auch zu einigen da im Bau“, dennoch verspürt sie nicht das Bedürfnis das zu „intensivieren“. Sie meint, die Leute im Gemeindebau wären „unterschiedlich“, „[a]ber dadurch, dass ich die Tür zumach und ich bin in meinem Reich, ist mir das eigentlich egal“ (27). Dieses eigene „Reich“ bzw. die Möglichkeit die „Tür“ zuzumachen sind Frau F wichtig, denn ständiger Kontakt mit NachbarInnen würde sie „anzipfen“. (217) Sie sucht den Kontakt also nicht, jedoch anders als Herr C nicht aufgrund schlechter Erfahrungen, sondern weil sie Vollzeit arbeitet und viele Hobbies hat – es fehle ihr einfach die Zeit dazu.

Sie beschreibt sich als in ihren Interessen sehr „offen“, was sich auch in ihrer Raumnutzung

niederschlägt: sie gehe überall hin, nur nicht in die Oper, dazu könne sie sich „nicht durchringen“ (88). Im Stadtteil bzw. Bezirk interessieren sie vor allem die Grünflächen (Prater Hauptallee, Donauinsel, Grüner Prater), sie sei ein „Naturfreak“, der im Sommer „überhaupt nicht zu halten“ sei (96). Frau F überlegt in der Pension aus der Stadt wegzuziehen: „I kumm vom Land und i ziag wieder aufs Land.“ (242)

Auch der schon oben geschilderte Fall von Frau D als Beispiel für „uncommitted placelessness“ entspricht diesem Muster der Beziehungswahl bzw. einem Sozialraum, in dem die Wohnung im Mittelpunkt steht, von dem aus die Stadt und die Umgebung inselartig angeeignet wird.

7. Problemwahrnehmung

Die wahrgenommenen Probleme bzw. als problematisch empfundenen Themen, aber auch die Involviertheit in Konflikte unterscheiden sich teilweise beträchtlich.

Problemwahrnehmungen und Involviertheit in konkrete Konflikte möchte ich hier trennen: bestimmte Phänomene können als Problem wahrgenommen werden ohne eine Auseinandersetzung mit anderen Menschen nach sich zu ziehen, wohingegen eine Involviertheit in Konflikte meist eine allgemeine Problemsicht mit sich bringt (bzw. diese eine Voraussetzung für Konflikte ist). Konkrete Konflikte mit anderen BewohnerInnen sollen im nächsten Punkt dargestellt werden. Da die Themen teilweise die Gleichen sind, möchte ich die wahrgenommenen Probleme anhand einer Differenzierung zwischen Befragten, die eine besonders hohe und eine besonders niedrige Problemwahrnehmung aufweisen hier nur überblicksartig darstellen. Problemwahrnehmungen in Bezug auf und Konflikte mit MigrantInnen werden in diesem Abschnitt nur angeschnitten, jedoch nicht ausgespart, da sie eng mit als problematisch empfundenen Themen wie Lärm und Raumnutzung verbunden sind.

Grob lassen sich (bei weitem nicht von allen Befragten!) wahrgenommene Probleme unterteilen in Unzufriedenheit mit

- dem baulichen Zustand des Gemeindebaus
- Schmutz und Vandalismus im Gemeindebau
- Hundedreck in den Höfen bzw. mangelnde Bereitschaft diesen wegzuräumen oder wo anders hin „Gassi“ zu gehen (oft durch Gemeindebau - „Fremde“)
- Raumnutzung (Lärm) bzw. Raumnutzungszeiten von NutzerInnen der halböffentlichen Räume oder von NachbarInnen

Letzter Punkt ist von besonderer Brisanz, da er am ehesten zu Konflikten führt (die „VerursacherInnen“ sind leichter dingfest zu machen). Kritik wird hier am Lärm und am Verhalten der sich in den Höfen aufhaltenden Kinder und Jugendlichen bzw. an ihrer Präsenz (die von Manchen an sich als Problem wahrgenommen wird), dem Raumnutzungsverhalten und -zeiten von MigrantInnen in den Höfen, aber auch auf Balkonen und in der Waschküche geäußert.

7.1. Hohe Problemwahrnehmung

Eine eher hohe Problemwahrnehmung wiesen Herr und Frau E, Herr J und Herr K auf. Alle drei in dieser Kategorie dargestellten Interviewten wohnen am bzw. in der Nähe des Spielhofs; die hohe Problemwahrnehmung lässt sich allerdings nicht allein darauf zurück führen. (So wohnen Familie I, Herr A und Herr L ebenfalls am Spielhof, weisen aber nur eine geringe Problemwahrnehmung auf.) Sie unterscheiden sich jedoch in der Involviertheit in Konflikte bzw. den bevorzugten Konfliktlösungsstrategien und Interpretationen, wie weiter unten gezeigt werden soll.

Herr K ist Hausbesorger am Spielhof und hat dadurch schon berufsbedingt ein besonderes „Auge“ für Regelüberschreitungen und Schmutz bzw. Raumnutzungsverhalten in den Höfen. Hausbesorgern werden bestimmte „Rayons“, also Teilabschnitte der Höfe, zugeteilt, für deren Instandhaltung sie Verantwortung tragen.

Herr und Frau E sind immer wieder in Konflikte mit Kindern am Spielhof involviert (sie konnten mir von mehreren Vorkommnissen berichten) und versuchen sich auch über Institutionen durchzusetzen (so waren sie im Mieterbeirat und haben regelmäßigen Kontakt mit Wiener Wohnen und der GBWohn, bei denen sie schon „bekannt“ sind).

Herr J ist auch immer wieder in Konflikte involviert, wohnt jedoch nur in der Nähe des Spielhofes, hat eine starke Bindung an den Gemeindebau (sh. oben im Abschnitt zur Ortsbindung) und wohnt ebenfalls schon lange dort, seit ca. 28 Jahren.

Alle Drei berichten von mehreren Vorfällen von *Vandalismus und Verschmutzungen* im Gemeindebau. So meint Herr K: „Weil wenn du raus gehst, brauchst keine zwei Minuten, bis du über irgendwas, was kaputt gemacht wurde, [stolperst], was auch immer...“ (25) Dazu zählt nach Herrn und Frau E auch die Benutzung von Spielgeräten von zu großen Kindern,

diese würden immer wieder zerstört und müssen von den MieterInnen bezahlt werden.

Ein besonders intensiv erlebtes Problem ist der *Lärm am Spielhof*, der durch mehrere Faktoren zustande kommt, wie ich nun schildern möchte.

Nach Frau K ist das Spielen der *Kinder* am Hof „kein Spielen mehr, das ist nur mehr ein Schreien“ (109). Gegen „lustiges Lachen“, so Herr E, habe er nichts: „Alles, was im normalen Bereich ist, stört mich nicht“ (184). Doch das Verhalten der Kinder stelle sich so dar: „,[D]ie stehen auf die Entfernung (Geste) (...) und brüllen sich an. (...) Die können nicht normal reden.“ (141).

Hier sehen vor allem Herr und Frau E das prinzipielle Problem darin, dass die Spielgelegenheiten auf nur einen Hof konzentriert sind. Herr E lehnt daher die Unterscheidung in Spiel- und Ruhehof ab. Auch eine andere *Raumdefinition*, nämlich die der Höfe als öffentlicher Raum, war schon Grund von Auseinandersetzungen mit der Kinderbetreuung Bassena (die auf ihrer Homepage von einer Betreuung „auf öffentlichen Flächen“ schreiben) und mit manchen HofnützerInnen, die die Spielplätze als „Park“ (Herr E, 434) bezeichnen würden. Da der Handelskai 214 aber inzwischen eine „private Wohnhausanlage der Gemeinde Wien“ (431) sei, sei er auch nur mehr „öffentlich zugänglich“ (65). Generell würden sie bevorzugen, die Kinder würden auf der nahe gelegenen Donauinsel oder im Prater spielen, da hätten sie „Spielfläche en masse, jede Menge, und sie stören dort niemand“ (152). Die Eltern würden ihren Kindern jedoch oft nicht erlauben dort zu spielen, „weil dort angeblich das Wasser ist“ (E1, 155). Auch von der Bassena würden viele Kinder der Umgebung in den Gemeindebau gebracht.

Die *Verbote* bezüglich der Hofnutzung (Radfahrverbot, abgesperrte Wiesen, Ballspielverbot) werden auch nicht eingehalten, die Kinder spielen nach Herr K „überall“ (35).

Ein Beispiel ist Ballspielen in den „Arkaden“, den Gängen zwischen den Höfen. Es sei nach Herr E so laut, „da glauben Sie es haut Ihnen einer mit dem Hammer am Schädel“ (149).

Ebenfalls entstehe Lärm durch die *Raumnutzungszeiten von MigrantInnen*, die nach den Beobachtungen von mehreren Interviewten (nicht nur den in dieser Kategorie Geschilderten) vor allem abends die Höfe nützen. Auch migrantische „Dudelmusik“ (Frau E, 853), die dazu führe, dass sie ihren Balkon nicht mehr nutzen könnten, sowie die intensive Benutzung fremder Sprachen wird von Herrn/Frau E und Herrn J als störend empfunden. Näheres zu der Wahrnehmung dieses „kulturell fremden“ Verhaltens werde ich im Abschnitt „Einstellungen zum multiethnischen Zusammenleben“ schildern.

Auch von einigen Auseinandersetzungen mit *NachbarInnen* aufgrund von Lärm können Herr

und Frau E bzw. Herr J berichten.

Zwei weitere „Problemkreise“ sind der *Hundredreck* und prinzipielle *bauliche Mängel* des Gemeindebaus. Viele HundebesitzerInnen (auch von außerhalb) kommen in die Höfe, obwohl sie nach Herrn K „die gleiche Meteranzahl in die andere Richtung“ (146) gehen könnten und auf der Donauinsel wären. Der Hundredreck werde dann auch nicht weg geräumt und findet sich nach Herr und Frau E auf allen Wiesen im Gemeindebau. Dieses Problem wurde von mehreren Befragten angesprochen, auch von denjenigen mit einer generell eher niedrigen Problemwahrnehmung.

Der zweite Punkt, die baulichen Mängel, liegen nach Herrn K auch daran, dass es „nach 30 Jahren“ „offensichtlich auf der Hand“ liege, dass eine Generalsanierung notwendig werde. Diese hätte auch den Vorteil, dass man auf Renoviertes mehr aufpasse. Auch die Größe des Baus trage zu Anonymität und einem geringen Verantwortungsgefühl für seinen Zustand bei. Der Schall werde nach Herrn E innerhalb der Höfe reflektiert und deshalb sei „das Empfinden wesentlich lauter“ (212). Von der Hausverwaltung werde aus der Sicht von Herrn E kaum reagiert, es werde trotz der hohen Schulden des Gemeindebaus „alles zwar teurer, aber es wird nix gemacht“ (582).

Ich möchte nun vor allem auf die von Herrn/Frau E, Herr J und Herr K geäußerten Interpretationen dieser Problemlagen eingehen. Sie sehen diese in einem Autoritätsverlust von „sanktionierenden“ Instanzen (etwa der des Hausbesorgers) durch eine Zentralisierung und eine allgemein gesellschaftliche Liberalisierung (von der ein entscheidender Punkt die Kindererziehung ist) begründet.

Interpretationen: Autoritätsverluste und Liberalisierungen

Herr K sieht, was die Nutzung der Spielhöfe angeht, ein Dilemma:

„Die Leut sind nicht einsichtig, dass die Kinder irgendwo einen Platz zum Spielen brauchen, die Kinder sind nicht einsichtig, mit Unterstützung mancher ihrer Eltern, die sagen ein Kind kann spielen wo es will, die Verwaltung sagt: ,Wählt's euch einen Mieterbeirat, der kann das regeln, redet's mit dem Hausmeister‘“ (34)

Die Rechte der Hausbesorger seien nach Herrn K aber immer weniger geworden, ebenso wird er als Autoritätsperson weniger geachtet. Auch das Projekt des Mieterbeirats ist zumindest vorläufig aufgrund interner Konflikte gescheitert.

Vor 15 oder 20 Jahren konnte der Hausbesorger – „gar nicht mit Strafen, sondern ganz einfach auch mit Präsenz“ (37) – für Ruhe sorgen. Auch Herr E bestätigt das: der damalige

Hausbesorger habe „nichts gesagt, ist runtergegangen und hat die Tür aufgemacht. Die Kinder haben sich zusammen gepackt ohne was zu sagen.“ (181) Heute ist das nach Herrn K anders: „Heute kriegst den da (Fingergeste), nach dem dritten Mal drehst dich um, weil das lässt du dir auch nicht gefallen und den Mieter geht's natürlich genau so.“ (33)

Früher gab es einen immer präsenten Hausinspektor in der WHA, an den man sich bei Problemen als HausbesorgerIn oder als MieterIn direkt wenden konnte, er wiederum nahm dann Kontakt mit den „Beschuldigten“ auf. Heute haben die MieterInnen nur mehr die Möglichkeit sich an das Callcenter von Wiener Wohnen zu wenden (dazu mehr unter „Rolle der Institutionen“).

Die Posten der Hausbesorger wurden und werden nach und nach gestrichen und durch Reinigungsfirmen ersetzt, die nur zu bestimmten Zeiten im Gemeindebau anwesend sind und keine soziale Funktion übernehmen. Herr K führt diese Entwicklungen auch auf eine allgemeine „Liberalisierung“ der Gesellschaft zurück:

„Das ist halt (...) geworden, weil auf der einen Seite vielleicht verschiedene Mentalitäten einen anderen Zugang zur Kindererziehung haben, weil eben von der Wohnhausverwaltung und auch überhaupt von der Gesellschaft her alles viel liberaler angegangen wird. Strafen oder Exekutieren von Regelungen ist ja eigentlich heute nimmer so gefragt.“ (33)

Hier sind mehrere Einstellungen (je nach Befragten unterschiedlich ausgeprägt) miteinander verwoben: Elemente einer autoritär ausgerichteten Kindererziehung, die hohe Bewertung von Arbeit, eines geregelten Tagesablaufs mit fixen (frühen) Aufsteh- und Schlafenszeiten, Sauberkeit, „Respekt“ vor Älteren und Autoritäten (z.B. Siezen, Folgen) und Strafen bzw. Sanktionen bei Regelübertretungen.

Diese Einstellungsmuster sehen alle drei Interviewten bedroht bzw. vor allem von neuen, migrantischen MitbewohnerInnen nicht geteilt (bei Herrn K ist jedoch die autoritärere Erziehung und die explizite Beschuldigung von MigrantInnen kein Thema).

Den Autoritätsverlust von Respektspersonen sehen vor allem Herr/Frau E und Herr K als ein Problem. Damals sei „ein Polizist oder ein Lehrer eine Respektsperson“ gewesen, doch nach Herrn und Frau E „gibt's [das] heut alles nimmer mehr“. (169) Herr E meint: „Das ist so wie ein Polizist nix mehr sagen darf, ein Hausbesorger, gar niemand darf was sagen.“ (309) Herr K führt den fehlenden Respekt vor Autoritätspersonen wie PolizistInnen auf mangelnde kleinräumige soziale Kontrolle bzw. Netzwerke zurück. Er erzählt, dass er als Kind (er ist im zweiten Bezirk aufgewachsen) auch einiges „aufgeführt“ habe mit seinen „Haberern“, doch

der Polizist hätte ihn beim Namen gekannt und ihm, wenn er erwischt wurde, mit dem Hinweis, dass er seinen Vater heute Nacht „beim Wirten“ treffen würde, einen schönen Schrecken eingejagt (153). Heute hingegen würden die PolizistInnen ausgelacht werden. Der mangelnde Respekt liege nach Herrn E manchmal auch an den Respektspersonen selbst: so seien Lehrer oft zu jung oder zu nachlässig und Kinder hätten manchmal auch schlechte Vorbilder, wie etwa eine Mitarbeiterin von der Bassena, die Herrn E in einem Streitgespräch angegriffen habe. So etwas gehe „auf die kleineren Kinder natürlich über“ (166).

Kindererziehung

Versäumnisse in der Kindererziehung durch die Eltern als ein Grund für Probleme wurden von allen drei hier dargestellten Interviewten erwähnt. Sie stehen für sie ebenfalls in einem Zusammenhang mit einer allgemeinen „Liberalisierung“.

Betreuungsorganisationen wie die Bassena hält Herr K „prinzipiell“ für eine „gute Idee“, dennoch wäre es besser, wenn „man den Eltern erklären könnte, was sie mit ihren Kindern machen müssen“ (158). Eltern hätten teilweise aus beruflichen Gründen oft nicht mehr die Zeit mit den Kindern etwas zu unternehmen – was Herr K „tragisch“ findet –, dennoch sei es „verwunderlich“, „wenn man bis 11 Uhr vormittags [schläft], dann haut man die Kinder in den Hof raus (...). Und auf'd Nacht kommt man auch selber aus der Wohnung raus.“ (163)

Es sei dann „sehr viel einfacher“ die Kinder unbeaufsichtigt in die Höfe zu schicken. Außerdem würden Eltern nach Herrn K und Herrn E bei Vorwürfen meist hinter den Kindern stehen bzw. diese von der Einhaltung bestimmter Regeln entheben. Sie seien der „Meinung, die Kinder dürfen alles. Nein, die Kinder dürfen nicht alles.“ (Herr E, 53) Diese „Einstellung“ schlage sich dann auch im Verhalten von Kindern Autoritätspersonen gegenüber nieder.

Für Herrn E ist es heute so, dass „Die Alten (...) vor den Kindern oder kleinen Kindern Respekt haben“ sollen (173).

Herr und Frau E vertreten in Bezug auf die Kindererziehung eher autoritärere Modelle.

So meint Frau E, sie sei „froh, dass meine Enkelkinder noch so altmodisch erzogen sind“ (174) und erzählt in einem nicht an mich gerichteten Gespräch, dass ihr 17jähriger Enkel eine Ohrfeige bekommen habe und sie darauf meinte, dass es nicht „ohne Grund“ gewesen sein werde. (176) Auch Herr E1 meint, dass man früher „a Watschn hat (...) haben können“ (172). Herr J vertritt ähnliche Erziehungsmethoden. Wenn ein Kind etwas angestellt hat, müssen ihm die Eltern sagen, „So geht's nicht“ oder ihm „im schlimmsten Fall (...) halt eine auflegen,

wenn er nicht horcht. Also, es hat eine gute Watschn noch keinem geschadet. Ned irgendwann einmal.“ (98)

Von „antiautoritärer Lehrmethode“ hält Herr E wenig, so erzählt er von einem Vorfall in der Schule, bei dem der Lehrer (ein „junger Mann mit Bart, ganz leger angezogen“) den Kindern das Du-Wort angeboten habe und sein Sohn, als er heim gekommen ist, „geglaubt [hat] zuhause geht das auch so“, d.h. er hat Herrn E mit dem Vornamen angesprochen. (311) Frau F fragte den Sohn „ob er deppert ist“, worauf er meinte, dass er das in der Schule auch dürfe. Frau F sagte darauf: „Was du in der Schule machst und daheim, ist zweierlei.“ (312)

Bei diesen Erziehungsmethoden, nämlich „dass man der Jugend das legerer gestalten wollte“, die sich „im Laufe der Jahre“ entwickelt haben, gehe nach Herrn E „der Schuss nach hinten los.“ (315)

Herr E und Herr E1 seien selbst ganz anders erzogen worden. So könne Herr E er heute noch nicht von einer Freundin seiner Mutter das Du-Wort annehmen, das sei so gewesen, als hätte man verlangt, er solle über seinen „Schatten springen“. Bei den heutigen Kindern sei das aber „Gang und Gebe.“ (317) Für Herrn E hängt das Siezen stark mit dem „Respekt“ vor anderen Leuten zusammen: „So war die Einstellung der damaligen Zeit, in unserer Jugend. Mit dem Respekt haben wir andere Leute behandelt.“ (322)

Auch als MieterIn sei man bei Regelüberschreitungen früher streng bestraft worden. Schon beim Einzug habe man „vermittelt gekriegt“, man solle sich „ja auf das halten, was da steht! Weil wenn nicht, dann seid ihr draußen!“ (257) Nach drei Mal zu laut Sein hätte man die Kündigung gehabt. Die von Herrn E wahrgenommene Aufhebung der Gültigkeit dieser Regeln verunsichert ihn: „Und das ist...wir haben die ganzen Jahre so gelebt. Und die sind auf einmal...das geht ganz einfach nicht.“ (259)

Eine Arbeit und einen geregelten Tagesablauf zu haben und die Kinder richtig zu erziehen (sie etwa früh genug ins Bett zu schicken) hängt für Herrn E und Herrn J stark miteinander zusammen. Früher war nach Herrn E „ein Jeder was arbeiten, und die Erziehung war generell anders, weil man geschaut hat, dass Kinder, wenn sie klein sind, am Abend ins Bett kommen.“ (84)

Herr J betont noch stärker als Frau und Herr E die Regelmäßigkeit im Familienleben und in der Betreuung der Kinder, in Verbindung mit Sauberkeit und einer gewissen Ordnung:

„[W]ir haben das auch so gemacht, dass wir eigentlich unsere Kinder nie alleingelassen haben, d.h. wir waren

immer bei unseren Kindern da. Wir haben uns um unsere Familie gekümmert, also ich mein, man sieht's ja eh, wir schaun dass die Wohnung sauber ist, wir schaun dass (...) da ein familiäres Leben stattfinden kann, dass da jeder halbwegs seinen Bereich hat. Wir haben das auch immer so gehandhabt, dass wir einen regelmäßigen Lebensablauf gehabt haben, um sechs Uhr waren wir immer zuhause, dann baden, Abendessen, um sieben waren die Kinder soweit erledigt, spätestens acht, dann noch ein bisschen Fernsehschauen und dann ist die ganze Geschichte erledigt gewesen, dann hat es eine Ruhe geben müssen.“ (42)

Diese Einstellungen seien nach Herrn/Frau E und Herrn J bei MigrantInnen mehrheitlich nicht vorhanden. Dazu im Kapitel über multiethnisches Zusammenleben und in der Interpretation jedoch mehr. Die heutigen Entwicklungen verärgern Herrn E:

„Da hängt das Ganze ein bisschen schief. Das geht wo anders hin als es sich gehört. (...) Und ich muss Ihnen eins sagen, ich tu mir in der Situation eigentlich schon sehr schwer über das...ich bin sehr tolerant, ich bin wirklich ein toleranter Mensch, aber...es ist schon ein bissl eine hakliche Gschicht. Das ist nicht ganz ok.“ (322)

7.2. Niedrige Problemwahrnehmung

Eine besonders niedrige Problemwahrnehmung hatten Frau H, D und F und Herr G, A und L. Auch Herr und Frau I und B nannten kaum gravierende oder mehrere Bereiche umfassende Probleme. Es wiesen also, bis auf Herrn C (und dieser auch nur in Hinblick auf aktute Konflikte), alle anderen Interviewten eine, relativ zu den drei oben beschriebenen Befragten, geringere Problemwahrnehmung auf.

Keine/r der Befragten war jedoch völlig zufrieden, es gab „Kleinigkeiten“, die für Unzufriedenheit sorgen bzw. Beobachtungen in Hinblick auf das soziale Klima und das Verhalten anderer BewohnerInnen, die auch nicht unerwähnt bleiben sollen.

Fast alle Befragten äußerten sich z.B. zum Hundedreck, die emotionale Belastung ist im Bezug auf dieses Problem im Vergleich zur Beeinträchtigung durch Lärm oder Nachbarschaftskonflikte jedoch wahrscheinlich weniger stark. Auch gab es einige, die „soziale“ Problematiken kaum wahrnahmen und eher den Zustand des Gemeindebaus oder die Sauberkeit kritisierten.

Frau H z.B. beschreibt ihren Hof als den „ruhigsten“, der Punkt, der sie „am meisten stört“ (31) sei der Zustand und die Ungepflegtheit des Gemeindebaus, der auch Herr und Frau B unangenehm auffällt.

Herr A und **Herr L** – beide Väter von kleineren Kindern – können die Aufregung um den Lärm am Spielhof nicht verstehen:

„Ich hab schon mal gehört, dass viele Leute haben Beschwerden. Aber ich denke auch manchmal, wenn die Gemeinde baut einen Spielplatz, die Kinder muss was spielen. (...) Aber ich weiß nicht, warum die Leute das stört, das versteh ich nicht.“ (Herr A, 169)

„Kinder muss man raus, Kinder muss man spielen, kann man nix ruhig sein. (...) Wenn ganz ruhig bleiben, dann muss man in eine Dorf.“ (Herr L, 101)

Beide betonten auch mehrfach „kein Problem“ (A, 90; L, 179) mit anderen BewohnerInnen zu haben. Trotz einer generell nicht hohen Problemwahrnehmung sieht Herr L jedoch – sehr ähnlich wie die in der ersten Kategorie Dargestellten – Probleme in der Kindererziehung, die er vor allem bei „türkischen“ Kindern sieht. In seinen Aussagen ist eine Distanzierung von anderen MigrantInnen (er „schäme“ sich (75)) spürbar, auf die ich im Abschnitt über „multiethnisches Zusammenleben“ eingehen möchte.

Wie Herr L sehen auch **Frau D** und **Frau F** Lärm als einen Teil des Gemeindebaubens:

„Da kann man nichts dagegen machen. Ich mein ich bin hergezogen und hab gewusst, dass da ein Kindergarten ist. Dann hätt ich nicht hier her ziehen dürfen.“ (F, 137)

„Es *ist* halt einmal so, dass da sehr viele Leute auf sehr kleinem Raum zusammen wohnen und es *ist* einmal laut. Natürlich regt's mich auch auf, wenn zwei Stock oberhalb grad wer neu einzieht und da wird bis in die Nacht gebohrt und geschraubt, na dann hol ich mich einmal oba und sag: ,Hearst, was soll's, du bist auch einmal eingezogen. Und hast auch einmal einen Wirbel gemacht.' Damit muss man halt rechnen. Wenn ich das nicht möchte oder wenn ich das wirklich ablehne, darf ich nicht in einen Gemeindebau ziehen.“ (D, 130)

Nach Frau F hänge es aber auch von der Lebensphase ab, wie tolerant man da sein könne. Sie schließe für sich selbst nicht aus, dass sie der Lärm einmal wirklich stören könne.

Nun möchte ich genauer auf Konflikte eingehen, die sich zu einem großen Teil auf den oben beschriebenen Problemwahrnehmungen gründen. Die Involviertheit in Konflikte und die gewählten Lösungsstrategien hängen bei den meisten Befragten mit der Intensität der Problemwahrnehmung zusammen.

8. Involviertheit in Konflikte und Konfliktlösungsstrategien

Ich schlage vor, zwischen konfrontativen und technischen, vermittelnden und auf Konfliktvermeidung bzw. Rückzug basierenden Konfliktlösungsstrategien zu unterscheiden.

Die Befragten können grob in folgenden Merkmalsraum von Konfliktinvolviertheit und Lösungsstrategien eingeordnet werden. Auch wenn die Fallzahl natürlich zu gering ist um hier

Zusammenhänge sehen zu können, so fällt zumindest auf, dass (mit Ausnahme von Herrn C, auf den ich gesondert eingehen werde) konfrontative Konfliktlösungen eher bei hoher Konfliktinvolviertheit und vermittelnde bei niedriger oder mittlerer Involviertheit auftreten.

Konfliktlösungsstrategien			
Konfliktinvolviertheit	Konfrontativ [technisch]	Vermittelnd	Rückzug
hoch	E, J		C
mittel	M, [K]	I, B	L, N
niedrig		G	D, H, A, F

Die Trennung zwischen „mittlerer“ und „niedriger“ Involviertheit war wegen der Verschiedenheit der Konflikte nicht einfach. Unter „niedriger Involviertheit“ habe ich diejenigen Befragten eingeordnet, die von gar keinen, sehr kleinen oder schon lang zurück liegenden Konflikten berichten, unter der Mittelkategorie diejenigen, die zwar von (nicht als belastend erlebten) Konflikte berichten, diese aber – vor allem bei vermittelnden Strategien – rasch beilegen konnten. Hohe Konfliktinvolviertheit bedeutet emotional belastende Konfrontationen in mehreren Bereichen.

Außerdem kann eine Person durchaus mehrere Strategien verfolgen, hier wurden die Befragten nur ihrer vorrangig verwendeten Strategie zugeordnet. Ich möchte nun einige exemplarische Beispiele für diese Merkmalskombinationen anführen.

8.1. Hohe Konfliktinvolviertheit und konfrontative Konfliktlösungsstrategien

Im Vergleich zu anderen Interviewten besonders in Konflikte involviert sind **Herr und Frau E** und **Herr J**. Wie schon oben unter dem Punkt „Problemwahrnehmung“ verdeutlicht, sind sie auch diejenigen, die die meisten und intensivsten Probleme bezüglich des Lebens im Gemeindebau empfinden.

Sie sind auf verschiedenste Weise in Auseinandersetzungen verstrickt. Ihren Stil würde ich deshalb als „konfrontativ“ bezeichnen, weil sie wahrgenommene Missstände aktiv entweder im Alltag durch persönlichen Kontakt oder über Institutionen wie Wiener Wohnen, GBWohn und den Mieterbeirat (zumindest temporär) zu beheben versuchen. Dies führte auch dazu, dass Frau und Herr E in diesen Institutionen schon ziemlich bekannt sein dürften. Diese Rolle scheint ein Teil von Herrn und Frau E's Selbstverständnis geworden zu sein, wie Frau E am

Anfang des Interviews bemerkt: „unser Name bürgt für Aufruhr“ (4). Auch der Wegzug als „letzte“ Lösung und eine allgemeine Forderung nach Sanktionen fallen in diese Kategorie.

Konfrontativ ist dieser Konfliktlösungsstil auch deshalb, weil die Fronten ziemlich verhärtet zu sein scheinen und vermittelnde Lösungen kaum mehr in Betracht gezogen werden.

Die Auslöser für diese Konflikte sind weitestgehend identisch mit den unter dem Abschnitt „Problemwahrnehmung“ angeführten Punkten. Am Ende dieses Abschnitts möchte ich die Schilderungen eines Buben, der regelmäßig in Konfrontationen mit Herr und Frau E verwickelt zu sein scheint, darstellen.

Persönliche Konfrontationen

Ich möchte hier ein paar Beispiele für die hohe Konfliktdichte und die Verhaltensweisen von Herr und Frau E und Herrn J anführen.

Die meisten Konfrontationen scheinen sich vom Balkon aus zum Spielhof hin zu ereignen.

Generell akzeptiert **Frau E** das Bedürfnis bzw. das „Recht“ der Kinder zu spielen, möchte jedoch das der Erwachsenen auch beachtet wissen:

„ I man es ist auch klar, es haben da immer Kinder gespielt und es werden auch immer Kinder spielen. Nur so momentan...weil wenn man was sagt, [kommt die Reaktion]: ,Na, des san Kinder‘...Ok, Kinder haben das Recht zum Spielen, ist alles richtig, aber die Erwachsenen haben das Recht auf Ruhe.“ (509)

Es finden nach den Aussagen von Herrn und Frau E zu urteilen relativ regelmäßig Auseinandersetzungen und Zurechtweisungen statt, von denen sie mir auch einige erzählten. Auslöser sind z.B. Lärm (z.B. das Rufen nach der Mutter, Spielen), Fußballspielen, Radfahren oder Rodeln im Hof (vgl. auch die Schilderungen im Abschnitt „Problemwahrnehmung“).

Diese Konfrontationen sind öfter von Beschimpfungen begleitet, so habe ein 6jähriger, nachdem Frau E ihn aufgefordert hat zum Ballspielplatz zu gehen, „Hure“ (137) geschimpft. Nach Herrn E geschehen solche Situationen öfter: „Wenn man irgendwas sagt, dann kommt prinzipiell Hure, Kusch und so. Also ich muss mir das nicht...Ich glaub man muss sich das nicht anhören lassen.“ (145)

Frau und Herr E sind manchmal so aufgebracht, dass sie zumindest androhen handgreiflich zu werden, wobei sie sich der möglichen Konsequenzen bewusst sind. Bei einer Auseinandersetzung mit einem fußballspielenden Buben meinte Herr E etwa: „Sag ich: „Wenn ich dich erwisch‘, hau ich dir eine Watschn obi“. Man kann’s eh nicht, weil was will man da bei so einem 7jährigen.“ (362) Bei einem beobachteten Vandalismusakt meinte Herr

E zu einem frisch Ertappten (es ging um eine Lampe): „‘Wenn’s noch einmal so hin is, tritt i auf di so hin, dass dir das Licht ausgeht einmal.‘ Na ja, was sollt man sonst sagen. Aber (...) wenn ich dem Eine schmier, muss ich vielleicht zahlen auch noch für die. Leider Gottes ist das so schlimm.“ (453)

Obwohl diese Auseinandersetzungen mit Kindern in den Höfen sehr konfrontativ ausgerichtet sind, berichtet insbesondere Frau E von früheren Annäherungsversuchen. Sie begleitete einige Kinder mit Erlaubnis ihrer Eltern in das Kinderfreibad am Max Winter Platz (829) oder auch zur Donau zum Fußballspielen. Das Verhältnis zu ihnen scheint sich aber radikal geändert zu haben: „Und genau die Kinder sind die, die mich jetzt schimpfen.“ (723). Auch zu türkischen Kindern habe teilweise ein gutes Verhältnis bestanden. Nach Sommeraufenthalten in der Türkei können sie nach Frau E jedoch „nur mehr ordinär schimpfen“, spielen Fußball und schmeißen ihre „Papierln“ nicht mehr weg. Frau E denkt, dass die Kinder in der Türkei eine „Gehirnwäsche“ bekommen hätten und dass sie das „zu Fleiß“ machen würden (329).

Diese Episode zeigt, dass hinter konfrontativen Einstellungen ein prinzipielles Engagement stehen kann und die Bereitschaft in einer Sache aktiv zu werden. Erst wenn die damit verbundenen Erwartungen enttäuscht werden, wird der konfrontative Kurs betont.

Die Raumnutzungsarten und -zeiten der Höfe und des Balkons sind ebenfalls Thema von Auseinandersetzungen, wobei diese Konflikte von den konfrontativen BewohnerInnen stark ethnisiert werden. So meint Frau E, dass sie, wenn MigrantInnen „mit ihren Esspackeln um 10 auf’d Nacht“ in die Höfe kommen, „sagt“, dass „es eine Nachtruhe gibt ab 22 Uhr“, gelte das „nur für uns Österreicher, für die Anderen gilt’s nicht“ (90). Herr E1 reagiert bei von ihm so genannter „Kanakenmusik“ mit einem Gegenangriff, indem er seine eigene Anlage aufdreht: „dann stell ich mich genau so raus wie die Anderen und schau auch: ,Was für ein Trottel spielt denn da?’“ (206-208)

Näheres dazu möchte ich unter dem Punkt „Einstellungen zum multiethnischen Zusammenleben“ schildern.

Herr J war und ist ebenfalls in Auseinandersetzungen involviert, die seinen Erzählungen zufolge nicht so vielfältig wie Herr und Frau Es sind, jedoch umso intensiver, wie er schildert: „Also ich bin nicht einmal da unten in der Unterhose in der Früh um Zwei gewesen und hab mit ein paar Burschen gerauft.“ (18) Auslöser scheint oft der „Lärm“ (vor allem von MigrantInnen) zu sein, er sei nach Herrn J der „erste Faktor, der uns eigentlich auf das ganze

einmal aufmerksam macht“, der „das Ganze irgendwo einmal in Bewegung bringt.“ (421)

Er meint von sich selbst „schon sehr massiv in dem Ganzen involviert gewesen“ zu sein. Herr J meint er habe zuerst „natürlicherweise“ versucht „in Ruhe das Ganze abzuwickeln, aber es ist nicht möglich“ (20) Diese Konflikte scheinen fast ausschließlich mit MigrantInnen stattzufinden, die er teilweise sogar als „lebensbedrohend“ (16) erlebt. Herr J schildert einen typischen Konfliktverlauf mit lärmenden Kindern („höchstens 6, 7 Jahre“):

„Das erste Mal schrei ich runter: „Geht es leiser auch!“ Und dann geht es eigentlich los mit dem Konflikt. Da kommt es darauf an, wie es mich mit erwischt. Wenn es schlimm ist, dann bin ich halt unten, aber das nutzt dann letztendlich auch wieder nichts. Ich war schon so oft knapp dran, dass ich meine ganze Existenz verliere wegen dem... Das ist ein Wahnsinn. Die rufen dann die Polizei. Die macht eine Aufnahme, dann kommt das Jugendschutzgesetz und was weiß der Teufel alles zum Tragen und dann haben sie eine Vorstrafe, dann kann ich meine Konzession abgeben und das... Wer ist dann wieder der Depperte? Wir. Und wir zahlen in jeder Art und Weise drauf.“ (203)

Auch wenn nicht explizit angesprochen, scheint also auch er wie Herr und Frau E zu Handgreiflichkeiten zu tendieren (ob er sie tatsächlich ausführt oder diese nur androht, ist aus dem Interview nicht klar hervor gegangen), was auch mit der unter „Problemwahrnehmung“ geschilderten Einstellung zur Kindererziehung konform geht.

Diese Kinder seien, wie schon oben geschildert, ziemlich aggressiv: „Die nehmen sich kein Blatt vor den Mund. Das was die schimpfen oder tun, oder anspucken, oder bedrohen, das können sie sich gar nicht vorstellen. Also das spottet jeder Beschreibung.“ (197)

Die Reaktion der Kinder auf seine Beschwerden sei ignorant bzw. ihm gegenüber provokant bis aggressiv: „die negieren das total, um Gottes willen“ (207) und „schimpfen zurück“ (209), in etwa so: „Was willst du denn depperter Österreicher, was willst du denn von mir? Putz dich rein in die Wohnung und halt die Goschn, weil sonst hast du einen Wickel mit uns“. (212)

Herr J erzählt auch von ehemaligen türkischen Nachbarn, bei denen 18 Personen dort gewohnt hätten. Der Mann habe, wenn er heim gekommen ist,

„...die ganze Familie verprügelt und hat alles krumm und klein geschlagen, und so auf die Art ging es da Tag aus Tag ein. (...) [E]r hat seinen Lärm gemacht, er hat seine Stereoanlage aufgedreht, er hat Leute eingeladen, da sind Dinge passiert. Also einer hat gelebt, und die ganzen anderen haben guschen müssen. (...) Ja, sie haben die Kinder dauernd schreien und weinen gehört, sie haben dann die Leute gesehen mit den blauen Augen runtergehen und alles Mögliche. Da haben Sie machen können was Sie wollen.“ (242)

Herr J hatte mit diesem Nachbarn – wie auch andere MieterInnen („Es kam keiner davon“ (248)) – ebenfalls einen Konflikt. Der „Eklat“ sei gewesen, als sie Essen (eine Buttersemmel) auf den am Balkon sitzenden Herrn J geworfen haben (244). Auch in der Nacht habe es Auseinandersetzungen gegeben: „Der kommt um zwei in der Früh: ‘Heast, waßt eh, Oida‘. Über den Balkon so runter. Wenn ich da sag, ich muss um vier in der Früh auf (...) [sagt er]: „Na bist deppat, bist selber schuld, wennst hackeln gehst.““ (246)

Solche Vorfälle ereignen sich nach Herrn J öfter, offensichtlich meistens mit MigrantInnen: „Und solche Dinge haben wir mehrere. Und das sind nicht unsere Leute!“ (248) Wenn Herr J ihnen „hundertmal“ sage, dass er schlafen möchte, bringe das meistens nichts: „Na, denen können sie eine Bombe explodieren lassen unter die Füße, da schaut er höchstens vielleicht einmal so runter und wann er es überhaupt spürt. Dem ist das wurscht, der ist phlegmatisch bis zum geht nicht mehr.“ (421)

Hinzuziehen von Institutionen und technische Lösungen

Nicht nur direkte, persönliche Konfrontationen, sondern auch das Hinzuziehen von Institutionen und das Durchsetzen „technischer“ Lösungen zählen zu Herr und Frau E’s Konfliktlösungsstrategien.

Immer wieder versuchen Herr und Frau E auch Institutionen einzuschalten, so war die (ehemalige) Leiterin der Gebietsbetreuung und verschiedene VertreterInnen der Stadtpolitik teilweise auf Betreiben von Herrn und Frau E schon im Gemeindebau anwesend.

Gemeinsam mit anderen MieterInnen verfassten Herr und Frau E einen Brief im Namen der MieterInnen der Stiegen am Spielhof an den Wohnbaustadtrat mit der Bitte um Unterstützung, „da wir etliche Probleme haben“ (857).

Herr und Frau E schildern ihre Erleichterung, als die daraufhin geschickte Politikerin, die unangemeldet gekommen sei, gesehen habe „wie es wirklich funktioniert“ und „die Hände zusammen geschlagen“ (280) habe als ein Fahrradfahrer nach Zurechtweisung wieder aufs Fahrrad gestiegen ist. Die Anerkennung durch VertreterInnen von Institutionen, die dann sehen „wie es wirklich ist“, wird auch an anderen Stellen im Interview als etwas sehr Wichtiges beschrieben.

Auch Unterschriftenlisten haben Herr und Frau E schon einige initiiert, jedoch anscheinend mit geringem Erfolg, wie Frau E schildert: „Wenn wir Unterschriften sammeln gehen und man schickt das an die Gemeinde Wien, kommt das in die Ablage 13. Das ist sozusagen der Mistkübel. Weil was wir schon Unterschriften gesammelt haben...“ (384)

Von der Hausverwaltung fühlen sich Herr und Frau E schon seit längerem im Stich gelassen: „Wiener Wohnen drückt sich bei allem, wo es nur geht.“ (261)

Auch die für den Gemeindebau relevanten Institutionen wie die Gebietsbetreuung oder der Mieterbeirat (in dem Herr E und Herr E1 aktiv engagiert waren) werden von Herr und Frau E für Beschwerden genutzt. Die Problematik dieser Inanspruchnahme von institutioneller Unterstützung wird im Kapitel über die Rolle der Institutionen ausführlich geschildert.

Ein anderer Ansatzpunkt sind „*technische“ Lösungen*, die Herr und Frau E versuchen (mit) durchzusetzen. Der Spielplatz wird zur Zeit in der Nacht zugesperrt, allerdings ist nach Frau E „niemand da, der das alles kontrolliert, niemand ist für was zuständig“ (261). Eine Zeit lang hat den Zusperrdienst Frau E selbst übernommen, doch sie habe wegen (angeblicher) Unregelmäßigkeiten beim Auf- und Zusperren „ununterbrochen Eine am Deckel kriegt“ (412) und die Aufgabe wurde deswegen einem anderen Mieter übergeben. Technische Lösungen bestehen meist in Zugangsbeschränkungen. So wurde in der Waschküche – die nach Meinung von Herr und Frau E vor allem von MigrantInnen durchgehend und intensiv genutzt wurde – auf Beschluss des Mieterbeirats eine Zeitschaltuhr installiert. Ebenso konnte eine Umzäunung des Kinderspielplatzes durchgesetzt werden um die Hunde vom Spielplatz fernzuhalten (E1, 477). Dadurch wurde es auch möglich den Spielplatz abzusperren.

Wegzug

Wie schon oben bei der Schilderung der Ortsbindung beschrieben, würden Frau und Herr E „sofort“ (640) ausziehen, wenn es für sie finanziell möglich wäre. Dies stellt auch eine Konfliktlösungsstrategie dar – die „Exit-Strategie“. Eine solche beobachten sie auch bei anderen BewohnerInnen des Gemeindebaus. Herr E schildert etwa den Fall eines Bekannten, der, wie er selbst früher, Busfahrer im Schichtdienst sei. Im Sommer sei es unmöglich gewesen zu schlafen, er habe gemeint „er packt’s nimmer“. Also habe er sich „extra jetzt Schulden aufgenommen mit 55“ und sich ein Haus gekauft (635). Herr E1 schätzt, dass voriges Jahr „mindestens 30, 40“ (636) Österreicher ausgezogen seien.

Auch Herr J beobachtet diese Tendenz. Gründe für die Auszüge seien: „Der Lärm, die Ausländer, die Kultur...“ (168) Im Gemeindebau seien nach seiner Einschätzung „jetzt zwei Drittel Ausländer und ein Drittel geborene Österreicher“ und die „gibt’s auch nimmer lang“ (162). Herr Js Sohn sei etwa – der Hauptgrund sei nach Frau J gewesen, dass „sie mit den Kindern nicht einmal am Spielplatz haben sein können“ – in den 22. Bezirk, in eine „österreichische Siedlung“ gezogen. (145-146)

Sanktionen

Herr J fordert strengere Kontrollen und Sanktionsmöglichkeiten der NutzerInnen der Höfe.

Generell, meint Herr J, wären „wir“ „soweit“, dass eine „rundum Betreuung (...) mit Kontrollgängen“ nötig wäre, vom Mexikoplatz bis zum anderen Ende der WHA. Diese Kontrollinstanz sollte eine „Befugnis“ haben wie die Polizei, also Strafen verhängen und Anzeigen schreiben dürfen. Diese Lösung wäre für Herrn J „das einzige, was den Bau eventuell noch rettet“ (216).

Außer dieser Bewachung und gegebenenfalls Bestrafung wäre dann auch ein „Akt von Wiener Wohnen“ notwendig, „die das dann auch vollziehen“, also die Wohnung kündigt und, in Herrn Eders Worten: „durch solche Sachen dementsprechend Leute dann entfernt.“ (230) Es dürfe davor maximal ein bis zwei Verwarnungen geben.

In diesem Zusammenhang möchte ich auch eine „**Gegenperspektive**“ darstellen, nämlich die eines Buben, der regelmäßig im Spielhof spielt, **M.** Er glaubt Frau E zu kennen: „Wenn ich im Spielhof bin, geh ich meistens mit Freunden und da ist eine Frau, die keppelt gerne, ich glaub, das ist sie.“ (90) Im Folgenden schildert M, wie er und seine Freunde absichtlich laut spielen, um Frau E zu verärgern („wir machen schön Lärm“ M, 88-92).

Die Reaktionsweise von M und seinen FreundInnen scheint mir eine direkte Widerspiegelung der Konfliktumgangsformen von Frau und Herrn E zu sein. Diese Interpretation bestätigt auch Herr K: Wenn man als MieterIn da „nicht so fein reagiert“, „schaukelt sich [das] dann in die Höhe“ (119), das heißt, es gibt dann auch aggressive Reaktionen von der anderen Seite wie Wurfattacken auf den Balkon und Ähnliches.

8.2. Hohe Konfliktinvolviertheit und Rückzug als Konfliktlösungsstrategie

Herr C wies ebenfalls eine hohe Konfliktinvolviertheit auf. Seine Reaktion darauf ist allerdings nicht die Konfrontation, sondern der Rückzug in die Wohnung (dazu habe ich im Kapitel über Ortsbindung schon etwas geschrieben).

Konfrontation als Konfliktlösungsstrategie dürfte in seinem Fall aufgrund der teilweisen Anonymität der Angriffe auch nicht so leicht sein; doch bevorzugt er es auch beim Nachbarschaftsstreit (sh. unten) lieber keinen näheren Kontakt mit der Konfliktpartei – auch nicht über Institutionen wie die Gebietsbetreuung – aufzunehmen. Ich möchte hier die konkreten Konflikte, mit denen Herr C konfrontiert ist, kurz näher darstellen, ebenso wie seine Versuche mit dieser Situation umzugehen.

Herr C ist homosexuell. Er betont, dies „in der Öffentlichkeit“ (58) nicht zu zeigen. Seine Theorie für die Attacken ist, dass die Täter „irgendwie (...) halt drauf gekommen sind und seitdem hab ich den reinsten Terror“ (57). Zwei Mal wurde seine Wohnungstür mit homosexuellenfeindlichen Beschimpfungen beschmiert (z.B. „Schwule Sau“ (58)) und Hundefäkalien davor hinterlassen. Diese und ähnliche Vorfälle begannen zum Interviewzeitpunkt vor ca. fünf Monaten. Herr C glaubt „mittlerweile schon (...) jeder da weiß [es] und ich weiß nicht, warum eigentlich“ (66). In einem Zusammenhang mit diesen Anfeindungen könnte auch der gewalttätige Vorfall etwa zwei Monate vor dem Interview stehen:

„Anfang Dezember haben wir da gegessen, mit zwei Freunden, dann wollten wir fortgehen, dann sind wir durch den Mexikoplatz-Park gegangen und da waren ca. 10 bis 12 Jugendliche. Und...ja und ahm...die sind uns dann nachgegangen oder nachgerannt und haben uns dann niedergeschlagen gehabt. Am meisten hat's mich erwischt gehabt. Die Polizei war da und (?), aber sie haben sie nicht ausgeforscht.“ (85)

Ein Freund von ihm bemerkte, dass einer der Jugendlichen bei dem Zusammenstoß gefragt hätte wo „der Schwule“ sei. Erkennen konnte Herr C niemand: „Es war dunkel und 10 Leute. Es waren Ausländer, das weiß ich, ja.“ (91)

Ein weiterer, ihn schon seit zweieinhalb Jahren belastender, Konflikt ist der mit seiner Nachbarin, die ihn regelmäßig beschuldigt zu laut zu sein. Sie beschwerte sich trotz des Vorschlags von Herrn C sich bei Lärm bei ihm bemerkbar zu machen bei Wiener Wohnen und rief mehrmals die Polizei aufgrund von Lärmbelästigung durch Computerspielen, Fernsehen, Telefonieren und wegen eines nicht vorhandenen Hundes. Er bekam 2007 acht Anzeigen, die aus seiner Sicht unbegründet waren (zum Zeitpunkt eines Vorfalls war er z.B. gar nicht daheim) und für die er teilweise Strafe zahlen musste.

Die GBWohn hätte ihn ein paar Mal kontaktiert, am Anfang war er interessiert, entschied sich dann aber dennoch dagegen, ihre Vermittlung anzunehmen:

„[I]ch möchte diese Person nicht sehen, ja? Weil ich reg mich dann nur auf. Weil sie echt so ein..so klein ist und so. (...) Schau'n'S, wenn die Nachbarin da oben sich aufregt wegen dem Rauch und (?), was eigentlich gar nicht verboten ist und das Telefonieren am Balkon ist auch nicht verboten, da denkt man sich, die hat wortwörtlich einen Huscher, ja? Und mit so einem Menschen möcht ich nix zu tun haben und ich hab's auch gesagt, hab dort angerufen gehabt: „Ich möchte dort nicht hingehen, das ist für mich kein Gesprächspartner eigentlich, ja?““ (40-42)

Der „Überfall“ (154) und die beschriebenen Anfeindungen führten dazu, dass sich Herr C in seine Wohnung zurück zog, wie schon teilweise unter seiner Ortsbindung beschrieben:

„Es ist so, am Anfang wollt ich gar nimmer raus. Ich hab mich wirklich zuhause, wirklich... Ein Freund von mir ist immer für mich einkaufen gegangen. Aber jetzt trau ich mich schon wieder raus. Ich hab Tabletten gekriegt, wegen Depression und Angstzuständen, und jetzt geht's mir schon besser halt.“ (160)

Trotzdem haben diese Erlebnisse Spuren in der Wahrnehmung seiner sozialen Umgebung hinterlassen und zu einem Rückzug geführt: „Also seit...dem Überfall unter Anführungszeichen...weiß nicht, bin ich irgendwie schon jetzt ausländerfeindlich worden. Also nicht, dass ich jetzt sag: Alle Ausländer sind Orschlöcher, aber es ist...ich geh sehr selten weg.“ (154)

8.3. Niedrige und mittlere Konfliktinvolviertheit und vermittelnde Konfliktlösungsstrategien

Ich möchte hier aus Übersichtlichkeitsgründen und da sich die hier dargestellten Fälle in Konfliktintensität und Konfliktlösungsstrategien nicht stark voneinander unterscheiden, Interviewte mit niedriger und mittlerer Konfliktinvolviertheit zusammen darstellen, exemplarisch Herrn und Frau I, Herrn und Frau B und Herrn G.

Gespräch als Konfliktlösungsstrategie

Frau und Herr I betonen, dass sie selbst im Gemeindebau keine Konflikte haben. So meint Herr I, die Familie habe „allgemein“ „mit niemandem Probleme“ (222). Auch Frau I unterstreicht, dass die Mehrheit der Kontakte positiv ist: „Aber die 90% oder 99% in diesem Gebäude oder unserer Umgebung wir haben kein Problem mit jemand, wir haben nicht gefunden mehr als 1 bis 2% in unserem Leben.“ (120) Auch auf ihrer Stiege sei es „sehr ruhig“ (Frau I, 173). Dennoch können sie von einigen Vorfällen in den Höfen des Gemeindebaus und unter NachbarInnen berichten. Diese versuchen Herr und Frau I so versöhnlich wie möglich zu lösen, was ihnen großteils auch zu gelingen scheint, wie ich hier kurz darzustellen versuche.

Die Kinder von Herr und Frau I sind öfters im Spielhof, die Arbeit der Bassena dort schätzen sie sehr. Frau I schildert jedoch Konflikte, die unter den Kindern stattfinden: „Manchmal hier die türkischen Kinder bleiben zusammen. Und versuchen mit den kleinen Kindern oder anderen Kindern ein bisschen zu schlimm oder zuschlagen und (...) die Kinder immer kommen weinend und schmutzig von dem Garten.“ (116)

Herr I fügt hinzu, dass im „Park auch Kinder spielen, die die österreichischen Kinder selten unten lassen, manche aggressive Kinder auch unten“ (205). Auch ihre Kinder werden „manches Mal auch verdrängt“ (211). Er will „nicht rassistisch sein, ich bin selbst Ausländer und von dem Ausländer Afrikaner und vom Afrikaner Sudanese“ (207), jedoch seien darunter viele türkische und jugoslawische Kinder.

Frau I versuchte vor einem Jahr eine Auseinandersetzung eines türkischen Nachbarbuben mit ihrem Sohn (dieser hatte ihren Sohn geschlagen) beizulegen, indem sie – offensichtlich erfolgreich – ein Gespräch mit seiner Mutter aufnahm:

„Ich bin zu der Mutter gegangen an die Tür klopfen, ich hab [ihr gesagt]: ‚Wir sind Nachbarn, ich will nicht, dass dein Sohn schlägt ihn (...). Wir wollen lieber zusammen in Frieden leben und ich will nicht streiten wegen den Kindern.‘ Ich sag immer: Dein Nachbar ist dein Bruder. Und ich will, [dass] sie auch das [so sieht] und ihren Kindern und ihrem Sohn sag[t]. Sie hat mir gesagt: ‚Ok, Sie sind Recht.‘ Und nachdem gibt es kein Streit. Ich will meine Kinder leben in Frieden, nicht schlagen und nicht schlimme Wörter hören oder sagen. Das war nur einmal.“ (116)

Frau I beobachtet ihre Kinder vom Balkon aus um zu schauen, „ob Kinder brav sind, ich schaue auch, mit wem meine Kinder spielen (...), was passiert mit meinen Kindern draußen, was passiert mit den anderen Kindern draußen?“ bzw. schimpft sie sie, wenn sie Regeln wie das Radfahrverbot nicht beachten. Dabei hört sie immer wieder eine Frau und einen Mann zu den Kindern „Hör auf!“ oder „Leise!“ (140) schreien. Ihre Erklärung ist, dass das „alte Leute [sind] und sie haben keine Kinder“ (136).

Einer ihrer Nachbarn, seine Kinder sind ebenfalls schon älter, komme manchmal abends zu ihnen und bitte darum, dass die Kinder leiser sein sollen. Frau I meint dazu: „Ich verstehe ihn, er muss um 5 Uhr früh in die Arbeit gehen. Sag ich meinen Kindern: ‚Bitte leise, bitte schlafen, unser Nachbar.‘“ (146)

Herr und Frau I konnten auch eskalierende Auseinandersetzungen zwischen NachbarInnen beobachten. So habe es einen heftigen (u.a. auf als fremd empfundenes Kochen bezogenen) Streit zwischen einem Türk und einen Jugoslawen gegeben, der dazu geführt hat, dass letzten Endes Zweiter ausgezogen ist. Davor haben sie gegeneinander Unterschriften gesammelt und auch Herrn I um eine Unterschrift gebeten.

Durch sein Verhalten zu diesem Streit verdeutlicht Herr I seine bevorzugten Konfliktlösungsstrategien bzw. seine Vorstellung von nachbarschaftlichem Umgang:

„Aber ich hab die nur eingeladen auf einen Kaffee, dass sie miteinander reden und sitzen und so irgendwie einen Mittelweg finden, dass sie miteinander zusammen leben. Mein Vorschlag war [für ihn] viel zu romantisch, [er hat gesagt]: ‚Ich kann nicht mal sein Gesicht anschauen.‘ (...) Und durch Kommunikation, das glaub ich auch, da können die Leute ihre Probleme beseitigen. Aber wenn sie nicht miteinander ein Wort wechseln, nur durch die Faust, dann...Gewalt löst kein Problem (...) Ein Problem löst sich nicht durch das Sammeln von Unterschriften, sondern durch Kommunikation und gute Nachbarschaft. (...) [M]ein Nachbar hat auch Rechte. Wenn ich das berücksichtige in meinem Leben, dann werde ich kein Problem haben.“ (227-230)

Eine nicht unähnliche Ansicht, obwohl in anderen Lebensumständen lebend, vertreten **Herr und Frau B**. Sie seien – seit 30 Jahren im Gemeindebau wohnend – bisher kaum bis gar nicht in Konflikte involviert gewesen, und wenn, dann konnten diese beigelegt werden.

So gab es Probleme mit der Familie über ihnen, die relativ laut war und deren Kinder öfters den Ball und auch Zigaretten auf ihre Dachterrasse warfen, was die Pflanzen teilweise zerstört hat. In beiden Fällen sprach Frau B mit Familienmitgliedern, diese entschuldigten sich und die Vorfälle geschahen nicht mehr. Das war für Frau B dann auch „ok“ (235).

Die Qualität der Wohnung entschädige für Manches, wofür sich ein Konflikt nach Herrn B auch nicht lohnen würde:

„Wenn du dir die Wohnung anschaust, da ist es ja wunderschön, dass es da manchmal klopft und dort bohrt und dann hörst einen schreien und dann hast die Aschen auf dem Dings...na ok. Sollen wir uns jetzt aufpuedeln und einen Krieg anfangen?“ (61)

Nur wenn es „zu arg wird“, konfrontiere er die NachbarInnen, doch dann sei man „ja nicht allein, weil dann hören’s Andere ja auch schon“ (63).

Herr B agiert also eher konfliktvermeidend, betont aber auch, dass sich „im Gespräch“ „alles lösen“ lasse (236). Frau B sieht in dieser Haltung auch einen Grund dafür, dass sie so wenig in Konflikte involviert sind: „Ich reagier aber auch nicht so, dass ich jemanden anschrei, sondern ich sag das höflich und in Ruhe und so kommt es dann wahrscheinlich auch besser an. Aber das können halt auch nicht alle und darum gibt es solche Streitereien.“ (238)

Nach Frau B könne auch „sicher“ niemand „was Böses“ (195) über sie sagen.

Herr G wohnt etwa gleich lang im Gemeindebau wie Herr und Frau B, ist nicht so gut situiert (er bezieht zur Zeit Notstandshilfe, da er trotz seiner Krankheit nicht in Frühpension gehen konnte) und vertritt ebenfalls vermittelnde Konfliktlösungsstrategien, wobei bei ihm auch leichte Tendenzen zum Rückzug erkennbar sind.

Er hat noch nie einen Konflikt mit NachbarInnen gehabt, was auch am Charakter von Herrn G liegen könnte: „Aber ich bin a ein verträglicher Mensch an und für sich. (lacht)“ (41) Es sei auf seiner Stiege „ruhig“ und es gebe „kaum Streitereien“ (31-33).

Herr G findet den Umgang bei Konflikten entscheidend. Er erwähnt einen Zwischenfall mit Betrunkenen, die nachts im Hof laut waren. Auf die Frage, wie er oder andere MieterInnen darauf reagieren würden, meint er:

„Des bringt ja nix, wenns‘d obischreist. Wenn wirklich welche unten sitzen in der Nacht im Summer und es is net leise, dann geh i söba obi, dann geh i obi und red mit eana. Und die meisten san einsichtig. I hob bis jetzt no net ghobt dass aner net einsicht, dass des stert. Ob des jetzt Junge waren oder Ältere, die von draußen eina kommen, is wurscht. Also bis jetzt eigentlich. Weil wenn i obischrei, des wird ma net vü hölfen. Obischreien bringt nix. Da weck i höchstens die andern Leit auf.“ (166)

Herr G setzt also eher auf Vermittlung. Generell interessieren ihn die Angelegenheiten im Gemeindebau aber nicht sehr, er scheint auch sehr zurück gezogen zu leben. Er geht kaum aus und weiß „ehrlich gesagt nicht mal, wer einen Stock über mir wohnt“ (193).

Nachbarschaftsverhalten

Herr B denkt, dass höfliches nachbarschaftliches Verhalten auch das soziale Klima in der Nachbarschaft verbessern und sozusagen präventiv wirken kann:

„Also ich glaub, mit dem könnte man auch vielleicht ein bissl was erreichen, dass man halt sagt: ‚Danke‘ oder die Tür aufmacht. Manchmal sag ich schon, wenn ich grüß und der grüßt nicht, dann sag ich schon noch einmal in seine Richtung: ‚Grüß Gott!‘ Und irgendwann klappt‘s dann schon.“ (196)

Nach Herrn B habe sein Verhalten in solchen Situationen auch „ein bisschen eine Vorbildwirkung“ gehabt, „ohne uns viel drauf einzubilden“ (194).

Ähnlich ist es **Frau I** wichtig NachbarInnen und anderen Menschen gegenüber immer rücksichtsvoll zu sein, etwa indem sie grüßt, nach dem Befinden fragt, aus dem Lift hilft usw. Sie erläutert:

„Wir sind nicht für die Probleme, wir wollen nur leben mit unseren Nachbarn, wir machen das gern. Ich mache das weil...weiß ich nicht (lacht) (...) Aber ich bin so, ich bin so. Wenn (...) die alte Frau kommt in die Straßenbahn oder den Bus, sag ich immer: ‚Schnell aufstehen‘ und die alte Frau oder der alte Mann kommt und setzt sich. Wir machen das ohne Denken, automatisch. Automatisch so kommt.“ (124-126)

8.4. Niedrige und mittlere Konfliktinvolviertheit und Rückzug als Konfliktlösungsstrategie

Befragte, die in diese Kategorie einordenbar sind, wiesen eine sehr geringe Konfliktinvolviertheit und ein allgemeines Desinteresse oder Rückzugstendenzen in Bezug auf andere BewohnerInnen auf. Ihre Strategien gehen teilweise in die Richtung auf Distanz (z.B. zu störenden Gruppen) zu gehen. Exemplarisch möchte ich hier die Schilderungen von Herrn L und Frau D bzw. von dem Buben N, der von seinen Erlebnissen am Spielhof berichtet, darstellen.

Herr L, der erst vor ein paar Monaten eingezogen ist, kann nicht von vielen Konflikten berichten. Dennoch vertritt er eine Einstellung, die auf eine Art Rückzug und u.U. auch auf vorhergehende negative Erfahrungen schließen lassen könnte.

Obwohl erst vor kurzem eingezogen, gab es schon eine kleine Auseinandersetzung mit seinen Nachbarn, die sich über den Lärm beim Einbau seiner Küche beschwerte. Dafür hat Herr L kein Verständnis (das sei nicht „normal“), denn der Einbau fand am späten Nachmittag statt und wäre auch bald vorüber gewesen. (111)

Er ist froh darüber, dass unter ihm die Wohnung frei ist, weil dann „weniger Leute mit streiten“ würden, er antizipiert also schon mögliche „Probleme“ (49).

Herr L sagt von sich selbst, dass er bei „fremde[n] Leute[n]“ „vorsichtig“ sei. (115) Für ihn ist der Mensch ein „ganz, ganz gefährliches (...), gefährlichstes“ Wesen.

Die Kontakte zu den anderen BewohnerInnen sind (noch) nicht sehr intensiv, wenn man von Verwandten absieht, die im Gemeindebau und auch im Stadtteil wohnen („mit den anderen Leuten habe ich nix so viel interessant.“ (83)) Dennoch habe er die NachbarInnen begrüßt und mit ihnen gesprochen, denn es sei – egal in welcher Wohnung – „wichtig“ mit „alle[n] Nachbarn Kontakt“ zu haben und „freundlich“ zu bleiben. (129)

Wie schon im Kapitel über Ortsbindung verdeutlicht, interessiert sich **Frau D** generell nicht sehr für das (soziale) Umfeld ihrer Wohnung, da sie keine intensive emotionale Bindung dazu hat, diese eher als einen Ort um zu schlafen begreift und auch nicht sehr oft in der Wohnung ist: „Es ist eine Wohnung, hier schlaf ich, ich komm nach der Arbeit hier her und das war's für mich hier. (...) [I]ch wohn hier wirklich nur.“ (115-119)

Sie hatte auch noch nie Konflikte mit anderen BewohnerInnen bzw. konnte auch noch nie

welche beobachten, dennoch gehe sie manchen Gruppen im Gemeindebau aus dem Weg. Obwohl sie sich generell sicher fühlt im 2. Bezirk, stören sie doch manchmal Gruppen Jugendlicher (im Stadtteil und im Gemeindebau) durch ihr „Gehabe, dieses ‚Ich bin da und schaut mich an!‘“. Im Gemeindebau sind es teilweise Kinder ab 9 Jahren, von denen sie „dauernd um eine Zigarette angebettelt wird und sich dann schimpfen lassen muss und so. Das ist schon irgendwie unangenehm.“ (95) und betrunkene Jugendliche, „wenn sie wirklich angsoffen vorne herum grölen“ (121). Vor allem letztere „meide“ sie, denn sie möchte sich „die dummen Sprüche nicht anhören.“ (121)

Abschließend möchte ich die Perspektive eines der befragten Buben, **N**, schildern, der von Konflikten mit anderen Kindern und Jugendlichen bezüglich der Spielplatznutzung erzählt und auch eine eher defensive Haltung als Konfliktlösungsstrategie vertritt: „Wir gehen ab und zu hin zur Donau zum Käfig und da sind halt manchmal Ältere und lassen uns dort nicht spielen und dann gehen wir wieder zurück.“ (67)

Auch im Ballspielkäfig gibt es nach **N** „Cliquen“ (von zwei bis zehn Leuten), die sie verdrängen bzw. „den Ball weg [nehmen] und sowas“ (37) und mit denen er sich auch auf keinen Konflikt einlassen will:

„Wir spielen ganz normal und da kommen halt die Anderen und sagen: ‚Jetzt gehört der Park uns.‘ Und dann müssen wir weggehen, weil wir wollen auch keine Streitereien und so. Und danach hängen die ein bissl herum und danach gehen sie, und danach spielen wir weiter.“ (27)

Sich dagegen zu wehren sei nicht leicht, weil manche seiner Freunde auch „Angst vor denen“ haben und „wenn die Anderen dann (...) nicht mehr helfen, dann will ich auch nicht mit denen streiten“ (33). Wegen dieser „Clique“ würde auch hin und wieder die Polizei kommen (einmal hätten sie mit Kastanien nach PassantInnen geworfen).

Auch der andere interviewte Bub, **M**, entscheidet sich manchmal fürs Ausweichen. Er erwähnt, dass er mit bestimmten Gruppen im Spielhof „nichts zu tun haben“ will, sie seien „sehr gemein. Und sie rauchen und das Ganze. (?) Da will ich einfach nicht hin.“ (112).

9. Rolle der Institutionen aus der Sicht der BewohnerInnen

Im folgenden Kapitel werden der Bezug und die Einstellungen der befragten BewohnerInnen zu relevanten Institutionen dargestellt. Dabei zeigen sich vor allem Zusammenhänge bei Interviewten mit hoher Problemwahrnehmung und konfrontativen Konfliktstrategien, die

Institutionen wie etwa den Mieterbeirat aktiv nutzen, um ihre Anliegen öffentlich zur Sprache zu bringen und durchsetzen zu können. Dennoch führt dieser aktive Zugang in der Wahrnehmung der Befragten kaum zu Verbesserungen der Situation.

Die institutionalisierte Betreuung der Wohnungsanlagen und der Mieter hat – das zeigen viele der Gespräche sehr deutlich – in den letzten Jahren einen Wandel durchgemacht. Neben einem Rückzug bzw. Abbau der traditionellen „Institutionen“ wie HausbesorgerInnen, HausinspektorInnen und der mittlerweile privatisierten und zentralisierten Hausverwaltung (Wiener Wohnen) sind teilweise neue institutionelle Formen entstanden, wie etwa Mieterbeiräte und Gebietsbetreuungen. Den neuen Formen ist allerdings gemeinsam, dass sie keinerlei direkte Interventionsbefugnisse besitzen. Der Mieterbeirat kann Empfehlungen an die zentrale Verwaltung weitergeben, die – so die Aussagen einiger Mieter – immer wieder an budgetären Überlegungen scheitern. Gebietsbetreuungen können begrenzte Unterstützung in Form von Mediationsgesprächen mit Konfliktparteien anbieten, haben darüber hinaus aber kaum Befugnisse.

Eine andere Form der „Gemeindebaubetreuung“ besteht in zeitlich begrenzten Projekten im Rahmen der Gemeinwesensarbeit, die mit professionellen Erhebungsmethoden (Feldbeobachtungen, ExpertInneninterviews, BewohnerInneninterviews) die Situation im Gemeindebau zunächst abzubilden, um dann meist kooperative und dialogisch angelegte Strukturen – wie etwa Mieterbeiräte – zu fördern versucht. Die hier auftretenden Probleme werden auch von beteiligten Experten selbst geschildert (siehe Experteninterviews).

HausbesorgerInnen

BewohnerInnen mit konfrontativen Konfliktstrategien vermissen eine lokale und personalisierte Autoritätsinstanz, die für die Durchsetzung ihrer Interessen verantwortlich sein sollte. Sie ringen sichtlich darum in ihrer Wirklichkeitsdefinition und ihren Werthaltungen von zuständigen Institutionen anerkannt zu werden und aktive Unterstützung zu erhalten, da die individuellen und spontanen Interventionen im Gemeindebau keine zufriedenstellende Wirkung zeigen.

In den Interviews wird deutlich, dass HausbesorgerInnen diese Funktion in der Wahrnehmung der eher konfrontativen BewohnerInnen mittlerweile nur noch unzureichend wahrnehmen können. Der Grund dafür ist in einem Verlust an persönlicher oder vielmehr institutioneller Autorität der HausbesorgerInnen zu sehen, der nicht zuletzt auf den kontinuierlichen Abbau der Hausbesorgerstellen in den letzten Jahren zurückzuführen ist:

„Seit sieben Jahren werden die Kollegen und Kolleginnen Hausbesorger ersatzlos durch Reinigungsfirmen ergänzt, im natürlichen oder unnatürlichen Abgang, wie auch immer. Wir selber waren einmal 10 da, jetzt sind wir nur mehr 8. Zwei Posten sind an diese BetreuungsGmbH gegangen.“ (K, 39)

BewohnerInnen beziehen sich immer wieder auf die frühere institutionelle Einbettung. So auch der befragte Hausbesorger Herr K:

„Z.B. von der Verwaltung her hat es in allen Bezirken Wiens Hausinspektorenkanzleien gegeben. Wir haben das Glück gehabt da in der großen Wohnhausanlage hat ein Hausinspektor da eine eigene Kanzlei gehabt, am anderen Ende. Der ist da gesessen, fünf Tage in der Woche, von in der Früh bis zu Mittag, auf'd Nacht ist er sein Rayon abgegangen. Da hast als Hausbesorger sofort hingehen können und sagen: Hearst, des oder des funktioniert net, die Mieter sind hingegangen, der ist aufgestanden und zum Mieter klopfen gegangen und hat gesagt: Hearns, was ist da los? Das gibts alles nimmer. Das ist alles von einer Dezentralisierung in eine Zentralisierung wieder umgeleitet worden, die Hausinspektorenkanzleien sind abgeschafft worden, aus Hausinspektoren hat man Wohnberater gemacht, aus einem Amt hat man ein Kundenservicezentrum gemacht, dem Kundenservicezentrum hat man dann ein Callcenter vorgeschaltet, wo sogar die Beschäftigten im Callcenter anrufen haben müssen oder noch immer müssen.“ (K, 37)

Autoritätsverlust

Dieser Punkt wurde unter „Problemwahrnehmung“ schon ausführlicher geschildert. Immer wieder wird von Befragten auf die eingeschränkte Handlungsmacht der HausbesorgerInnen verwiesen und mit einem früheren Zustand kontrastiert. Die früheren HausbesorgerInnen werden als Autoritätspersonen geschildert, die nicht viel tun mussten, um sich gegen störende MitbewohnerInnen (meistens Kinder) durchzusetzen (E, 721). Auch die soziale Rolle, die HausbesorgerInnen früher einnahmen, wird hervorgehoben. Herr E erlebte einen klaren Richtungswechsel im Umgang mit der Rolle und Funktion der HausbesorgerInnen, den er als „Wegnahme von Kompetenz“ erlebt: „Und dann hat das ein bisschen nachlassen, dann hat man dem Hausbesorger die Kompetenz weggenommen, die durften nichts mehr sagen“ (E, 67)

Frau F spricht von der besonderen Nähe zu den BewohnerInnen, die frühere HausbesorgerInnen ausgezeichnet hätte und verbindet diese Nähe mit einer früher besser ausgeübten Kontrollfunktion: „Da haben die Hausbesorger wirklich gewusst, erstens einmal wer wo wohnt, welches Kind, das unten grad einen Radau macht, zu welcher Familie gehört, Die waren auch wesentlich mehr Respektspersonen und haben auch Sachen durchsetzen können.“ (F, 235)

Die Wahrnehmungen der MieterInnen in Bezug auf die Veränderung der Rolle und Funktion der HausbesorgerInnen, die mit einem wahrgenommenen Verlust an Autorität einhergeht, kann mit den Begriffen Deinstitutionalisierung und Entpersönlichung umschrieben werden. Die Deinstitutionalisierung drückt sich in mehreren Aspekten aus: Stellenabbau, größere Distanz zwischen HausbesorgerInnen und Hausverwaltung (Stichwort „Callcenter“, siehe Hausverwaltung), Funktionsabbau (HausinspektorInnen), Ersatz durch Reinigungsfirmen. Die Entpersönlichung wird nicht so stark angesprochen, es wird aber deutlich, dass die frühere Nähe der HausbesorgerInnen zu den MieterInnen nur noch teilweise besteht. Außerdem verfügen nur noch einige Stiegen über eine/n HausbesorgerIn.

Trotz dieser Sichtweisen kommt es bei den konfrontativen BewohnerInnen zu einer Solidarisierung mit HausbesorgerInnen. Diese Solidarisierung zeigt sich etwa, wenn BewohnerInnen sich aufgrund der offensiven Vorgehensweise gegen HausbesorgerInnen aus dem Mieterbeirat zurückziehen (E, 490-499) oder indem nicht HausbesorgerInnen selbst, sondern der fehlende institutionelle Rückhalt für die Durchsetzungsprobleme verantwortlich gemacht wird (J, 114).

Der befragte Hausmeister Herr K zeichnet im Wesentlichen die von den BewohnerInnen wahrgenommenen Veränderungen in seinen Beschreibungen nach. Den auch für ihn spürbaren Autoritätsverlust bezieht er auf eine allgemeine Liberalisierung der Umgangsformen (K, 33). Er sieht sich in einer unangenehmen Zwischenposition zwischen Verwaltung, die ihm kaum Rechte überträgt, und den BewohnerInnen, die Anforderungen stellen. Diese Interpretation habe ich unter dem Punkt „Problemwahrnehmung“ schon genauer geschildert.

Die Veränderung der Rolle der Hausmeister wird auch von *weniger involvierten Befragten* wahrgenommen. Die Rolle reduziere sich auf die notwendige Dienstleistung der Reinigung von Fluren und Hausanlagen und ginge nicht mehr darüber hinaus (H, 145). Andere BewohnerInnen sehen wiederum die Interventionsmöglichkeiten der HausbesorgerInnen durch ihre Abhängigkeit von der Hausverwaltung, ihrem Arbeitgeber, begrenzt (B, 282).

Befragte BewohnerInnen, die sich weniger auf Konflikte beziehen, sehen die HausbesorgerInnen eher in ihrer Rolle als Betreuer der Wohnhausanlage. Der Wunsch nach einer durchgehenden Betreuung, vor allem in Zusammenhang mit kleineren, alltäglichen Aufgaben, die eine Reinigungsfirma nicht übernehmen kann, findet sich bei fast allen Befragten. Der/die Hausbesorger/in wurde und wird als durchgehend anwesende

Ansprechperson wertgeschätzt, die für einfache Hilfestellungen und Anfragen zu Verfügung steht (A, 180). Sie werden externen Firmen vorgezogen, die nur in bestimmten Intervallen im Gemeindebau sind und keine durchgehende Betreuung gewährleisten (B, 12). Auch deren besondere soziale Funktion im Gemeindebau wird erwähnt: „Für viele Leute ist der Hausbesorger eigentlich der einzige Mensch, mit dem er reden kann. Sonst kennt er niemanden. Beim Hausbesorger kann er sich ausweinen.“ (B, 257)

Mieterbeirat

Die Auflösung des Mieterbeirats kann anhand der Interviews aus der Perspektive der beteiligten BewohnerInnen und ExpertInnen rekonstruiert werden. Der Mieterbeirat setzte sich aus 5-6 BewohnerInnen zusammen, wobei eine BewohnerIn den Vorsitz übernahm. Die gemeinsame Arbeit wurde zunächst durch die verschiedenen Wohnbedingungen im Gemeindebau beeinträchtigt, die mit unterschiedlichen Problemwahrnehmungen einhergingen. So konnte das Problem der Konzentration der Kinderspielplätze und -anlagen in einem bestimmten Bereich des Gemeindebaus nicht gelöst werden. Aufgrund der offensiven Vorgehensweise der Vorsitzenden gegen bestimmte HausbesorgerInnen erfolgte schließlich der Ausstieg zweier BewohnerInnen (Herr E, Herr E1) aus dem Mieterbeirat, der durch eine öffentliche Distanzierung bekräftigt wurde. Kurz darauf scheint sich der Mieterbeirat zwei Jahre vor dem geplanten Laufzeitende aufgelöst zu haben.

Kritik am Mieterbeirat

Der Mieterbereit wird von den teilnehmenden und nicht-teilnehmenden BewohnerInnen mit konfrontativen Konfliktstrategien negativ bewertet und von verschiedenen Seiten kritisiert. Zunächst waren die HausbesorgerInnen von den Aktivitäten des Mieterbeirats durch das offensive Vorgehen der Vorsitzenden betroffen. Ihre Kritik richtete sich nach Aussagen von Befragten allgemein darauf, dass HausbesorgerInnen ihre Aufgaben nicht mehr wahrnehmen würden. Es resultierte eine Art Machtkampf zwischen diesen Parteien, der teilweise auch über Verwaltungsbehörden ausgetragen wurde (K, 172, 186).

Teilweise sehen BewohnerInnen diese Vorgehensweise der Vorsitzenden kritisch, so auch Herr J, der meint, dass durch diesen Zugang das eigentliche Ziel die Wohngemeinschaft zu verbessern verfehlt worden sei (J, 381).

Eine andere Kritik, die von einem teilnehmenden Bewohner vorgebracht wird, bezieht sich auf die Durchsetzungskraft des Mieterbeirats. Die Zusammenarbeit zwischen Mieterbeirat

und Wiener Wohnen wird als unzufriedenstellend beschrieben. Forderungen des Mieterbeirats hätten keine Verbindlichkeit und würden oft an Geldmangel scheitern. Es gäbe keine produktive Zusammenarbeit im Sinne der Ausarbeitung von Alternativen:

„Ja. Und der Mieterbeirat stellt dann die Forderungen. Das heißt, die Arbeit übergibt man eigentlich dem Mieterbeirat. Nur funktioniert's bei Wiener Wohnen nicht so gut, dass man sagt, es hat einen Sinn. Weil wenn ich da einen Mieterbeirat hab, und das sollt auch funktionieren und ich hab dann irgendwas, dann sollte der auch sagen: „Ja, das geht, aber das könnten wir nicht machen, weil da fehlt das Geld, weil die und die Voraussetzungen nicht gegeben sind, man könnte das aber so ändern.“ (Herr E, 535)

Das Problem mangelnder Beteiligung und Repräsentativität wird von Herrn G aufgegriffen und herangezogen, um die Sinnhaftigkeit der Institution in Frage zu stellen: „Es gibt eine Mieterversammlung, da gibts ein eigenes Lokal da unten. Da war ich einmal unten, da waren fünf oder sechs Leute. Vom ganzen Bau. Sinnlos, sinnlos. Interessiert kan.“ (G, 225)

Der Mieterbeirat ist durch die zahlenmäßig schwache Besetzung kein repräsentatives Organ, eine Sichtweise, die auch manche der befragten ExpertInnen vertreten (siehe ExpertInneninterviews). Für aktive VertreterInnen und Vorsitzende ergibt sich dadurch ein Legitimitätsproblem, vor allem in Konfrontation mit anderen Gruppen und Institutionen, wie etwa HausbesorgerInnen oder der städtischen Verwaltung. Eine demokratische Einflussnahme in Richtung einer ausgewogenen und mehrere Interessen einbeziehenden Positionierung des Mieterbeirats wird dadurch ebenfalls erschwert. Der Mieterbeirat wird so von engagierten Einzelpersonen und deren individueller Interessenslage in stärkerem Maße abhängig, woraus sich die oben geschilderten Probleme ergeben. Die Funktion des Mieterbeirats als demokratisches, selbst organisiertes Vertretungsorgan tritt zurück hinter die Austragung persönlicher Differenzen verschiedener Gruppen im Gemeindebau.

BewohnerInnen, die in Konflikte im Gemeindebau als aktive Parteien *nicht involviert* sind, nehmen auch den Mieterbeirat nur aus Distanz wahr, engagieren sich nicht bzw. kennen die Institution nicht. So etwa ein Befragter mit migrantischem Hintergrund (Herr L). Ein anderer Befragter, Herr I, ebenfalls mit migrantischem Hintergrund, bezeichnet es als Fehler nicht teilgenommen zu haben. Er habe mitbekommen, dass mehrere Veranstaltungen stattgefunden haben, hätte zu den Personen aber keinen Kontakt gehabt. Als Grund nennt Herr I den Zeitaufwand, den er sich aufgrund seiner Arbeit und den familiären Pflichten nicht leisten könne (I, 252).

Frau H, die kaum in das Geschehen im Gemeindebau involviert ist, kennt den Mieterbeirat nicht. Bei ihr zieht die allgemein schwache Ortsbindung auch ein Desinteresse an den Aktivitäten des Mieterbeirats nach sich:

„Also den hab ich überhaupt noch nicht mitgekriegt. Na eigentlich nicht. Ja wie gesagt, dadurch, dass wir sehr oft weg sind und übers Wochenende hauptsächlich, haben wir natürlich da sehr wenig Kontakt. Und interessiert mich auch gar nicht. Weil unter der Wochen hat man eh genug zu tun. Also die Freizeit, die man zum Wochenende hat, verbringen wir nicht hier. Dadurch hab ich wenig Interesse.“ (H, 157)

Der ebenfalls nicht oft in Konflikte involvierte Bewohner B, der allerdings den Gemeindebau hinsichtlich Konflikten beobachtet und in Hinblick auf seine Sichtweisen als gemäßigt und kommunikativ eingestellt gelten kann, zog sich aus dem Mieterbeirat zurück, nachdem er bei der Wahlorganisation geholfen hatte. Er sei kein „guter Redner“ (B, 272). Prinzipiell steht er dem Vorhaben einer Organisation der MieterInnen untereinander aber positiv gegenüber und bezieht hier MigrantInnen explizit mit ein, meint aber, dass dies aufgrund der bestehenden Sprachprobleme schwierig sei. Er setzt seine Hoffnungen eher in die jüngeren MigrantInnen, wobei er annimmt, dass diese „so schnell als möglich wahrscheinlich ausziehen, sobald sie es sich leisten können“ (B, 274).

Wiener Wohnen

Die Kritik der konfrontativen BewohnerInnen an den betreuenden Institutionen im Gemeindebau setzt sich mit Bezug auf Wiener Wohnen, die zuständige Hausverwaltung, fort. Kritisiert werden zum Beispiel die Umstellungen in der Betreuung, die z.B. von Herrn K, einem Hausbesorger, als Folgen einer Privatisierung und Liberalisierung gesehen werden. Die Konfliktbearbeitung würde in die Verantwortung der MieterInnen übertragen werden. Ebenso negativ wird das Fehlen einer Betreuung vor Ort gesehen, da die Betreuung mittlerweile über ein „Callcenter“ läuft (F, 227).

Das institutionelle Handeln wird als passiv (E 863) bis blockierend geschrieben, den Bedürfnissen und Vorschläge der BewohnerInnen würde nicht mehr Rechnung getragen werden:

„Halblösungen sind das alles irgendwie. Keiner traut sich eine Initiative ins Leben zu rufen und konkrete Vorschläge zu sagen: ‚So, das machen wir, das wollen wir so...‘ Ist so. Es wird sich niemand mehr finden, der einen Mieterbeirat machen wird, weil die Leute auch miterleben, dass alles, was zu Lösungen führen könnte, was sich Mieter wünschen, wird irgendwie von der Verwaltung boykottiert. Das geht aus irgendwelchen Gründen

nicht, etc., etc.“ (K, 182)

Ebenfalls thematisiert wird die Zurückhaltung von Wiener Wohnen in Bezug auf Konflikte, die die BeschwerdeführerInnen mit MigrantInnen verbinden. Hier sehen die entsprechenden BewohnerInnen eine Auswirkung der stadtregionalen Parteipolitik.

Frau E: „Es würden funktionieren, wenn Wiener Wohnen nicht so eine Angst hätte vor ihnen. Sagen wir einmal, eine Angst, weil anders kann man das nicht... Und ihnen sagen: ,Das und das und das.““ (E, 895)

Herr E: „Eine Angst in dem Sinn ist das nicht, sondern das kriegen sie von der Regierung obi. Des geht vom Bürgermeister aus, das ist auch bei den Wiener Linien nicht anders. Wenn sich dort Einer ungerechtfertigt behandelt fühlt von einem Lenker oder irgendwas...“ (E, 896)

Die Wirkungslosigkeit der Kritik

Die Wirkungslosigkeit der Kritik, das Scheitern der aktiven Einmischung erzeugen auf Seiten der konfrontativen BewohnerInnen ein gewisses Maß an Resignation und Frustration. Es wird auch von anderen engagierten Personen berichtet, die mit ihren Anliegen gescheitert seien:

„Alle, die sich einsetzen für die Mieter, dass sie sagen, sie verstehen die Probleme von den MieterInnen, kommen alle weg.“ (E 624); „Und das Wiener Wohnen sagen, das interessiert sie nicht. Wir haben einmal eine Referentin gehabt, die hat sich eingesetzt für das. Aber nicht lange, dann ist sie abgesagelt worden.“ (E, 617)

Auch in Bezug auf die Durchsetzungskraft der HausbesorgerInnen wird auf die Einschränkungen durch die Hausverwaltung Bezug genommen: „Naja die können ja gar nicht mehr. Die werden ja...In dem Moment wo sie hergehen und sich dementsprechend einsetzen, kriegen sie von Wiener Wohnen ja wieder eine über den Deckel.“ (J, 129)

In der Beziehung mancher BewohnerInnen zur Hausverwaltung wird so deutlich eine Entfremdung spürbar, die sich nicht zuletzt darin ausdrückt, dass sich die langjährigen BewohnerInnen nicht in dem für sie mit der Wohndauer verbundenen Status anerkannt sehen.

„Es ist unerträglich. Und wenn man sich dann sagen lassen muss von Wiener Wohnen: ,Wenn Ihnen was nicht passt, ziehen Sie aus‘, dann ist es eine Frechheit. Weil nach 30 Jahren... Es ist ein gewisses, nennt man das nicht Wohnrecht? Ah..da gibt's einen eigenen Ausdruck dafür. Gewohnheitsrecht.“ (Frau E, 873)

Für die Institutionen spielt die Wohndauer anscheinend kaum eine Rolle, daraus ergibt sich aus institutioneller Sicht kein „Gewohnheitsrecht“, kein Privileg in Bezug auf die Bestimmung der normativen Rahmenbedingungen im Gemeindebau, dass besonders die

konfrontativen, langjährigen BewohnerInnen für sich in Anspruch nehmen.

Bassena

Der Hausbesorger Herr K fasst die Gründe für die Einstellung mancher MieterInnen gegenüber der Bassena, einer Einrichtung der Kinderbetreuung, zusammen:

„Ich glaube schon, dass es funktioniert, es ist nur bei uns der Konfliktpunkt, dass man bei uns in den Bau rein kommt. Die Bassena holt sich ja nicht nur die Kinder des Baus zusammen, das ist ein Drittel, und zwei Drittel sind von außerhalb. Und die sind ja nicht rund um die Uhr da, weil das kann ja keiner zählen, das ist auch verständlich. Wenn die nicht da sind, sind die Kinder dann alle da oder kommen ohne die Bassena rein. Und dann ist das Konfliktgeschehen wieder da bei den Mietern: ‚Alle sind da, hauen unsere Wiesen zusammen, machen den Lärm bei uns, wohnen gar nicht da.‘ Das ist das Konfliktpotential [...]“ (K, 156)

Die Bassena als Versuch den Kindern eine betreute Spielmöglichkeit im Gemeindebau zu bieten, könnte zunächst als konstruktive Konfliktlösungsstrategie gesehen werden. Aufgrund der Betreuung von Kinder und Jugendlichen, die selbst nicht im Gemeindebau leben wird, die Institution von konfrontativen BewohnerInnen – die ansonsten der Idee einer betreuten Freizeitgestaltung für Kinder durchaus positiv gegenüberstehen – allerdings abgelehnt:

„Dann hat man das von der Bassena eingeführt, dass man mit den Kindern spielen tut. Keine schlechte Idee, ok. Nur kann ich nicht von der ganzen Umgebung die Kinder zusammen sammeln und da her setzen.“ (E, 71)

Die Betreuung der Kinder wird ebenfalls negativ bewertet, im Sinne eines Mangels an bestimmten Regelvorgaben. Laut den Befragten würden sich die Bassenaangestellten nicht immer an die ausgeschriebene Hausordnung halten und auf Kritik nicht reagieren.

„Und immer, wenn man irgendwas gesagt hat, z.B., haben sie gesagt: ‚Die haben nichts zum Sagen, ihr könnt machen, was ihr wollt.‘ Und da kriegen Sie so einen dicken Hals, weil die zählen da nix, das ist auch kein öffentlicher Grund, und die haben da nix zum bestimmen. Die haben sich an das zu halten, was da ist.“ (E, 288)

Herr und Frau E empfinden, ähnlich wie die anderen konfrontativ eingestellten MieterInnen, die Bassena nicht als eine Verbesserung der Situation im Gemeindebau. Die anfänglichen Erwartungen sind enttäuscht worden: „Die Bassena, im Gegenteil, die hat das verstärkt, was die Menschen in sich selbst schon tragen. Das Gerechtigkeits- oder Berechtigungsgefühl, oder das Auftreten, oder: ‚Wir haben eigentlich dieses Recht, wir sind da, ihr habt da gar nix zum Reden, was stellt ihr euch vor.‘“ (J, 223)

Die „Selbstermächtigung“, die im Rahmen der Bassena in der Wahrnehmung dieser BewohnerInnen stattfindet, wird stark abgelehnt. Dies kommt auch in Interviewpassagen mit Herr und Frau E zum Ausdruck, die diese Selbstermächtigung auf das Betreuungspersonal beziehen, aber auch auf das Verhalten von (migrantischen) Jugendlichen. Die Formulierung „Gerechtigkeits- oder Berechtigungsgefühl“ bzw. der Zusatz „was die Menschen in sich selbst schon tragen“ wirken besonders stark und berühren einen wichtigen Aspekt der Einstellungen der Befragten. Die konfrontativ eingestellten Befragten betonen die von MigrantInnen erwartete Konformität mit bestehenden Normen, an eine gemeinsame Neudefinition dieser Normen wird dabei nicht gedacht. Die selbstbewusste Raumeignung durch MigrantInnen, die beginnen den Gemeindebau eben auch als „ihren Raum“ zu verstehen, stößt dabei auf Ablehnung und Unverständnis.

In der Einstellung einer migrantischen Befragten zur Bassena zeigt sich hingegen der betonte Integrationswunsch. Der Institution wird große Bedeutung für die Integrationsbemühungen beigemessen. Außerdem vertraut man dem Betreuungspersonal und ist von den speziellen Aktivitäten begeistert:

„Und wie gesagt, sie spielen eine große Rolle in der Integration, eine große. Die werde ich mit allen Mitteln unterstützen, weil ich weiß, was sie für eine Rolle spielen und wie gut das für unsere Kinder ist. Sehr gute Erfahrungen sogar. Sie haben unseren Kindern sehr viele Sachen beigebracht, und das kostet die Familie überhaupt nichts.“ (I, 231)

Gebietsbetreuung (GBwohn)

Auf die Gebietsbetreuung wird ähnlich wie bei den anderen Institutionen vor allem von konfrontativ eingestellten Befragten kritisch Bezug genommen. So kritisiert Herr E die Praxisferne der Gemeinwesensarbeit.

„Das ist alles sehr nett, das sind alles Leute, die sehr viel nur aus der Theorie kennen, nix aus der Praxis. Ich mein, nix gegen eine Theorie, ist mir ganz klar. Was mich an der ganzen Sache nur stört ist halt das, dass sie sich ein Urteil heraus nehmen, das rein auf Theorie beruht und nicht auf der Praxis“ (E, 41)

Um die Situation im Gemeindebau richtig einschätzen zu können, fehle bei professionellen SozialarbeiterInnen die Involviertheit ins Geschehen. Diese Aussagen stehen deutlich im Zusammenhang mit dem Bedürfnis, dass die selbst wahrgenommenen Probleme durch eine Außensicht bestätigt werden, mit dem Dilemma, dass die Außensicht niemals die gleiche Involviertheit aufweisen kann. Kurze Aufenthalte im Gemeindebau würden nicht dieselbe

Wahrnehmung hervorbringen, z.B. in Bezug auf Lärmbelästigung. So seien wegen alkoholisierten Jugendlichen beim Ballspielkäfig einmal Streetworker im Gemeindebau gewesen, allerdings um fünf Uhr nachmittags (und nicht um 9 Uhr abends), was nach Herrn E eine „,[s]innlose Aktion“ (71) war. Das Verhältnis zur Gebietsbetreuung wird dementsprechend als angespannt beschrieben: „,[Wir] sind eigentlich alle sehr sehr bös auf solche Organisationen und auf solche Leute.“ (E, 47).

10. Einstellungen zum multiethnischen Zusammenleben

Das Thema „multiethnisches Zusammenleben im Gemeindebau“ wurde, obwohl ich fast nie direkt danach gefragt habe, von fast allen Befragten „von selbst“ genannt (Ausnahmen waren G, D und L, die dazu erst auf Nachfrage etwas sagten). Man kann also davon ausgehen, dass dieser Aspekt des Zusammenlebens eine hohe Relevanz bei vielen Befragten besitzt.

Die Einstellungen zum multiethnischen Zusammenleben umfassen mehrere Faktoren: Kontakte mit anderen Ethnien, Entfremdungsgefühle, Haltungen zu Integrationsfragen, politische Einstellungen und Wünsche bzw. Perspektiven bezüglich des Zusammenlebens von Menschen verschiedener Herkunft (gesamtgesellschaftlich und im Gemeindebau). Da diese Aspekte jedoch meist zusammen hängen, möchte ich sie unter übergeordneten Kategorien zusammenfassen und darstellen.

Prinzipiell würde ich zwischen toleranten (und nur teilweise ambivalenten), ambivalenten und indifferenten Haltungen und Einstellungen, die ein starkes Bedrohungs- und Entfremdungsgefühl zum Ausdruck bringen, unterscheiden. Die Befragten könnte man grob (auch hier gibt es natürlich Unschärfen) diesen Kategorien so zuordnen:

Einstellungen zum multiethnischen Zusammenleben

tolerant (tw. ambivalent)	B, F, H, I
ambivalent	D, K, A
indifferent/Rückzug	C, G, L
bedroht/Entfremdung	E, J

„Tolerante“ Einstellungen sind charakterisierbar durch eine prinzipielle „Offenheit“ dem „Fremden“ gegenüber, die Ablehnung und Abgrenzung von xenophoben Verhaltens- und Denkweisen und teilweise durch die Überzeugung, dass MigrantInnen der Aufstieg

ermöglicht werden sollte. Trotzdem kam teilweise auch eine gewisse Ambivalenz, ein Unbehagen (etwa bezüglich der intensiven Verwendung von fremden Sprachen im öffentlichen Raum), zum Ausdruck, diese war jedoch nicht sehr stark ausgeprägt.

Die hier angeführten Kategorien versuchen nur grob die größten Unterschiede zwischen den Befragten in ihren Einstellungen zu markieren bzw. die ähnlichsten Einstellungen zusammen zu fassen. Diese Trennungen sind natürlich nicht immer eindeutig möglich. Eine Person kann prinzipiell tolerante Einstellungen vertreten, aber in ihren Wertungen dennoch eine gewisse Ambivalenz aufweisen. Ein Beispiel dafür wären Herr und Frau B, die sich trotz ihrer prinzipiellen Offenheit auf der Straße unter vielen fremdsprachigen Menschen manchmal unwohl fühlen. In der Kategorie „*Ambivalent*“ sollen die „Fälle“ zusammengefasst werden, bei denen diese (scheinbare) Widersprüchlichkeit stärker ausgeprägt war.

Die unter der Kategorie „*Indifferent*“ (Rückzug) Beschriebenen weisen auch im Allgemeinen teilweise Rückzugstendenzen auf. Dieser Rückzug scheint jedoch eher auf Resignation als auf Irritation zu basieren. Die Einstellungen zum multiethnischen Zusammenleben sind eher als „tolerant“ zu bezeichnen, doch zeigt sich bei ihnen entweder keine bewusste (evt. emotionale) Beschäftigung mit dem Thema – wie das bei den unter der ersten Kategorie beschriebenen Befragten schon der Fall war

Die Befragten, deren Einstellungen großteils in die Kategorie „*Bedroht*“ fallen, äußerten massive Entfremdungs- und Bedrohungsgefühle bzw. eine pauschale Zuschreibung von Eigenschaften an MigrantInnen vor allem aus dem arabisch-islamischen Kulturkreis und hier wieder besonders an diejenigen, die in den letzten 15 Jahren zugezogen sind.

Die Einstellungen einiger Befragter pro Kategorie sollen nun vergleichend skizziert werden.

10.1. Tolerant (teilweise ambivalent)

Stellvertretend für diese Kategorie sollen die Einstellungen von Herrn und Frau B, Frau H und Herrn und Frau I dargestellt werden.

Herr und Frau B wiesen eine eher tolerante Einstellung bezüglich Integration auf, grenzen sich darin auch von anderen BewohnerInnen ab, haben einige – wenn auch nicht intensive – Kontakte zu BewohnerInnen mit Migrationshintergrund und bewerten auch das multietnische Zusammenleben im Gemeindebau als aus ihrer Sicht positiv. Dennoch schildern sie auch gewisse Entfremdungsgefühle auf ihrer Seite und betonen die Wichtigkeit des Spracherwerbs für MigrantInnen.

Frau H ist, wie oben schon mehrfach erwähnt, in einer ähnlichen Lebenssituation wie Herr

und Frau B: relativ gut situiert (auch Frau H war selbständig), in Pension, mit Zweitwohnsitz und mit vergleichsweise höherem kulturellem Kapital. Auch sie vertritt eine eher tolerante Einstellung, hat aber keine näheren Kontakte zu MigrantInnen.

Herr und Frau I haben eine ähnliche Einstellung zur Integration wie etwa Herr und Frau B, dennoch muss – und hier unterscheiden sie sich klarerweise sehr von den oben dargestellten Befragten – ihre direkte Betroffenheit als MigrantInnen und die Arbeit der Familie I um in Österreich „Fuß zu fassen“ hier in die Darstellung mit einbezogen werden. Auch wenn ihre Perspektive daher eine andere sein muss, so spiegeln ihre Bemühungen und Hoffnungen für sich und vor allem für ihre Kinder z.B. die Einstellungen von Herrn B wieder. Daher halte ich es für gerechtfertigt, Familie I dieser Kategorie zuzuordnen.

Interethnische Kontakte

Auffallend war hier u.a., dass die „toleranten“ Haltungen (bei Herr/Frau B, Frau H und auch Frau F) nicht mit einem intensiveren Kontakt mit MigrantInnen einhergingen. Dieser wird zwar nicht abgelehnt, doch kommt scheinbar einfach nicht zustande. Herr und Frau B nennen öfter Sprachschwierigkeiten als einen Hinderungsgrund. Herr und Frau I haben hingegen eher das Problem intensivere und neue Kontakte zu ÖsterreicherInnen aufzubauen, wie ich unten genauer schildern werde.

Kontakte zu migrantischen BewohnerInnen sind nach **Herrn B** nicht sehr intensiv, aber vorhanden. So kennen sie ein serbisches Ehepaar, von denen der Mann „wunderschön Harmonika“ spiele und der Herrn B auch schon nach seiner „steirischen“ Harmonika gefragt habe. Daraus sei aber noch „nicht mehr entstanden“, da beide in der Nacht arbeiten müssen (er als Musiker und sie in einem Café) und daher der Lebensrhythmus sehr verschieden sei. Sie können gut Deutsch, was den Kontakt prinzipiell erleichtert.

Dies war in einem anderen Fall, bei einer ägyptischen Familie, nicht gegeben, wie Frau B schildert:

„[Der Sohn der Familie] [s]teht mit der Mutter am Gang, kleines Mäderl haben's auch noch, und wir plaudern ein bissl. Und seine Mutter spricht zu ihm und er schaut mich an und sagt mir: ‚Meine Mutti hat gesagt, ob Sie nicht auf einen Kaffee kommen möchten. Jetzt bin ich auch da. Wegen der Sprache.‘ Also, hab ich sehr nett gefunden. Nur, in dem Moment war ich im Weggehen, Friseur oder sowas, ich konnte nicht. Und er hat gesagt: ‚Kommen Sie einmal.‘ Das ist jetzt aber nicht meine Art, dass ich jetzt klopf und sag: ‚Hallo jetzt komm ich auf einen Kaffee.‘ Das kann ich, wenn ich weiß, sie kann die Sprache... Was mach ich jetzt mit der Frau und die zwei Kleinen, der Mann und der Große sind nicht zuhause, und die verstehen...“ (167)

Einmal kam doch ein Kontakt zustande, als eine Freundin der ägyptischen Mutter da war, die Deutsch sprechen konnte. Da habe sie „gleich zu uns was Gekochtes rüber gebracht. Ja weil sie sagen konnte, was das ist usw. Mir war's ein bissl scharf, aber es hat sehr gut geschmeckt.“ (Herr B, 168)

Hier ist also von der migrantischen Familie eine große Offenheit und auch ein Wunsch nach Kontakt zu ÖsterreicherInnen vorhanden, wie auch Frau B bemerkt: „Ich will damit nur sagen, dass sie es auch versuchen und sehr freundlich sind. Also ich hab keine schlechten Erfahrungen.“ (169). Mit anderen NachbarInnen mit Migrationshintergrund gebe es keine tiefer gehenden Kontakte, aber sie „grüßen freundlich“ (169).

Herr B betont, bezüglich Kontakte zu MigrantInnen „überhaupt keine Scheu“ zu haben, nur „sprachlich ist es ein bisschen ein Problem.“ (177)

Die Kontakte von **Frau H** zu MigrantInnen sind nicht sehr intensiv, z.B. einen oberflächlichen, aber positiv erlebten, mit ihrer Nachbarin:

„Kontakt in dem Sinn nicht. Wir grüßen einander und hin und wieder spricht man ein paar Worte. Aber ich war weder in der Wohnung. (...) Aber sie ist sehr nett auch und ich seh sie, wenn sie runter geht in die Waschküche und dann spricht man halt ein bissl was. Und die Kinder sind sehr freundlich, sehr ordentlich, grüßen sehr brav und dadurch...ich weiß gar nicht, von wo sie sind.“ (123)

Die Nachbarschaft von **Herrn und Frau I** ist von der Herkunft her bunt gemischt, so wohnen Leute aus der Ukraine, Ägypten, Slowenien, Rumänien und eine Frau aus Österreich in ihrer näheren Umgebung.

Frau I bewertet ihre Kontakte mit MigrantInnen und ÖsterreicherInnen als positiv. So seien ihre – grobteils migrantischen – NachbarInnen „total offen mit den Ausländern und führen mit uns Gespräche: Was machen wir in unserem Land, (...) wir machen ein Kochen, wir teilen das mit unseren Nachbarn, von Kroatien, von Ukraine, von...“ (44). Frau I besucht regelmäßig einen sudanesischen Club und Kurse, über die sie andere Frauen aus Österreich und mit Migrationshintergrund kennen gelernt hat.

Herr und Frau I sind sehr bemüht darum, auch zu ÖsterreicherInnen Kontakt herzustellen, so haben sie der österreichischen Nachbarin, die selbst eher isoliert zu leben scheint, öfter eingeladen, damit sie die „andere Seite kennen lernen“ kann. „Aber es hat nix gebracht, wir haben sie auf unsere Feste eingeladen, Geschenke gegeben und auch immer gefragt. (...) Aber sie kommt nicht.“ (Herr I, 199) Das sei aber abhängig von der „Person“ (Herr I, 201) und

„nicht von Staatsbürgerschaft. Wirklich.“ (Frau I, 160) Trotzdem stellen Herr und Frau I generell eine Schwierigkeit fest mit ÖsterreicherInnen in Kontakt zu kommen, dazu weiter unten mehr.

Beobachtungen und Bewertung des multiethnischen Zusammenlebens im Gemeindebau

Die Zusammensetzung der migrantischen BewohnerInnen im Handelskai 214 beschreibt **Herr B** so: „[E]s sind ja auch Muslime da, wir haben aus aller Herren Länder, von Afrika bis Kanada sind Leut da.“ (166) In der Beschreibung des Gemeindebaus meint Herr B, dass „die nettesten Menschen (...) die Migranten vis à vis“ (59) seien, die eben geschilderte ägyptische Familie.

Generell würden Frau B nicht sagen, dass sich das Zusammenleben durch den vermehrten Zuzug von Menschen mit Migrationshintergrund verschlechtert hätte. Im Gegenteil seien die „jungen Leute (...) zum Teil höflicher als früher die eingesessenen Jungen“ (Frau B, 156). Vor 30 Jahren hätten im Gemeindebau sogar mehr Leute gewohnt, die Probleme gemacht hätten. Damals waren das vor allem „Familien mit einem niedrigen Bildungsniveau“ – „der Wiener sagt: echte Proleten“ – die „einfach nicht die Kultur gehabt“ bzw. „das nie gelernt“ haben: „Die haben sogar im Winter den Fußboden rausgerissen und haben ihn verheizt. Obwohl sie gar keinen Kamin gehabt haben.“ (Herr B, 190) Auch die Verschmutzungen (etwa im Aufzug) seien nach Frau B früher schlimmer gewesen. Da sei es heute, „was das anbelangt, mit den Migranten ruhiger.“ (Frau B, 189).

Frau H erzählt von ihren Beobachtungen des Raumverhaltens von MigrantInnen, so seien am Mexikoplatz „schon sehr viele Ausländer, die sich zusammen setzen und irgendwelche Brettspiele spielen oder so“ und auch bei der Spielplatznutzung stellt sie fest, dass „bis um 5 ungefähr (...) unsere Kinder da [sind] und dann kommen halt die Ausländer mit den Kindern. Also die sind eher am Abend dann.“ (91) „Sie“ seien das „so gewöhnt, dass die später schlafen gehen oder so. Ich weiß nicht. Also die rennen dann halt da herum. Um 9 auch noch. Und so... Aber wie gesagt, das ist eine andere Lebensart, das ist nicht so, dass es uns stört.“ (95)

Wie schon bei der „Konfliktinvolviertheit“ erwähnt, erleben **Herr und Frau I** die Mehrheit WienerInnen in ihrer Umgebung als freundlich gesinnt bzw. „lieb“ (44): „die 90% oder 99% in diesem Gebäude oder unserer Umgebung wir haben kein Problem mit jemand, wir haben nicht gefunden mehr als 1 bis 2% in unserem Leben.“ (42)

Frau I betont im Interview auch zwei Mal „kein Problem“ mit anderen ÖsterreicherInnen oder

MigrantInnen zu haben, sie seien hier „wirklich zufrieden“ (54).

In Wien seien die Menschen „schon offen“ für „Ausländer“, die „andere Welt“. Sie würden „immer“ fragen: „Was gibt's in unserem Land? Wir machen ein Henna von meinem Land, oder tragen ein Trachtenanzug. (...) [W]as machen Sie, von wo bist du?“ (106)

Entfremdungsgefühle und Integrationsschwierigkeiten

Trotz dieser positiven Erfahrungen berichten **Herr und Frau B** auch von Entfremdungsgefühlen. Auch hier ist es wieder die fremde Sprache, die nicht nur, wie oben geschildert, die Kontaktaufnahme erschwert, sondern, wenn in der Umgebung viele Menschen fremde Sprachen sprechen, auch ein leichtes Unbehagen erzeugt. Frau B meint:

„Das ist in unserer Umgebung sehr stark da. Wennst unten durchgehst, Engerthstrasse, hast du das Gefühl, du bist irgendwo..was weiß ich, in Rijeka z.B. Ich hör nur Fremdsprachen. Ich hab nix gegen die Fremden. Aber dieses Heimatgefühl ist dann nicht...“ (154)

Auch im Aufzug sei es von „zehn Mal Aufzug fahren“ „ein bis zwei Mal, dass man sich versteht“, das sei „jeden Tag so“. Sie „muss schon ehrlich sagen“, dass ihr das „ein bissl unangenehm ist“ (158).

Frau B meint, dass man sich da „eingewöhnen müsse“, man könne es ja auch nicht ändern. Sie ist optimistisch, dass sie „irgendwann“ die deutsche Sprache lernen werden, „die Jugend auf jeden Fall, na?“ (158) Besonders benachteiligt sieht Herr B da Frauen, die manchmal „nicht so raus können“. „Die können 20 Jahre da sein, werden sie's nicht lernen.“ (166)

Auch bezüglich des Lebensstils sehen Herr und Frau B Grenzen in ihrer Toleranz, so habe ein Bekannter wegen Lärms in der Nacht durch migrantische NachbarInnen das „nervlich nicht mehr durchgestanden“ (Herr B, 313). Die Situation habe sich trotz Vermittlungsversuche nicht verbessert. Hier sei eine gewisse „Anpassung“ nötig, „das Nachtleben, das sie dort geführt haben in dem Land, das kann ich da nicht machen“ (Frau B, 315).

Herr und Frau I machten, wie oben geschildert, fast ausschließlich gute Erfahrungen im Zusammenleben mit ÖsterreicherInnen, vor allem in Wien. Nur in Graz habe Frau I einmal schlechte Erfahrungen gemacht, hier sei es passiert, dass „wenn ich sitze neben alte Frau oder alte Mann, sie schnell aufstehen“ (104).

Obwohl Herr und Frau I Fremdenfeindlichkeit nur in Einzelfällen kennen gelernt haben und die Mehrzahl der ÖsterreicherInnen (vor allem im Gemeindebau) als freundlich einschätzen (120), macht sich Herr I auf einer allgemeineren Ebene Sorgen, dass die österreichische

Gesellschaft seine Kinder, die Ausgrenzungen aufgrund von Hautfarbe oder Herkunft noch nicht kennen, nicht akzeptieren könnte. Sein Sohn sei (da er den Rassismus noch nicht kennt) „noch immer rein. Und das sollte die Gesellschaft adaptieren. Das gehört zu ihnen, ob die wollen oder nicht! Aber wenn sie die Kinder ausgrenzen, dann haben sie ihn bereits verloren. Wirklich. Und das macht mich traurig.“ (Herr I, 299)

Diese Befürchtung wird auch hier sehr deutlich:

„Ich will nur nicht...Was ich mir Sorgen mache, [ist], dass sie später meine Kinder nicht will. Davor hab ich Angst. Weil sie sind noch immer rein und offen, die haben keinen Unterschied zwischen hier und Sudanen oder Schwarze oder Chinesen, die haben diese noch nicht, die wissen das nicht. Aber sobald die auf die Uni gehen oder...sie geht jetzt ins Gymnasium, jetzt im September. Ich weiß nicht, wie das Leben dort ist. Und wie wir das machen.“ (Herr I, 299)

Für den Erfolg der Integration seien auch die Österreicher (mit) zuständig, indem sie den MigrantInnen eine Chance geben: „Und das ist die Rolle von den Österreichern. Weil die Kinder gehören dir. Die gehören ihnen, dem Staat.“ (299)

Herr I vermisst außerdem einen besseren Kontakt zu anderen ÖsterreichInnen der ihm – auch für seine Kinder – sehr wichtig ist. Dieser war auch ein Grund, warum sie in einen Gemeindebau gezogen seien:

„Was wir noch vermissen, sind die Österreicher in dieser Umgebung. Gerade wir haben uns gewünscht, dass wir für unsere Kinder, für uns, für die Nachbarn, wir haben gedacht, wenn wir in eine Gemeindewohnung ziehen, dann sind mehr Österreicher da und nicht so ein Ausländeranteil.“ (193)

Auch außerhalb des Wohnumfelds, obwohl er schon seit 18 Jahren in Österreich lebt und auch hier studiert hat, fällt es Herrn I schwer, neue österreichische Freunde zu finden, solche mit „denen man Erfahrungen austauscht“, wo man „wirklich viel lernen kann“ (265). Er hat zwar im Studium, vor 10 oder 15 Jahren, österreichische Freunde gefunden, mit denen ihn immer noch eine „große Freundschaft“ verbindet, doch „mehr geworden sind die [Freunde] nicht“ (267)

Er sieht sich und seine Frau als „offen, flexibel, open mind and heart“ (265), doch von österreichischer Seite aus ist es „sehr sehr sehr schwer“ in „einen Kreis mit den Österreichern zu finden“ (269). Die „Geschlossenheit“ nach außen müsste aber so nicht sein, denn untereinander seien ÖsterreichInnen offener, wie Herr I schildert: „Die Österreicher sind geschlossen, und wenn sie 100 Jahre von Integration reden, die sind aber geschlossen, die sind

wirklich nicht offen. Das liegt nicht in ihrer Natur, weil die gegeneinander viel offener sind als die Österreicher und die Ausländer.“ (269)

Als MigrantIn werde man „von der Gesellschaft gezwungen seine Freunde von den ausländischen Personen zu suchen“ (269), auch, weil da die Kommunikation leichter falle.

Außerdem habe Herr I erlebt – Erfahrungen, die ihn selbst „fasziniert“ haben, „dass sie passieren“ – dass Menschen mit türkischer Herkunft diskriminiert werden. Für ihn war es sehr wichtig für die „Zukunft“ seiner Kinder, dass sie einen Kindergartenplatz bekommen, damit sie die Sprache erlernen – dafür würde er auch „kämpfen“ (272).

Er selbst habe für seine Kinder einen Platz bekommen, der türkische Nachbar, nach drei Jahren Ansuchen und Ablehnungen, habe keinen bekommen, mit dem Resultat, dass seine zwei Kinder „sechs Jahre geworden sind und die gehen in die Schule und die können noch immer kein Deutsch“ (265). Herr I fragt sich: „Wieso haben sie ihm keinen Kindergartenplatz in den ersten drei Jahren gegeben? Wieso? Was haben sie davon bei der Verwaltung? Drei Jahre und am Ende hat er sie in einen türkischen Kindergarten gegeben.“ (287)

Herr I kann „nicht verstehen“, dass sie „die Türken ausgrenzen“ (289), wenn gleichzeitig von der Wichtigkeit von Integration geredet werde, die voraussetzt, dass die Kinder die Möglichkeit haben die Sprache gut zu erlernen und Kontakte zu ÖsterreicherInnen zu knüpfen.

Verbesserung des Zusammenlebens und Integrationspolitik

Das allgemeine Verständnis von Integration von **Herrn B** könnte man beschreiben als eine prinzipiell wechselseitige Annäherung und Anpassung ohne die eigene Identität aufgeben zu müssen:

„Mit Zwang wird gar nix gehen. Man muss einfach den Leuten, die zu uns kommen, erklären, dass wir anders leben. Jetzt müsst's euch nicht anpassen, aber macht's doch euer Dings ein bissl vorsichtiger, ein bissl leiser, unter Anführungszeichen, dass die Anderen eine Chance haben sich an euch zu gewöhnen. Also wenn die Kontraste zu stark sind, wird's immer Reibereien geben. Wenn sich das ein bissl verwischt... wir haben ja auch schon mehr Verständnis als früher zu den Nachbarn und wissen, warum er nicht so viel redet, weil er vielleicht die Sprache noch nicht kann. Aber wenn man vom Anderen auch merkt, er will sich anpassen, wird das gehen. Jeder muss ein bisschen nachlassen und Keiner soll aufgeben, was ihm lieb und wert ist. Aber die Anpassung muss schon.. ich muss mich schon ein bissl integrieren und die Sprache, das wär sicher das Wichtigste. Dass man sagt: ,Bitte, wir sind in Österreich und dort spricht man Deutsch. Wenn du irgendwas willst, musst du Deutsch kennen, ja?“ (Herr B, 309)

Das Erlernen von Deutsch als eine Forderung an die MigrantInnen bzw. die Definition von Deutsch als Normsprache in Österreich findet sich auch in anderen Interviews – etwa in dem von Herrn und Frau E, wieder.

Migration sieht Herr B als ein Phänomen, das zu Wien „gehört“, denn „Wien war immer eine Stadt, die Migranten angezogen hat“ (155). Auch sein Großvater komme aus Böhmen, also sei auch er kein „reinrassiger Wiener, was immer das wär“ (155). Aus seiner Sicht muss der Faktor Zeit bei der Integrationsfrage mit einkalkuliert werden: „Aber es (...) braucht eine Weile, bis man sich assimiliert. Auch als Bodenständiger mit den neuen Mitbewohnern. Und das braucht eine Zeit.“ (155)

Politisch wichtig würde Herr B es finden, dass die MigrantInnen nach und nach ökonomisch aufsteigen und auch politisch aktiv werden. Die soziale Lage vieler MigrantInnen schätzt er als prekär ein:

„Und das sind in den meisten Fällen Leute, die von irgendwo weg mussten, weil sie keinen Job gehabt haben, weil sie politisch verfolgt worden sind, und die halt mit dem, was sie dort gelernt haben, nichts anfangen können. (...) Oder weil ihre Titel oder ihre Ausbildung da nicht anerkannt wurden. Die meisten sind Putzfrauen oder Hilfsarbeiter.“ (291)

Er meint, die MigrantInnen müssten sich „auf die Füß stellen und sagen: Wir sind ja nicht so wenig“, etwa in Form von politischem Engagement, das dann auch zu einer besseren Integration der anderen MigrantInnen beitragen könnte:

„Im Bezirk ist eine einzige Frau, die einen Migrationshintergrund hat, das ist ja nicht in Relation. Das müssten ja eigentlich, wenn 100 im Bezirk arbeiten, 20 sein, die das verstehen. Ist bei der Polizei das Gleiche. Wenn ich mehr Leut aus meinem Volk hab, bei denen, die aufpassen, bei denen, die was zum Reden haben, dann werd ich mich mehr danach richten. Werde [ich] auch mehr versuchen mich zu integrieren, ohne dass ich meine Wurzeln aufgib.“ (291)

Herr I sieht wie Herr B die Sprache als vielleicht wichtigsten Aspekt der Integration. Beide beziehen sich auf dasselbe Bild: der/die im österreichischen Dialekt sprechende „MigrantIn“ mit nicht-weißer Hautfarbe (Herr B bezieht sich auf dunkelhäutige „Besatzungskinder“, wie ein ehemaliger Fußballspieler des LASK, der „im breitesten oberösterreichischen Dialekt“ gesprochen habe (312)). Herr I hofft auf eine Zukunft, in der sich aufgrund der gemeinsamen Sprache die ethnischen Unterschiede nivellieren, wobei hier Integration eher schon als Assimilation gesehen wird:

„Und nach 30 Jahren wird die Gesellschaft anders ausschauen. Solche Farbe werden Sie öfter sehen. Mit leichtem Wiener Dialekt oder mit Dialekt. (lachen) Wir werden alle sagen: ‚Er a, du net‘ und was weiß ich. (lacht) Da werden sie komisch ausschauen, aber die reden wie die Österreicher und die benehmen sich wie die Österreicher und die werden denken wie die Österreicher.“ (299)

Herr I beobachtet jedoch Segregationsprozesse, für die er teilweise auch die Politik mit verantwortlich macht. Die Österreicher würden wegziehen, meist an den „Rand von Wien. Oder nach Niederösterreich oder so. Wo mehr Österreicher sind.“ (220)

Bei den Gemeindewohnungen sieht Herr I ein Problem der Verteilung, es gebe Gemeindewohnungen, wo „wirklich sehr viele Österreicher“ seien und in anderen „viele Ausländer“. Er denkt, dass, wenn man darauf Wert lege, die „Kultur auszutauschen“, das der falsche Weg sei. (193) Aus seiner Sicht gibt es „wirklich keine Integration hier in Gemeindewohnung“. Er sieht, dass die Integrationsfrage ein „heikles Thema“ in der Politik und bei Wahlen darstellt. Die gleichmäßige Verteilung der Leute nach Herkunft liege aber „in der Hand von der Stadt Wien“, sie könne „ein gutes Beispiel sein, dass die Leute miteinander leben können, wenn sie das gut auch verteilen.“ (203)

Generell sieht **Frau H** in der Integrationsdebatte die Schuld in der Politik – „es gibt ja schon Parteien, die da recht hussen“ (165) – und in den Medien. Eine Änderung des Klimas könne nur geschehen, indem

„....sich auch die Medien da ein bisschen zurück nehmen würden und das nicht immer so unterstreichen, dass die Ausländer uns die Arbeitsplätze wegnehmen und und und. Also das ist schon sehr schlimm. Da haben zu einem Großteil die Medien schuld. Ob das jetzt übers Fernsehen oder Radio oder Zeitungen kommt. Also das ist schon schlimm. Dadurch wird sich dann wahrscheinlich auch nicht viel ändern.“ (169)

Sie bedauert den „Zuspruch“, den diese Parteien bekommen (166). Auch im Verhalten anderer Parteien sieht sie Probleme:

„Die anderen Parteien müssten sich da mehr melden und das Positive hervorkehren, was das Zusammenleben betrifft. Wenn irgendwo was passiert, sind es immer die Ausländer und das ist halt schon störend. Es gibt genug von unseren Österreichern, die auch Delikte, Strafsachen begehen, aber in erster Linie hört man‘s, wenn‘s die Ausländer waren. Und das stört mich schon sehr.“ (166)

Frau H nimmt den Kontakt (das „Zusammenleben“) als wesentlichen Faktor für Integration wahr, der durch ein negatives politisches Klima erschwert wird. Als Reaktion auf diese Politik

würden MigrantInnen nämlich „auch wieder irgendwo sich zurückziehen und dadurch kommt auch nie dieses Zusammenleben zustande. Das ist schade. (...) Also die haben's sicher nicht leicht“ (166).

Abgrenzungen und Bewertungen des sozialen Klimas

Direkte Konfrontationen zwischen MigrantInnen und ihnen gegenüber negativ Eingestellten bekommen **Herr und Frau B** nicht mit, es seien eher Gespräche untereinander oder bestimmte Themen bzw. „Gerüchte“, die besprochen werden, wie, dass in das stillgelegte Heizhaus eine Moschee hinein kommen würde. Herr B vermutet, dass speziell bei diesem Gerücht, da es auch zu Wahlzeiten aufkam, wohl „von einer bestimmten Seite nach Stimmen gefischt“ wurde. (248)

Seine Einstellungen zu Migration und Integration muss Herr B auch manchmal Anderen gegenüber verteidigen, ihm ist bewusst, dass viele Leute anders denken: „Ah, wir kennen ein paar Leute, denen das überhaupt nicht recht ist...“ (215) und Frau B fügt hinzu „Die hassen die.“ (216).

Herr B erzählt, dass diese Leute – „so zwei, drei“ (Frau B, 218) – sich auch „uns gegenüber ausgelassen“ hätten, worauf sie „klar und deutlich“ gesagt hätten: „Uns stört das nicht. Unter den Einheimischen gibt es Leute, die weniger ordentlich, weniger nett sind, als die Migranten. Und seitdem wird von den Leuten in diese Richtung nix mehr zu uns gesagt.“ (217)

Herr B beschreibt sie als „die typischen (...) FPÖler. Alles, was Ausländer ist, ist schlecht“ (221). Er grenzt sich auch auf anderen Ebenen stark von ihnen ab: so müsse er dann „auch in den Slang“ fallen, wenn er auf ausländerfeindliche Aussagen reagiere, denn „sonst könnt ich mich mit denen nicht verständigen“ (221). Dennoch „grüßen“ Herr und Frau B auch diese Bekannten „freundlich“ (219). Herr B führt weiter aus und beschreibt auch die Gruppendynamik, die er bei solchen Gelegenheiten beobachtet:

„Die sind primitiv, nur was sie gehört haben, was sie vielleicht im Fernsehen gesehen haben, tun sie lautstark bereden. Müssen schon ein bissl im Öl, mit einem Spiegel...Nicht nur unsere Stiege allein, wenn viele Solche zusammen kommen, ist das ja überall so. Wo viele Gleichgesinnte zusammen kommen, der Gruppenzwang ist...Ein Jeder muss einen Anderen überbieten und nachher, wenn sie weggehen, werden sich vielleicht sogar Manche denken: ,Na eigentlich war das ein Blödsinn, was ich gesagt hab‘“. (221)

Frau H scheint sehr stark zu bemerken, dass andere („sehr Viele“) BewohnerInnen eher negative Einstellungen gegenüber MigrantInnen haben – von denen sie sich distanziert – und

die sie an deren anderen Lebensstil (bzw. Lebensrhythmus), ihrem Auftreten (meist in größeren Gruppen) und der dabei entstehenden Lautstärke festmacht.

„[I]ch könnt mir schon vorstellen, dass die Ausländer ein großes Problem sind für Manche. Wie gesagt, für mich sind sie's nicht. Aber es sind schon sehr Viele, die sich dran stoßen. Weil sie eine andere Art zu leben haben, sie sind ein bissl lauter. Ja, es sind halt immer gleich größere Gruppen, die auftauchen, ob das jetzt bei den Jugendlichen ist oder bei den Erwachsenen. Also, ja, da könnt ich mir schon vorstellen.“ (87)

Herrn I ist es wichtig aufzuzeigen, dass es „die Ausländer“ nicht gebe, auch wenn sie von manchen ÖsterreicherInnen als eine homogene Einheit wahrgenommen werden (wie auch oben schon angeklungen, distanziert sich Herr I teilweise auch von anderen MigrantInnen):

„[M]orgen reden die Leute von der Integration zwischen den Ausländern. (Lachen) Ja weil Österreicher glauben, dass die Ausländer (...) sind ein Block, eine Einheit. Die Ausländer und die Österreicher auf der anderen Seite. Aber das stimmt nicht. Es gibt hier auch die andere Seite. (218)

[„D]ie Ausländer [sind] natürlich unterschiedlich, unterschiedliche Meinung, Kulturen, Religionen usw. Unter sich sind die auch nicht einig. Also wenn man von der Integration redet, das ist nicht nur von einer gewissen Seite, dass es Ausländer gibt, sondern 100 Seiten. Die Türken halten zusammen, die Jugoslawen halten zusammen und unsere Kinder [werden] manches Mal auch verdrängt unten.“ (211)

Integrationsarbeit

Ich möchte nun die von **Herrn und Frau I** bzw. ihren Kindern unternommenen Anstrengungen und deren Wünsche bezüglich ihrer Integration kurz darstellen.

Frau I hat im Sudan das Bakkalaureat in Wirtschaft gemacht und den Abschluss in Österreich anerkennen lassen. Ihr Plan ist es in Wien „nach den Kindern“ (26) den Master und das Doktorat zu machen. Herr I hat in Österreich studiert, ist Mechatroniker und auf dem Weg sich als Importeur von Produkten in den Sudan selbstständig zu machen.

Frau I bemüht sich sehr, besser Deutsch zu lernen, so meint sie in einem Gespräch mit ihrem Sohn (der akzentfrei Deutsch spricht): „Jeden Tag ein anderes deutsches Wort (lacht).“ (Frau I, 63) Sie möchte nach dem Mutterschutz über das Arbeitsamt einen Deutschkurs anfangen (vorher ist es vom Arbeitsamt aus nicht erlaubt), dann noch sechs Monate bei den Zwillingen bleiben und danach arbeiten gehen. An erster Stelle stehe jedoch die Sprache:

„Nicht wie Österreicher, mein Akzent ist nicht wie Österreicher, aber ich will meine Sprache im Hohniveau. Danach kann ich arbeiten. Ich habe schon mein Bakkalaureat. Aber zuerst brauche ich die Sprache und danach vielleicht ein Diplom, ein Praktikum in einer Bank, Firma, danach kann ich arbeiten.“ (Frau I, 32).

Frau I fühlt sich in Österreich nicht „fremd“, sie ist Muslimin und kann nach wie vor ihre Religion leben: sie geht in die Moschee und ihre Kinder lernen Arabisch: „Ich habe nicht empfunden, dass ich bin hier eine Fremde.“ (38)

Dennoch sieht sie die kulturellen Unterschiede zum Sudan und auch, dass man in Österreich seine Lebensweise ändern müsse: „Ja meines ist Anderes, aber ich kann nicht in Österreich leben wie in meinem Land. Ich kann nicht. Die Leute sind anders, die Kultur ist anders.“ (Frau I, 72)

Die Integration der Kinder ist Frau und Herr I sehr wichtig. Frau I meint, dass sie möchte, dass ihre Kinder „da reinkommen“, auch Herr I möchte viel Energie investieren um seinen Kindern eine gute Ausbildung zu ermöglichen:

„Ich werde kämpfen, dass meine Kinder gut erzogen werden, natürlich werde ich auch schauen, dass sie gut ausgebildet werden und alles. Und daher keine Frage, ich werde alles tun, dass sie alle Absolventen werden, sogar in der Gesellschaft aktiv werden und sogar in die ÖH werde ich sie schicken und alles, über die Politik sollten sie auch immer wieder informiert sein. Und alles unterscheiden können und wissen.“ (Herr I, 300)

Ihre Kinder erleben Herr und Frau I als Teil der österreichischen Gesellschaft, ein Zeichen dafür sehen sie darin, dass etwa ihr Sohn schon auf Deutsch träumt und sich als Wiener bezeichnet:

„Und wenn ein Kind seine Träume auf Deutsch träumt, was kannst du machen. Die gehören zu euch, ob wir wollen oder nicht. Und dagegen will ich auch nicht kämpfen, dagegen will ich auch nicht was haben.“ (Herr I, 300)

„Und mein Sohn sagt: Ich bin hier Wiener. Du bist Ausländer, ich bin nicht Ausländer. (Lachen) Du allein hier in dieser Runde bist Ausländerin.“ (Frau I, 18)

Herr I fragt (demonstrativ) seinen Sohn, was er denn werden möchte, er antwortet: „Bürgermeister von Wien“. Er meint, er und seine Frau würden „niemals im Traum“ auf so eine Idee kommen, sein Sohn sei aber „offen“, er habe „den Rassismus noch nicht gespürt.“ (299)

10.2. Ambivalent

Die Befragten mit ambivalenten Haltungen, deren Einstellungen ich hier skizzieren möchte, sind Frau D, Herr K und Herr A.

Frau D könnte man von ihren allgemeinen Einstellungen her durchaus zur ersten Kategorie zählen, doch die von ihr beschriebenen und als negativ empfundenen Erlebnisse mit jugendlichen MigrantInnen scheinen sie ebenfalls sehr zu beeinflussen.

Sie beschreibt ihre Haltung zu MigrantInnen bzw. Integration folgendermaßen: „[I]ch bin schon ziemlich tolerant, ich schimpf eigentlich nicht, es fällt mir auch schwer, weil ich so erzogen worden bin, dass ich jetzt sag: ‚Wah, Ausländer weg‘, oder so.“ (179) Auch auf die Frage, ob sie selbst Kontakt zu Menschen anderer Herkunft habe, meint sie: „Oja schon. Also das auf jeden Fall.“ (183)

Dennoch sei es für sie „schwierig“, wenn sie „jetzt täglich in der Millennium City“ ist (sie arbeitet dort) und sich „Handys anhören muss, die irgendwelche türkische Musik spielen“ (179). Es falle ihr da „zunehmend schwerer, da nicht irgendwie komisch zu reagieren“ (179). Auch in öffentlichen Verkehrsmitteln empfindet sie diese Entfremdungsgefühle:

„Oder wenn man da wirklich durchgeht und man hört kein einziges deutsches Wort. Im Bus z.B. von hier in die Arbeit, ich sitz im Bus und hör kein einziges deutsches Wort, für 20 min, dann find ich das schon schrecklich.“ (179)

Es störe sie nicht direkt, doch es sei schon „irgendwie eigenartig, weil man sich vorkommt wie in einem anderen Land. (lacht)“ (181).

Herr K hat ebenfalls zumindest keine restriktive Einstellung gegenüber MigrantInnen, er versucht jedoch – dies mag auch an seiner Sozialisation in der Politik liegen – an mehreren Stellen „beide Seiten“ darzustellen und hier möglichst diplomatisch zu sein. Hier gibt es auch einige negative Aspekte, die er mit „den“ oder zumindest manchen „MigrantInnen“ verbindet. Aus seiner Sicht „schaukeln“ sich „hier halt auch immer wieder Emotionen hoch“, wenn „ein Gutteil“ der ÖsterreicherInnen mit den MigrantInnen nicht reden will, „nicht nur, weil er die Sprache nicht versteht, sondern weil man von Haus aus sagt: ‚Ma, da ist schon wieder Einer! Mit Kopftuch, schon wieder Einer, der mich nicht versteht.‘“ (29)

Allerdings sei „die Kehrseite“ „umso schlimmer“, denn „ein Gutteil“ der „neuen Mitbewohner, die katzeln uns in dem Moment, wo du sagst: ‚Geh bitte, bei uns ist das so‘. Sagst das, bist ein Rassist. Also sie drehen sofort den Spieß in die Richtung um und das ist halt ein Konfliktpotential ganz einfach.“ (129)

Er sieht „Mentalitätsunterschiede“ zwischen alteingesessenen BewohnerInnen und manchen MigrantInnen: „Wir beginnen uns zur Ruhe zu begeben und auf einmal gehen bei unseren

Mitbewohnern die Türen auf und sie fahren mit den Kinderwagen in den Hof raus. Ja, schön, ich sitz, wenn ich in Griechenland bin, auch bis um 12,1 auf'd Nacht in Garten, da hab ich Urlaub.“ (113) Zumindest in Bezug auf bestimmte Verhaltensformen vertritt Herr K also die Auffassung, von MigrantInnen Anpassung verlangen zu können.

Aus politischer Perspektive sieht Herr K in Österreich eine „schlechte Asylpolitik (...) die für beide Teile schlecht ist, für den Asylwerber und auch fürs Land.“ (216)

Das Grundproblem bestehe darin, dass Österreich einerseits ein „Zuzugsland“ sei und „wir“ „es auch brauchen“ und andererseits eine „Gastarbeiterpolitik“ betrieben werde, bei der es darum geht möglichst schnell möglichst billige und niedrig Qualifizierte (etwa im Saisongeschäft) nach Österreich zu holen. Wichtiger wäre es, „Schlüsselkräften und qualifizierten Personen“ (216) den Zuzug zu ermöglichen, was nicht passiert. Wenn er etwa durch den Gemeindebau gehe, sehe er da – „egal welcher Nationalität“ – „keine Schlüsselkräfte dabei, hochqualifizierte“ (216).

Auf die Frage nach seiner Einschätzung der Rolle der Bezirkspolitik möchte Herr K nur Folgendes sagen: „Ah, die Politik kann und wird in Zukunft einiges verändern müssen, ansonsten werden politische Machtverhältnisse verschoben werden.“ (204)

Eine ganz andere Form von Ambivalenz weist **Herr A** auf, dessen Bewertung des Verhaltens anderer „Ausländer“ teilweise recht schlecht ausfällt bzw. der Meinung ist, dass im 2. Bezirk „zu viele Ausländer“ (166) wären. Das scheint ihn etwas in einen Zwiespalt zu bringen, denn: „wenn ich was mache, muss ich denken, selber bin ich ein Ausländer.“ (90) Dieser Aspekt der Distanzierung von anderen MigrantInnen – etwas, das prinzipiell nicht verwundern muss, wenn man MigrantInnen, auch die gleicher Herkunft, nicht als eine homogene, sondern als intern vielfältig differenzierte Gruppe begreift – taucht auch bei Herr I auf, dessen Einstellungen unter der ersten Kategorie schon geschildert wurden. Er scheint diese Ambivalenz jedoch etwas mehr zu reflektieren, außerdem waren die „toleranten“ Einstellungen so dominant und bewusst dargestellt, dass die „Einordnung“ in die erste Kategorie gerechtfertigt erscheint.

Herr A scheint immer wieder Erlebnisse zu haben – „in der Straße“, öffentlichen Verkehrsmitteln oder in der Nachbarschaft – wo er MigrantInnen als störend empfindet. Er berichtet von Lärmbelästigung durch schreiende Kinder, das Beschmieren von Wänden, etc. und bezieht diese ihn störenden Aktivitäten auf MigrantInnen.

Herr A schäme sich für solches Verhalten: Wenn „die Kinder machen solche Wirbel und sowas, ich schäme auch mich, wirklich. Ich denke ich bin auch ein Ausländer, aber leider,

wann die Leute machen so.“ (72) Dabei scheint er sich vor allem um die Reaktionen der „österreichischen Leute“ zu sorgen, denn er meint: „für mich ist egal, aber für die österreichische Leute“ (72).

Er habe im Gemeindebau weder mit österreichischen noch migrantischen BewohnerInnen Probleme im Zusammenleben und betont das gute Verhältnis zu ÖsterreicherInnen. Dennoch seien es für ihn eher die „Ausländer“, die „Probleme“ machen würden (142). Herr A empfindet (ähnlich wie Herr I) eine Konzentration von MigrantInnen in bestimmten Bezirken als problematisch: „Und es gibt viele Ausländer im 2. und 20., das ist schon ein bissl ein Problem. (...) Gemischt ist besser, schon besser. (...) Die alle kommen immer in 2. und 20. Ich weiß nicht, warum die alle immer da her kommen.“ (70, 120)

Wie im Kapitel über die Ortsbindung beschrieben, hat Herr A auch ambivalente bzw. „gespaltene“ raumbezogene Bindungen, einerseits zu Österreich, wo er sehr „sehr, sehr zufrieden“ (22) sei, aber auch (noch) zur Türkei, wo er sich vorstellen könnte wieder zurück zu ziehen. „Beide Länder, ist kein Problem.“ (32)

10.3. Indifferent (Rückzug)

Die Haltungen von Herrn C, Herrn G und Herrn L weisen, wie auch in anderen Kategorien sichtbar geworden, weisen einerseits eine gewisse Toleranz, aber gleichzeitig auch eine Indifferenz gegenüber dem multiethnischen Zusammenleben hin, die auch durch ihre allgemeinen sozialen Rückzugstendenzen begründet sein könnte. Exemplarisch sollen hier die Haltungen von Herrn G und Herrn L geschildert werden

Herr G, der eher zurück gezogen lebt, kann auch von keinen Konflikten mit MigrantInnen berichten, „ganz im Gegenteil“ (173). Kontakt habe er keinen mit BewohnerInnen anderer Herkunft, was auch daran liegt, dass er nicht einmal wisse, „wer einen Stock über mir wohnt“ (193).

Generell beobachtet er, dass es im Gemeindebau mittlerweile „mehr Ausländer“ gibt, wobei er differenziert – als übrigens der Einzige der Interviewten (!) – „Ausländer... in dem Sinn halt...können ja genau so gut da geboren sein.“ (175). Türken würden „schon etliche“ im Gemeindebau wohnen, z.B. bei ihnen auf der Stiege ein oder zwei Ehepaare. Die seien aber „ganz normal. Die siachst net, wennst es net waßt...“ (170)

Über das Zusammenleben mit migrantischen BewohnerInnen kann er nicht viel berichten und nimmt auch an diversen Gerüchten nur wenig Anteil (245).

Bezüglich Integration komme es seiner Meinung nach auf zwei Dinge an: einmal „auf die

Menschen selber“, „die kommen“, also auf die Frage, ob sie sich „integrieren wollen oder nicht“. Die Älteren, so beobachtet er, würden ja teilweise wieder „heim“ gehen „irgendwann“ (247). Vor allem das Erlernen der deutschen Sprache sei hier wichtig. Männer würden oft „ein bisschen“ Deutsch können und die Frauen „überhaupt nichts“ (248). Hier sieht er das Problem, dass Sprachkurse oft „relativ teuer“ seien und er nicht weiß, inwiefern diese „angenommen“ werden (249), da „die Leut“ ja „meistens“ nur wenig Geld haben: „Ein Schibl Kinder, nur der Mann geht arbeiten. Da ist es schwer.“ (253)

Zum Zweiten sei es aber auch notwendig, dass die Jüngerer, die meist keine Bindung mehr zum Herkunftsland ihrer Eltern haben, eine Chance bekommen:

„Und wenn die Jüngerer keine Chance haben, dass sie eine Arbeit kriegen oder was lernen können, dann ist es natürlich schlecht. Weil was sollen die in der Türkei oder wo. Die kennen dort niemanden, die können wahrscheinlich nicht mal gescheit Türkisch wahrscheinlich, zumindest nicht so wie dort.“ (247)

Doch dieses Problem der mangelnden Bildung und Möglichkeiten am Arbeitsmarkt betreffe „ja nicht nur die Türken. Das ist ja ganz egal.“ (247)

Herr L, der schon eine Odyssee an Umzügen hinter sich hat und nun seit ein paar Monaten im Gemeindebau wohnt, sei es „jetzt schon egal“, das Wichtigste sei die „Wohnung, gute Luft, sauber, mit Nachbarin nix Problem, das ist wichtig.“ (79)

Er hat Kontakt mit ÖsterreicherInnen über die Arbeit („Arbeitskollegen“), erzählt aber nicht viel zu multiethnischem Zusammenleben. Dennoch zeigen sich, wie oben schon geschildert, bei ihm Tendenzen zu einer Vorsicht bzw. einem Rückzug „Fremden“ gegenüber: „wenn fremde Leute ist, muss vorsichtig sein“ (115). Der „Mensch“ sei „gefährlichstes“ Wesen,

„[k]ann nix wissen die Leute. Gesicht gut lachen, aber innen Herz nix wissen. Bei manche Menschen ist Gesicht sehr kalt, aber innen es kann sein gut. Das ist...ich hab nicht so viele Kontakt. Da kann man nix wissen. Heute ist gut, morgen ist gefährlich.“ (113)

Zum Zusammenleben von Menschen verschiedener Herkunft meint er, dass es „schon funktioniert“ (163). Es sei abhängig von den Kontakten untereinander, denn wenn „Einer mit Österreichische kommt ins Sprechen, dann die Leute, die Kontakt gemacht mit (...) fremde Leute, dann kann schon verstehen dich gut“ (165). Wenn so ein Kontakt nicht stattfinde, würde das gegenseitige Verstehen schwerer fallen.

10.4. Bedroht (Entfremdung)

Die schon in mehreren Kategorien gemeinsam auftretenden Herr J und Frau/Herr E vertreten Haltungen zum multiethnischen Zusammenleben, die mit Bedrohungs- und Verdrängungsgefühlen bzw. massiven Entfremdungserfahrungen verbunden sind. Dabei werden MigrantInnen, vor allem solche mit muslimischen Hintergrund und in den letzten Jahren Zugezogene, trotz teilweise guter Kontakte, fast pauschal („99%“ (Herr E, 331)) negative Eigenschaften zugeschrieben. Zu beachten ist dabei die hohe Konfliktinvolviertheit der Befragten, die solche Wertungen wahrscheinlich verfestigt.

Auffallend ist, dass sie schon lang im Gemeindebau leben, eine starke emotionale Bindung an die Wohnumgebung (einerseits in Form von „ideological rootedness“, andererseits als ebenfalls sehr emotionale „alienation“ von der Gegenwart bei positiver Bindung an die Vergangenheit des Gemeindebaus) und eine hohe Problemwahrnehmung besitzen. Außerdem neigt diese Gruppe zu konfrontativen Konfliktlösungsstrategien.

Interethnische Kontakte

Bei **Familie E** ist eine Tatsache bemerkenswert: von allen nicht-migrantischen Interviewten scheinen sie diejenigen zu sein, die relativ viele und auch intensivere Kontakte zu MigrantInnen haben, was sicher auch an ihrem generellen nachbarschaftlichen Verhalten liegt (sie pflegen eher mehr Kontakte nach „außen“ als andere Befragte). Deshalb sprechen sie immer wieder von „99%“ der MigrantInnen, auf die eher negative Eigenschaften zutreffen.

Frau E kann von Positivem in der Nachbarschaft und im Stadtteil berichten. Auf dem Heimweg von den öffentlichen Verkehrsmitteln zum Gemeindebau sei es nach Frau E „in letzter Zeit [...] als Frau ab 9 am Abend ein Risiko“ (821). Die „Ausländer“ am Mexikoplatz scheinen hier aber ein bisschen Sicherheit zu geben. Diese hätten der Freundin ihres Sohnes einmal „voll geholfen“ als sie belästigt wurde. Sie meint: „Man kann den Ausländern viel nachsagen, ja, aber die, was da vorn sind, die sind eine eigene Liga (...) Er ist zwar verschrien der Mexikoplatz, aber wenn‘S eine Hilfe oder was brauchen, braucht man nur dort rein gehen...“ (823, 824)

Frau E frequentiert „auch gern“ die jugoslawischen Geschäfte im Stadtteil, sie kaufe „ihre Wollsachen“ und Gewand dort, „man plaudert auch mit denen. Aber das sind wieder ganz andere Leut gegenüber [denen, die] da wohnen“ (805)

Trotzdem gibt es auch MigrantInnen im Gemeindebau, zu denen ein relativ gutes Verhältnis besteht. So etwa zu einer serbischen Nachbarin, bei der sie „glücklich“ sei, „dass wir sie

haben“ (714). Obwohl sie, ich weiß nicht was sie ist, aus Serbien, Kroatien...“ (714). Mit ihrer „Kleinen“ haben sie „sehr viel Kontakt“, die sei „sehr viel da“ (716).

Ebenfalls guten Kontakt hatte Frau E mit einer türkischen Familie, die Mutter sei früher „eine modernere Moslem“, „eine bildhübsche Frau“, die immer einen langen Rock getragen habe, „aber das ist ja wurscht“ (735). Sie und vor allem ihre kleine Tochter seien oft bei Familie E gewesen. So auch zu Weihnachten, weil „die feiern das Weihnachten nicht so, die Moslems, wie wir“ (735). Ihre „modernere“ Einstellung scheint sich, eventuell wegen des Einflusses ihres Mannes (der auch die vielen Besuche bei Familie E nicht gut zu heißen schien) und dessen Mutter nach und nach verändert zu haben. Sie gehe nun „total verschleiert“ (739) und ihr Mann habe ihr „verboten, dass sie mit uns reden tut“ (743)

Trotzdem ist das Verhältnis anscheinend wieder ein bisschen besser geworden. So habe sie Frau E bei einem Unfall ihres Mannes geholfen und auch das Verhältnis zu den Kindern (die sogar wissen, wo sich das „Naschkastl“ der Frau E befindet), scheint sehr gut zu sein. Frau E meint, sie „wär froh, wenn alle so wären“ (743), sie seien, obwohl sie „auch Ausländer“ seien, „super“. Besuche „nicht vermeiden“ und dieser würde „eh meistens vor 10 wieder gehen“ (745).

Außerdem können Herr und Frau E von mehreren MigrantInnen berichten, die ihre Ansichten bezüglich des Lärms am Spielhof teilen. So habe eine „jungen Türkin“ gemeint, dass sie es verstehe, dass Herr und Frau E am Abend Ruhe haben möchten, sie denke sich öfter: „was die Leute hier alles mitmachen.“ (347) Dennoch seien „99% von den Türken ohne Verständnis für das“ (351)

Auch **Herr J** kann von so einer Einigkeit mit MigrantInnen erzählen, mit denen er „komplett auf einer Linie“ sei und die wie er „ganz einfach dieser Art Menschen nicht Herr“ werden würden (20,22). Diese seien „komischerweise sogar Türken, ja, also keine Frage, gibt's auch solche“ (405) Diese seien, so wirft Frau J ein, aber Leute, die vor 10, 15 Jahren gekommen seien, und „nicht der Wulst, der jetzt seit drei Jahren kommt“ (417)

Außerdem kann er von einem zumindest als problemlos empfunden Zusammenleben mit Ex-JugoslawInnen an einem früheren Wohnort im 20. Bezirk berichten (Herr J meint, er sei daher das „Integrationsleben“ (36) sogar gewöhnt).

Kommunikationsohnmacht bei Konflikten

Der überwiegende Teil der Erzählungen von **Herr und Frau E**, die multiethnisches Zusammenleben betreffen, sind jedoch negativ. Einige der unter „Konfliktinvolviertheit“

geschilderten Konflikte fanden mit MigrantInnen statt, an dieser Stelle möchte ich nur bestimmte, MigrantInnen unterstellte Verhaltensweisen in Konflikten darstellen.

In Konflikten mit Kindern würden sie „prinzipiell [mit] Hure, Kusch und so“ (145) beschimpft werden, so Herr E. Die MigrantInnen, die „heute“ kommen würden nur sagen „Scheiß Österreicher und Scheiß Österreich und eine Frau beschimpfen als Hure, weil sie kein Kopftüchl tragt“ (53). Diese Art von MigrantIn „mag“ Herr E nicht. „Und die haben wir aber da. Und die wollen wir nicht“ (53). Wenn man sich beschwere, „ist man gleich ein Rassist“ (5, 893), auch wenn man sein Anliegen „vorsichtig“ formuliere, so Frau E (893). Von der Bezeichnung „Rassist“ distanziert sich Herr E, denn „wir fahren auch ins Ausland in den Urlaub.“ (47) Das „Zusammenleben“, so Herr E, „kann nicht funktionieren“ (47).

In den Schilderungen von **Herrn J** kommt ein starkes Ohnmachtsgefühl – etwa bei der Austragung von Konflikten oder der Kommunikation – bei gleichzeitiger Bedrohung durch „den Anderen“ zum Ausdruck. Für Herrn J scheint es eine prinzipielle Unmöglichkeit zu sein, mit dieser „Art“ (20) von Menschen zu kommunizieren oder Konflikte zu regeln.

Dies kommt auch in diesem Zitat zum Ausdruck: „[D]enen können sie eine Bombe explodieren lassen unter [den] Füße[n], da schaut er höchstens vielleicht einmal so runter und wann er es überhaupt spürt. Dem ist das wurscht, der ist phlegmatisch bis zum geht nicht mehr“ (421)

Konflikte mit ÖsterreicherInnen könne man zumindest „austragen“ (250). Früher konnte man auch, etwa bei „pubertären Kinder[n]“, die „sich aufführen“, mit den Eltern reden und auch wenn man „zu streiten angefangen [hat] oder auch nicht, mit denen war man dann letztendlich bis zum Tode verfeindet oder auch nicht, aber man hat sich irgendwie artikulieren können. Das geht mit denen nicht!“ (14).

Dies liege nicht nur an der Sprache, sondern das sei „[p]rinzipiell“. (16) Die „Bedrohung ihrerseits an uns“ sei „so massiv (...), dass sie lebensbedrohend wird“ (16). Dieses Bedrohungsgefühl drückt auch Frau J aus, indem sie die Befürchtung äußert, dass man „in vier Jahren (...) da nicht einmal mehr durchgehen [kann] ohne dass sie dich vielleicht du unten abwatschen, soweit wird es kommen.“ (144)

Zuschreibungen

Für Herrn E seien es „ganz eigene Leute“ die hier her kommen, die im Heimatland auch nicht erwünscht seien, so hätten ihm Bekannte aus der Türkei gesagt: „‘Die sind die Leute, die wir daheim nicht haben wollen.‘ Das sind die, die da sind. Weil auch die Türken (...) sind nicht

so sozial eingestellt, dass sie ihnen das Geld in Hintern (...) rein blasen, so wie bei uns.“ (102) Herr Js Einstellungen basieren stärker als Frau und Herr Es Ansichten auf einer, generellen, fast politischen, Überzeugung, dass diese „Art Menschen“ (20) mit dem österreichischen Lebensstil (den er als etwas Homogenes definiert) nicht kompatibel seien. Bei seinen Schilderungen muss in Betracht gezogen werden, dass er persönlich schon seit Längerem, wie er selbst sagt, „massiv“ (20) in Konflikte mit BewohnerInnen bzw. HofnützerInnen involviert war und ist. Herr J erkennt an sich selbst, dass er MigrantInnen gegenüber immer mehr voreingenommen wird:

„[S]elbst wenn der beste Ausländer zuzieht, kriegen Sie innerlich irgendwo eine Aggression gegenüber diesen Menschen, ja, der hat Ihnen nicht einmal noch die Hand geschüttelt, Sie wissen nicht einmal mehr ob er gut oder schlecht ist, der kann vielleicht der liebste Kerl sein, oder sonst irgendwas. Aber sie haben schon eine Aversion, eine Abneigung, eine Angst, alle Zustände, was da sich jetzt kumuliert. (401)

„[D]iese Menschen“ seien vor allem aus „der Türkei, aus Ägypten und aus Afrika. Und dieser Zuzug passt mental nicht zu uns“ (14). Es sei ganz allgemein „die Kultur von den Menschen“, die Herr J stört, mit der man sich vielleicht auf „Urlaub“ „anfreunden“ könne, nicht jedoch in Österreich. (12)

„Unsere neuen Österreicher“ (88), wie Herr und Frau E, aber auch andere Interviewte, relativ neu zugezogene MigrantInnen aus dem arabisch-türkischen Raum öfter nennen, weisen aus der Sicht von Herr /Frau E und Herrn J mehrere negative Eigenschaften auf.

- So würden sie sich etwa abschotten: „sie pflegen keinen Kontakt“ (Herr E, 735), „die wollen alle unter sich bleiben.“ (718) Diese „Abschottung“ voneinander, betrifft jedoch auch andere, nicht migrantische, NachbarInnen (vgl. dazu Näheres im Kapitel über Nachbarschaft). Auch zu einem vom Hausbesorger organisierten Fest seien nur 30 Leute gekommen, die „eigentlich eh schon die ganzen Jahre da wohnen. Weil die ganzen neuen Österreicher, die legen gar keinen Wert darauf.“ (602) (vgl. dazu die „Gegenperspektive“ von Herrn I unten)
- Ein großer Vorwurf von Herrn und Frau E und Herrn J ist der, dass MigrantInnen nur wegen des *Geldes und der Sozialleistungen* nach Österreich kommen würden und *nichts arbeiten* wollen. Für Frau E ist es „eh klar, die kommen nur wegen dem Geld her“ (106). Genau so sieht das Herr J: „Es ist ungefähr so, das ist wieder ein blödes Sinnbild, [als würde] in Afrika hinter jedem Baum eine Tafel hängen: ,Fahrt's nach Österreich, die Trotteln erhalten euch eh“. (410) Auch das Gesundheitssystem in Österreich sei für viele MigrantInnen

anziehen. So meint Herr E1, dass sich Viele illegal (indem eine falsche E-Card benutzt werde) „gesund pflegen“ (109) lassen in Österreich.

Ein ebenfalls in diese Zuschreibung fallender Vorwurf ist, dass MigrantInnen Kinder nur deswegen bekommen würden, weil sie „eine Sozialhilfe (...) oder eine Kinderbeihilfe oder eine Geburtenhilfe“ (Herr E, 49) dafür bekommen. Im Kontrast dazu habe man damals, unter ÖsterreicherInnen, hingegen ein Kind bekommen, weil „Sie es gern gehabt haben, weil Sie ein Kind haben wollen“ (49). Herr E meint, es beobachte da „sehr viele Fälle“, wo sie „ein Kind nach dem anderen“ bekommen würden. Frau F präzisiert: „Sie ziehen da ein mit einem Kind, meistens haben Sie's schon im Bauch, das zweite und spätestens nach einem Jahr kommt das dritte.“ (342)

Deshalb würden MigrantInnen auch „nix arbeiten“ (Herr E, 80). Auch Herr J meint: „[D]ie spüren schon heraus, von denen geht keiner arbeiten, von denen tut keiner mit.“ (411)

Dies wirke sich dann auch auf den Tagesablauf aus. Den Aspekt der Nutzungszeit der Höfe bzw. anderer (halb)öffentlichen Räume durch MigrantInnen habe ich weiter oben unter Problemwahrnehmung schon beschrieben. Dieser Punkt wurde von mehreren Interviewten erwähnt (Herr K, Frau H, Herr und Frau B, Herr J), jedoch nicht von allen negativ bewertet.

- Diese MigrantInnen unterstellte Einstellung zu Kindern schlage sich dann auch auf die *Kindererziehung* nieder. Wie schon im Kapitel über Problemwahrnehmung beschrieben, sehen Herr und Frau E die heutige Kindererziehung als ein prinzipielles gesellschaftliches Problem, das sich auch auf die Konflikte im Gemeindebau (mit) auswirke.

Vor allem türkische MigrantInnen bzw. generell Menschen in der Türkei würden sich um ihre Kinder nicht kümmern: „Wir haben das auch gesehen, in der Türkei, da kümmert sich keiner um die Kinder. Sie regen sich zwar fürchterlich auf, sie kümmern sich aber nicht um die Kinder, obwohl sie so kinderliebend sind.“ (Herr E, 123)

Im Gemeindebau äußert sich das so, dass viele Kinder, die nicht im Gemeindebau wohnen, „den ganzen Tag, von in der Früh bis am Abend“ in den Höfen wären, ohne von ihren Eltern beaufsichtigt zu werden. Auch sehr junge Kinder seien da – „[g]rad dass sie rennen können“ – mit ihren nicht viel älteren Geschwistern, die dann auch nicht in die Schule gehen. (Frau E, 123-125) TürkInnen könnten ihren Kindern auch keine „Wertigkeit vermitteln“, denn sie „kommen ja nur wegen dem Geld, nur weil's da eine Ausschüttung gibt“ (Herr E, 661) Sie seien außerdem „der Meinung, die Kinder dürfen alles. Nein, die Kinder dürfen nicht alles.“ (Herr E, 539).

- Auch in Bezug auf *weibliche Rollenbilder* und *Religion* wird – etwa im Berufsleben – Assimilation verlangt. Die Normen bezüglich der Geschlechterrollen würden nach Herrn J auch dazu führen, dass „die (...) nicht einmal für den Arbeitsgebrauch da“ seien. So habe seine Frau, ehemalig beschäftigt in einem Facility Management - Betrieb, die Erfahrung gemacht, dass der „türkische Mann sagt: ‚Meine Frau darf das nicht machen‘. Oder die muss um acht daheim sein, die darf dort nicht einmal hin, die muss dort mit einem zweiten Mann zusammenarbeiten, das darf sie nicht.“ (30)

Frau E erzählt von ihrer (schon oben erwähnten) türkischen Nachbarin, die, wahrscheinlich wegen ihres Kopftuches, das sie anfing zu tragen, ihre Stelle in einer Bank verloren habe: „Na klar, der Chef hat sie mit dem Kopftuch nicht zurück genommen. Hat er sie gekündigt.“ (737) Frau E sieht darin kein Problem: „Na ja, das ist ja verständlich. Wenn ich auf eine Bank gehen tu...Net?“ (737)

„Österreichische Mentalität“

Herr J ist der einzige Interviewte der „das Österreichische“ bewusst konstruiert und sich stark damit identifiziert. Er ist der Überzeugung, dass beschriebene Unvereinbarkeiten „unsere Kultur und unser Leben und unsere Sache *massiv* stören“ (32) werden. Hier wird ersichtlich, dass er von einer Homogenität der „österreichischen Kultur“ bzw. „Sache“ ausgeht. Herr und Frau E haben zwar ähnliche Tendenzen, beziehen ihr Bild des „Österreicher“ bzw. seiner Werte vorrangig auf eigene Erfahrungen in der (oder Projektionen der) Vergangenheit, während Herr J von der individuellen Ebene abstrahiert.

Die österreichische Mentalität sieht Herr J als Produkt einer langen Geschichte:

„Und diese Einstellung ist eigentlich passiert aufgrund der ganzen Vorgeschichten (...) ja, oder was uns widerfahren ist im 2. Weltkrieg, 1. Weltkrieg, auch die Kaiserzeit, das ist z.B. ohne dieser Vergangenheit, ohne diese Wurzel, ohne Metternich, ohne den ganzen, wäre Österreich nicht das, was Österreich heute ist. Also das reicht zurück bis zu die Urzeiten.“ (6, 92)

Dazu gehört auch die Tatsache, dass „Unsere nach dem Krieg“ nicht „davon gerannt“ seien und „Österreich im Stich gelassen“ haben – etwas, das die MigrantInnen von heute schon tun würden (10). Dennoch merkt er zum Krieg an, dass „unsere Vorfahren auch keine Heiligen“ waren und „unser Mitteleuropa auch einmal sehr barbarisch“ (10) gewesen sei. Herr J sieht die „österreichische“ Einstellung einer größeren, mitteleuropäischen zugehörig.

Die Werte dieser Mentalität scheinen für Herrn J eng mit der „Familie“ verbunden zu sein

(wie oben schon geschildert, legt er selbst großen Wert auf eine Verpflichtung gegenüber der Familie und ein geordnetes Familienleben). Das Ziel sei bei der Weitergabe dieser Werte, „dass dann intakte Familienmenschen wieder aus der Familie herauskommen“ (6).

Eine weitere, von ihm eher negativ bewertete „österreichische“ Eigenschaft sei, „dass wir helfen, bis wir eine am Schädel kriegen“ (92).

Einstellung zu „sozial älteren“ MigrantInnen

Bei diesen Befragten auffallend ist die vergleichsweise positive Hervorhebung von „sozial älteren“ MigrantInnen, die mehrheitlich aus Ex-Jugoslawien kommen. Da habe nach Herrn E die Integration gut funktioniert, da sie sich, obwohl es „eine Weile gedauert“ habe, „großteils alle angepasst“ haben. Außerdem hätten sie „wenigstens Deutsch geredet.“ (101)

Diese MigrantInnen haben sich nach Herrn E zwar

„...auch abgesondert, kein Problem, aber es sind sehr viele, die sich integriert haben (...) wo Sie gar nicht mehr wissen, dass das Jugoslawen sind. Ist ok. Ist ein Einwanderungswilliger, der kommt da her, sagt er will Österreicher werden und passt sich an. Hut ab, ist in Ordnung, passt.“ (53)

Zum Teil seien sie zwar auch „wegen dem Geld“ nach Österreich gekommen, hätten dies aber „nicht so krass“ (106) gemacht und seien auch „näher zu den österreichischen Gepflogenheiten“. (123) Ex-JugoslawInnen seien insgesamt „williger“ gewesen und „nicht so präpotent wie die Türken.“ (102).

Auch Herr J macht diese Unterscheidung zwischen MigrantInnen. Der „erste Schub der Menschen, die in den 60er und 70er Jahren gekommen sind“ – etwa aus Ex-Jugoslawien und Tschechien – hätten „einen ganz anderen Zugang zu uns, zu unserer Mentalität, zu unserem Zusammenleben, zu unserer Integration, als das, was jetzt kommt“ (10). Diese MigrantInnen, die auch ihrer Meinung seien, „arbeiten alle“ und kommen wie Herr J selbst

„...genauso auf die Nacht todmüde heim. Der haut sich hin, zwitschert sich vielleicht ein Bier rein, oder schaut seinen Fernseher an, oder trinkt seinen Tee. Quaselt mit der Familie, legt sich nieder, steht am nächsten Tag auf, geht in die Arbeit, hat vielleicht am Wochenende frei, geht mit seinen Enkelkindern spazieren oder hat Besuch von seinen Kindern oder was.“ (417)

Auch wenn so ein Migrant, etwa wenn er Besuch habe,

„...vielleicht in seine Kulturkreise dann zurückfällt, ist jetzt ein bisschen negativ gesagt, das ist vielleicht das

falsch Wort, aber wenn er dann so ist, wie es ihm angestammt ist, damit er sich mit seinen Landsleuten unterhalten kann oder auf gleichem Level ist, dann ist das trotzdem kein Vergleich gegenüber dem Rest, der sonst da ist. Also da haben wir große Probleme.“ (419)

Entfremdungs- und Verdrängungsgefühle und Forderungen

Entfremdungsgefühle haben nicht unmittelbar etwas mit unterstellten oder realen einer Gruppe zugeschriebenen schlechten Eigenschaften zu tun, sie beziehen sich eher auf die subjektive Reaktions- und Interpretationsweise von Fremdheit. Sie tauchten auch in anderen Interviews auf, auch bei solchen, die eine prinzipiell sehr tolerante Einstellung zu Integration vertraten. Hier geht es also primär um die Verarbeitung von kulturell „fremden“ Verhaltensformen.

- Besonders starke Entfremdungserfahrungen erzeugt die als dominant empfundene Verwendung von fremden *Sprachen*, insbesondere in öffentlichen Räumen.

Im Sommer in den Höfen würde man, so Herr E, „kein deutsches Wort“ (638) hören. An die Benützung von Sprache knüpft sich bei Herr und Frau E – als Reaktion auf die Bedrohung – die normative Forderung der Benützung der deutschen Sprache im Alltag und auch auf Ämtern usw.: „In Österreich ist die deutsche Sprache Hauptsprache“ (47) oder, wie Herr E1 formuliert „Heimatsprache.“ (99)

Der Aspekt der Forderung wird auch in den Formulierungen von Frau und Herrn E deutlich, die negieren, dass es in Österreich Menschen gibt, die (noch) kein Deutsch sprechen können. So meint Frau E: „Na wir sind alle Österreicher. Und da reden wir alle Deutsch“ (597). Sie verknüpfen das „Österreicher“-Sein stark mit dem Beherrschenden der Sprache als eine Norm, der sich jemand, der hier wohnen möchte, zu fügen hat. Dies wird auch im folgenden Zitat von Herrn E sehr deutlich: „Und wenn ich fünf Jahre da leb und ich kann kein Wort Deutsch, kann der nie bei mir eine Staatsbürgerschaft kriegen.“ (99)

Die Betonung der prinzipiellen Wichtigkeit des Erlernens der deutschen Sprache findet sich auch in anderen Interviews, etwa dem der eher „toleranten“ Herr und Frau B.

Besonders ärgert Herr E1, dass auf „allen Ämtern (...) alles auf Tirkisch, Jugoslawisch, Kroatisch und was weiß ich wie vielen Sprachen“ aufliege, ein „deutsches Formular“ hingegen würde man dort „gar nimmer“ finden. Hier drückt sich ein gewisses Bedrohungsbzw. Verdrängungsgefühl aus, ein Konkurrenzkampf gegen „die MigrantInnen“, die sogar schon von offizieller Seite bevorzugt werden.

- Ganz besonders stößt sich **Herr J** – ähnlich wie Herr E, der Türken als „präpotent“ (102) bezeichnet – am *Auftreten* dieser MigrantInnen, von dem er sich auch bedroht fühlt. So tragen diese aus seiner Sicht ein „Gerechtigkeits- oder Berechtigungsgefühl, oder das Auftreten (...): „Wir haben eigentlich dieses Recht, wir sind da, ihr habt's da gar nix zum Reden, was stellt ihr euch vor.“ (223) in sich, das durch Institutionen wie die Bassena noch verstärkt würde.

In diesem Zitat werden wieder die von Herrn J empfundene Machtlosigkeit, der er offenbar vor allem in direkten Konflikten öfters ausgesetzt ist, bzw. der Verlust einer privilegierten Position Derjenigen, die die Regeln definieren dürfen, spürbar.

Er sieht dieses „herrschaftliche“ oder „egozentrische“ Auftreten vor allem durch die Erziehung in einem bestimmten Geschlechterverhältnis begründet: „[D]a wird jeder Bub wie ein Macho oder wie ein Prinz, wie ein Stammesfürst (...) erzogen, er ist ganz einfach der, der was zu sagen hat, und die Frauen sind einmal nix.“ (12)

Auch die „Zusammenlebensart“, etwa dass Einige „mit fünf Frauen“ verheiratet seien, mache es „unmöglich“ miteinander zu leben. Das „Staatsbürgerschaftspapierl“ sage darüber nur wenig aus. (28)

- Entfremdungsgefühle entstehen auch bei der Beobachtung von ungewohnten *Raumnutzungen*, wie „dem Grillen“, was eine türkische Familie am Balkon schon einmal probiert habe. **Herr E** sieht sich darin bestätigt, das seien „neue Österreicher. Die normalen Österreicher trauen sich das nicht, net?“ (892)

Das Spielen von „Dudelmusik“ (Frau E, 205) wird, wie schon beschrieben, ebenfalls als Belästigung empfunden. So meint Herr E1 dazu: „Da hören'S von dem eine andere Kanakenmusik, dann der da oben, der hat eine andere, und so geht das. Jetzt überschlagt sich das und man sitzt da und denkt sich: ,Na, man ist frank ein Trottel, als Österreicher‘.“ (206)

Auch **Herr J** äußert großes Unbehagen (es wurde im Kapitel über Problemwahrnehmung schon erwähnt) bezüglich des Tagesablaufes („der Mann macht am Nachmittag sein Mittagsschlafchen“ damit er dann am Abend „seinem Leben frönen kann“ (421)), der dann auch die Raumnutzungszeiten und –arten beeinflusst (dann sehe „man sie stehen irgendwo auf der Ecken..“ (421)), und bezüglich der als dominant empfundenen fremden Sprache und Lautstärke (sie „ratschen (...) ihr Blblblblblblbl... owe, quaseln umeinander wo man nix versteht und es ein mords Wirbel ist, wo sie immer lauter werden“ (421)).

- Die Empfindung von Verdrängung und des Verlusts der alten Rangordnung bzw. der alten Regeln (und der eigenen Definitionsmacht darüber) zeigt sich auch in der als bedrohlich empfundenen zunehmenden *Quantität* an MigrantInnen im Umfeld.

Das „Einsiedeln“ der „Ausländer“ habe nach **Herrn E** verstärkt ab dem Jahr 2000 begonnen, die „vereinzelten Fälle“ davor habe man „nicht gespürt“ (781). Frau E meint, im Gemeindebau wären inzwischen „46%“ (784) MigrantInnen.

Das sei, so Herr E, ein „bissl zu viel des Guten“. Denn „[a]m liebsten wär's ihnen, wenn sich wir alle integrieren.“ (785) Frau E bringt den Konkurrenzkampf um Rangordnungen auf den Punkt: „Na so weit kommt's noch, so lang ich da leb, integrier ich mich bestimmt net.“ (787) Diese Beobachtung macht auch **Herr J**. Frau J empfindet dies als einen Druck auf sie selbst, als das Gefühl, von den hinzuziehenden MigrantInnen „vertrieben“ zu werden: „Ich seh das überhaupt nicht ein, dass wir... Wir werden jetzt da vertrieben. Weil was da schon Österreicher ausgezogen sind.“ (158) Nach Herrn J seien nun ca. „2/3 Ausländer und ein Drittel geborene Österreicher“ im Gemeindebau „und die gibt's auch nicht mehr lang“ (161). Herr und Frau J „zittern“ schon davor, wer in die neben ihnen frei gewordene Wohnung einziehen werde: „Wir beten zu Gott, dass es ein Österreicher wird“ (Herr J, 401)

„Anpassung“ an die Regeln fordern **Herr und Frau E** prinzipiell von den „neuen Österreichern“ – erfüllen sie diese nicht, so haben sie Österreich zu verlassen. So sagte Herr E einmal zu einem Vater, der sich bei ihnen beschwerte:

„Ich sag dir einmal was, das ist ein Gemeindebau, wir wohnen alle miteinander da, das ist eine Gemeinschaft. Da gibt's keine Extrasachen. Wennst dich nicht anpassen kannst und nicht wohnen kannst, musst dich zampacken und musst dort hingehen, von wo du herkommst.“ (337)

Besonders wichtig erscheint mir hier auch das eigene „*soziale Alter*“, also die Länge der Wohndauer und somit auch das sich selbst zugeschriebene Recht, die Regeln zu definieren, die Herr E ebenfalls „ins Feld führt“. Herr E verbindet dieses in diesem Zitat mit den Vorrechten, die er aufgrund seines biologischen Alters (da er oft in Auseinandersetzungen mit Kindern verwickelt ist) und seiner Selbstdefinition als jemand, der gearbeitet hat und das Sozialsystem nicht „ausnutze“, besitze.

„Aber ich mein, so geht das doch nicht. Ich bin 57, ich muss mir das ja nicht anschauen lassen, von einem 7jährigen Kind, um Gottes willen. Jetzt wohn ich 30 Jahre in der Anlage, die wohnen sieben Jahre da, haben noch nix zahlt, Einer geht arbeiten und die ganze Familie bezieht da ein Geld.“ (364)

Ebenso betont **Herr J** die Bedingung sich „der“ Kultur in Österreich zu fügen:

„[G]egen das ist ja nichts einzuwenden, *wenn* sie bereit sind Unseres da zu akzeptieren, aber auch Unseres zu machen, nicht vorherrschhaftlich Ihres herauszustreichen, sondern wir sind eigentlich diejenigen, die unsere Kultur hier haben, unsere angestammte.“ (12)

Hier wird wieder die Befürchtung von Herrn J sichtbar, von einer „fremden Kultur“ dominiert zu werden bzw. der Anspruch, die Regeln des Zusammenlebens – wie diese genau aussehen und wer sie definiert, erwähnt er nicht, er geht hier anscheinend von einem Konsens aus – zu bestimmen.

Integrationspolitik

Bezüglich der Integrationspolitik sieht **Herr E** große Mängel und in ihr die Schuld an der Situation im Gemeindebau. Er verstehe nicht, „warum ich immer jemanden holen tu, wo ich von Haus aus weiß, da kann ich nur zahlen“ (951). Es würde Menschen der Zuzug gestattet, für die man „keine Beschäftigung habe. Und wo keine Aussicht ist, dass sich diese Leute integrieren. Und die müssen wir zahlen. Das seh ich nicht ein. Nein, das seh ich ganz einfach nicht ein. Wirklich nicht. Das seh ich nicht ein.“ (53) Frau E formuliert ihren Standpunkt zu dem Thema in einem kurzen Satz: „Die Integration funktioniert nicht.“ (108)

Österreich und Deutschland seien „die zwei dümmsten Länder“, da sie im Gegensatz zu anderen Ländern wie die Schweiz oder Amerika keine restriktiven Einwanderungsbestimmungen haben bzw. den Leuten „mit der Schaufel das Geld“ (951) geben. In anderen Ländern müsse man „was leisten“, in Finnland etwa müsse man zehn Jahre lang „alles selbst bezahlen“ bevor man einen Anspruch auf Sozialleistungen habe.

Besonders ärgert Herr und Frau E, dass Migrantinnen schon nach fünf Jahren Anspruch auf eine Staatsbürgerschaft und somit auf eine Gemeindewohnung hätten.

Für Frau E seien die MigrantInnen im Gemeindebau „nun amol do, man muss sie akzeptieren“, doch man muss von ihnen – es sei hier egal welcher Nationalität diese angehören – die Einhaltung der Regeln verlangen können, etwa indem ihnen gleich beim Einzug gesagt werde, wie sie sich verhalten dürfen: „Nur es müsst so sein, dass sie sagen: ‚Ja, ihr könnt’s die Wohnung haben, aber ihr müsst euch an das halten. Und das ist verboten und das gilt für alle.‘ Und genau das machen’s nicht. Sie haben Narrenfreiheit, sie können machen was sie wollen.“ (855) Aus der Sicht von Frau E habe Wiener Wohnen aber „Angst“ vor den MigrantInnen, Herr E sieht es eher als eine Verordnung „von der Regierung obi“ (896).

Sie kennt ein Beispiel aus einem Gemeindebau im 16. Bezirk, wo der Mieterbeirat diese Aufgabe übernehme. Bei Einzug sage den neuen MieterInnen „der Mieterbeirat auch gleich:

Das und das und das gehört. Und das funktioniert da draußen super.“ (855)

Herr J sieht von Seiten der Politik großen Handlungsbedarf. Die Konflikte würden „immer mehr werden“, sollte sich niemand „dazu bereit erklären (...) da wirklich sich herzustellen und irgendwas zu unternehmen“ (399). Es sei ein „Riesenproblem“, dass „unsere Regierung (...) unsere Mentalitäten vermischt“ (8). Er meldet prinzipielle Zweifel an, ob man „diese Kulturen mischen kann, ob man diese Menschenklassen mischen kann.“ (399) Er findet es prinzipiell „falsch, dass die Menschen von ihren angestammten Plätzen davon rennen, auch wenn sie verfolgt werden oder sonst irgendwas, das haben wir auch gehabt.“ (10)

Aus Herrn Js Sicht müssten MigrantInnen einmal ein „gewisses Level, ein gewisses Niveau“ erreicht haben, bevor sie „den Zutritt zu uns bekommen“. (10) Wie oben unter seiner „Konfliktinvolviertheit“ angeführt, sollten MigrantInnen, mit denen es Probleme gebe, wieder in ihre Herkunftsländer zurück geschickt werden: „Packt’s euch zusammen, nehmt’s eure Kinder, fahrt’s heim, tut’s da unten Erdäpfeln umschaufeln und die Sache hat sich“ (26) Außerdem findet es Herr J empörend, dass jemand, „in dem Moment in dem er den Aufenthaltstitel [im EWR-Raum] erhält, (...) er auch Anrecht auf eine Gemeindebauwohnung“ (137) habe. „Na das stimmt dann irgendwo rundherum nicht“ (139). Herr J ist „im Inneren meines Herzens eigentlich ein Roter“, es könne jedoch schon sein, dass ihm „schwarze Aktionen, oder blaue Aktionen auch sehr gut gefallen.“ (92) Eine „sozialdemokratische“ Ausrichtung ist in manchen seiner Aussagen auch zu spüren, mehr dazu in der Interpretation. Dennoch sei nach Herrn J von den Positionen der FPÖ „in der letzten Zeit sehr Vieles wahr geworden“, auch wenn er „niemals“ ihrer „Doktrin nachrennen“ wolle. Mit einem Schulfreund – ein „Dunkelblauer“ – habe er deswegen öfters eine „verbale Auseinandersetzung.“ (92)

11. „Gesellungsstile“ im Gemeindebau: Die Bedeutung von Nachbarschaft

Zuletzt möchte ich überblicksartig – da dieses Thema schon immer wieder „versteckt“ vorgekommen ist – zwischen den verschiedenen Einstellungen der Befragten zur Nachbarschaft differenzieren. Diese Einstellungen stehen in einem starken Zusammenhang zur Intensität der Ortsbindung. Dies liegt daran, dass besonders starke Ortsbindungen aufgrund der sozialen Beziehungen, die an diesem Ort stattfinden, entstehen, wie auch die Studien von Gebhardt et al. (1995, S. 28) und Cuba/Hummon (1993) bestätigen können. Hier können grob drei verschiedene Kategorien unterschieden werden: der Wunsch nach bzw.

zumindest ein Bedauern über das Fehlen von intensiverer Nachbarschaft, „höfliche Distanziertheit“ und eine eher indifferenten Haltung.

Bedeutung von Nachbarschaft

Bedauern/Wunsch	E, J, K, I (tw.)
Distanziertheit	B, A, F, L
Indifferenz	D, G, H, C

Die Kategorie *Bedauern/Wunsch* umfasst Haltungen, die meist Vergleiche zu einer besseren Vergangenheit ziehen; nicht immer geht es um den Wunsch nach Kontakt, sondern oft auch um den Wunsch, dass sich MieterInnen für ihre (soziale) Umgebung mehr verantwortlich fühlen sollten. Auffallend ist, dass alle drei der in dieser Kategorie Beschriebenen im Vergleich mehrere und auch intensivere Kontakte zu anderen Menschen im Gemeindebau pflegen.

Die „*distanzierten*“ Haltungen äußerten keinen ausgeprägten Wunsch nach intensiveren Kontakten, legen jedoch Wert auf höfliches nachbarschaftliches Verhalten. Hin und wieder werden Bemerkungen des „*Bedauerns*“ darüber gemacht, dass es eigentlich keine Kommunikation zwischen NachbarInnen gebe, die jedoch keine emotionale Betroffenheit mit sich zu bringen scheint, wie teilweise bei Befragten der ersten Kategorie, die die intensiveren Kontakte vermissen. Befragte dieser Kategorie haben vereinzelte Kontakte zu NachbarInnen, jedoch nicht so viele und intensive wie die Befragten in der ersten Kategorie.

Die „*Indifferenzen*“ leben entweder zurück gezogen oder haben ihre sozialen Kontakte außerhalb des Gemeindebaus. Sie haben keine oder nur zu einem Nachbarn Kontakte. Sie äußern kein Bedauern über nur oberflächliche Kontakte, ähneln sonst aber weitestgehend den in der zweiten Kategorie Beschriebenen. So erwähnen einige von ihnen auch die Wertschätzung von Höflichkeit im Umgang.

Ich möchte nun einige exemplarische Beispiele für diese drei Kategorien anführen.

11.1. Bedauern/Wunsch

Ich möchte hier die Einstellungen der Befragten Herr/Frau E, Herr K und Herr/Frau I skizzieren.

Besonders auffällig war das Bedauern des Verlusts eines „Zusammenhalts“ (Frau E, 718) bei **Herrn und Frau E**. Der Vergleich mit einem vergangenen Zustand (ob er idealisiert wird

oder tatsächlich so war, lässt sich aus den Interviews nicht rekonstruieren) drückt einerseits die Entfremdung bzw. „alienation“ (sh. oben zur Ortsbindung) von der negativ empfundenen Gegenwart aus, andererseits auch Wünsche nach sozialer Homogenität und einem Zusammenleben, das heute so nicht mehr stattfinden kann wie damals. Hier spielen also starke Verlustgefühle mit hinein.

Vor 30 Jahren, so Herr E, sei es „wunderschön, wunderschön“ gewesen. Es war „Grün“ und „die Leut waren normal“ (36). In den letzten 15 Jahren habe sich das „radikal verändert“ (36), es „funktioniert“ nicht mehr (47).

Wie schon erwähnt, saß Frau E früher mit anderen Frauen mit einem „Stockerl“ im Hof, erledigte Handarbeiten und beaufsichtigte die Kinder bzw. wurde immer wieder gemeinsam etwas mit den Kindern aus dem Gemeindebau unternommen. Auch in den letzten Jahren habe Frau E immer wieder solche Unternehmungen mit Kindern aus dem Gemeindebau gemacht. Das scheint sich aber stark verändert zu haben.

Dieser von Frau E heute vermisste „Zusammenhalt“ könnte auch an der sehr ähnlichen Lebenssituation der damals neu Eingezogenen liegen: „,[F]rüher hat man einen Zusammenhalt gehabt. Weil wie wir eingezogen sind, waren wir eigentlich alles junge Mütter. (...) Das gibt's nimmer mehr, na. Weil wie gesagt, die Kinder, die damals eingezogen oder da auf'd Welt kommen sind, schon alle über 30 sind..“ (718, 727)

Herr E fügt in seiner Schilderung der damaligen BewohnerInnenschaft noch hinzu: „Und damals waren die alle im besten Alter und es haben alle arbeiten müssen.“ (252)

Herr E vermisst „den guten alten Bassena-Tratsch“ (720), und Frau E beschreibt, wie man „unten in der Einfahrt“ gestanden sei, „man hat tratscht oder man war beim Hausbesorger drüben oder der Hausbesorger ist umi kommen.“ (721)

Auch heute würde man sich im „Hof unten“ noch sehen und „man tratscht miteinander“ bzw. geht auf die Donauinsel. Herr und Frau E scheinen im Vergleich mit anderen BewohnerInnen ein relativ aktives Nachbarschaftsleben zu haben. Trotzdem muss Frau E feststellen: „Im Großen und Ganzen ist es leider so, dass in der heutigen Zeit ein jeder seine Tür zu macht und von Anderen nix wissen will“. (733) So würden auch MigrantInnen auch nicht auf Feste oder Workshops kommen: „Sie wollen ja nicht“ (Herr E, 602). Der Verlust des Zusammenhalts wird zu einem großen Teil ihrer Präsenz zugeschrieben, auch wenn Herr und Frau E bemerken, dass sich auch österreichische BewohnerInnen zurück ziehen.

Es seien „nimmer mehr so viel Leut da“ (729). Heute gebe es nur mehr fünf BewohnerInnen auf der Stiege, die damals mit ihnen eingezogen seien und „[j]eder Dritte ist ein Ausländer“

(749).

Aus einer anderen Perspektive sieht diesen Sachverhalt **Herr K**, der Hausbesorger. Er hat viele, auch einige freundschaftliche, Kontakte im Gemeindebau: „Also weit über das, dass man sich am Gang trifft und halt Grüß Gott sagt.“ (93) Er meint jedoch, er sei da kein „Paradebeispiel“, da das auch an seiner Stellung als Hausbesorger liege. (93)

Denn generell sei es so, dass Viele „nicht einmal mehr den Nachbar“ kennen würden. Durch die Größe des Gemeindebaus sei „eine erschreckende Anonymität gegeben“ und „Keiner kümmert sich um den Anderen.“ (29) Es gebe auch Leute, die schon 30 Jahre im Gemeindebau wohnen und ihre mit ihnen eingezogenen NachbarInnen auf der Stiege nicht kennen würden (97). Das deutet darauf hin, dass das kein ausschließlich neues Phänomen ist (wie auch Herr und Frau B – siehe unten – bestätigen).

Wie schon teilweise im Kapitel über Konfliktlösungen beschrieben, würde Herr K eine Teilung des Gemeindebaus in kleinere Verechnungseinheiten als eine große Verbesserung empfinden, da dadurch sowohl das Verantwortungsgefühl für die Erhaltung der Wohnumgebung gesteigert wird (jede/r BewohnerIn muss dann für Schäden auf der eigenen Stiege anteilmäßig mehr zahlen), als auch die Anonymität abnehmen bzw. das soziale Klima besser werden könnte.

Herr und Frau I bemühen sich sehr, wie oben unter „multiethnische Einstellungen“ und „Konfliktinvolviertheit“ beschrieben, um ein gutes nachbarschaftliches Verhältnis, das auch manchmal Einladungen und Besuche (z.B. gemeinsames Kochen) beinhaltet. Regelmäßige Kontakte finden jedoch nicht statt, weil ihre Nachbarn oft arbeiten oder unterwegs seien und auch Frau I wegen der Kinder wenig Zeit habe. Doch Frau I meint, dass „immer wenn treffen jemand auf der Tür oder dem Lift, wir sprechen ein bisschen, 5 Minuten, 10 Minuten.“ (48)

Nach Herr I gebe es in der Stiege zwar schon regelmäßig Feste, doch haben sie oft keine Zeit und wenn man hingehe, „manches Mal fühlt man sich auch fremd. Also auch Stammkunden nur.“ (205) Dies könnte auch ein Grund sein, warum – wie von Herr und Frau E beklagt (sh. oben) – so wenig MigrantInnen zu den Festen kommen würden. Herr und Frau I sind demnach aus meiner Sicht „zwischen“ den ersten beiden Kategorien anzusiedeln, da zwar ein Wunsch nach Nachbarschaft und einzelne Kontakte bestehen, die Kontaktaufnahme jedoch aus zeitlichen Gründen bzw. der teilweisen Schwierigkeiten mit ÖsterreicherInnen in Kontakt zu kommen erschwert wird.

11.2. Distanziertheit

Die „distanzierten“ Haltungen zur Nachbarschaft beinhalteten teilweise auch eine gewisse Ambivalenz, ein leichtes Bedauern darüber, dass die nachbarschaftlichen Kontakte nur oberflächlich seien bei gleichzeitigem Ablehnen allzu intensiver Nachbarschaft. Ich möchte hier die von Herr/Frau B und Frau F schildern.

Wie schon im Kapitel über Konfliktinvolviertheit geschildert, ist **Herrn und Frau B** freundliches und höfliches nachbarschaftliches Verhalten sehr wichtig. Dieses habe auch positive Auswirkungen auf das soziale nachbarschaftliche Klima bzw. auf das Verhalten der anderen NachbarInnen. Auf der anderen Seite scheinen sie aber auch eine intensivere Eingebundenheit in eine Nachbarschaft zu scheuen. So erzählen sie von einem Nachbarn ihres Zweitwohnsitzes in der Steiermark, der sie „komplett vereinnahmen“ wollte, kaum war man mit dem Auto angekommen. Frau B meint dazu: „Also das war zu viel. Da haben wir dann Abstand gehalten. (...) So ist es uns eigentlich jetzt lieber. Freundlich sind eh alle.“ (37) Leichtes Bedauern äußern sie hingegen über die Kommunikationsschwierigkeiten mit MigrantInnen wegen der Sprache, auch vor dem Hintergrund des schon oben beschriebenen Kontakts mit einer ägyptischen Nachbarsfamilie: „So sind’s halt da, sie grüßen freundlich, wir grüßen freundlich, aber wir verstehen sie nicht.“ (155)

Diese Kommunikations“losigkeit“ betrifft jedoch alle BewohnerInnen. Herr B schildert eine typische Situation – die aber auch wo anders oft vorkomme:

„Das passiert ja überall, egal, wo du mit dem Aufzug fahrst. Jeder schaut an die Wand. Und sagst halt irgendwas Nettes zu Leuten, die du schon kennst. Ja, auf einmal wär schon ein Gespräch da. Ich glaub, viele Leute würden das suchen, nur man traut sich halt nicht so, weil ich kenn ihn eigentlich gar nicht, der wohnt zwar erst 30 Jahr da, aber ich kenn ihn nicht.“ (182)

Dies sei aber schon immer so gewesen, Herr und Frau B können keinen großen Unterschied zum Sozialverhalten vor 30 Jahren feststellen. Wie schon erwähnt, seien die nachbarschaftlichen Konflikte früher teilweise sogar schärfer gewesen.

„[I]m Großen und Ganzen“ seien „die Leute freundlich, im Aufzug wird kurz geplaudert oder unten: ‚Aha wie geht’s, haben‘S einen wehen Fuß?‘ Oder wie sich‘s halt ergibt. Aber Kontakt nähern.“ (178)

Eine ähnliche Ambivalenz weist **Frau F** auf, der es sehr wichtig ist, sich ihre Kontakte selbst auszusuchen, wie schon im Kapitel über ihre Ortsbindung erläutert. Wie Frau D (sh. unten) steht Frau F für die freie Beziehungswahl und ist gegen zu enge Beziehungen mit

NachbarInnen, wegen ihres geringen Zeitbudgets, aber auch wegen ihrer Prioritätensetzung:

„Ja, aber solche Sachen, die sind temporär. Also wenn das ständig wäre, würd's mich anzipfen. Ich hab erstens keine Zeit. Ich mein, ich geh mehr als 40 Stunden arbeiten, ich hab selber meine Hobbies, ich muss nicht unbedingt einen extremen Kontakt haben. Das ist einfach die Wohnhausanlage. Ich will mir meine Freunde und Bekannte selber aussuchen. Und dieses gezwungene, gewollte ‚Wir müssen jetzt alle miteinander fröhlich sein‘, das muss ich sowieso nicht haben. Ich mein, ich bin nicht abgeneigt, wie gesagt, dieses Festl da einmal im Jahr soll sein, wir waren auch immer unten und haben mit den Leuten geschwätz, aber dass man das intensiviert, ist nicht notwendig.“ (217)

Zu ihrer Nachbarin gegenüber habe sie ein gutes Verhältnis, „die sitzt auch öfter herüber oder ich drüben“, andere NachbarInnen grüße sie bzw. mache mit ihnen „ein bisschen Small Talk“ (153). Auf der anderen Seite seien die Kontakte (z.B. der mit der Nachbarin) aber erst zustande gekommen, als es in der Wohnhausanlage öfters Aufregung wegen eines „Feuerteufels“ gegeben habe, der fast wöchentlich Brände gelegt habe: „[U]nd das verbindet. Weil dann rennt man dann raus am Gang und dann wird drüber geredet und dann wird philosophiert: Wer könnt das gewesen sein und warum und wieso?“ (155) Die Täter wurden dann gefasst bzw. erhöhte Sicherheitsmaßnahmen getroffen, dann habe sich das „schlagartig geändert“. Frau F meint dazu: „*Eigentlich* schade drum“ (161), denn dadurch habe man die Nachbarn kennen gelernt.

11.3. Indifferenz

Wie schon bei ihrer Ortsbindung ausführlicher beschrieben, ist **Frau D** am sozialen Leben im Gemeindebau nicht interessiert, sie hat als Einzige auch überhaupt keine (weder positive, negative noch oberflächliche) Kontakte zu anderen BewohnerInnen. Sie kennt NachbarInnen nur „vom Sehen her“ (29) Die für sie wichtigen sozialen Beziehungen finden außerhalb des Gemeindebaus statt. Ihre „uncommitted placelessness“ ist dadurch zu erklären. Gemeindebaufeste sprechen sie wenig an und sie grenzt sich von manchen BewohnerInnen in der Umgebung – diese seien teilweise „eher untere Schicht (...) so typisch Krone-Leser“ – ab. Wie ebenfalls erwähnt, ist hier ihre noch geringe Wohndauer und ihr junges Alter in Betracht zu ziehen sowie ihr fester Entschluss „auf keinen Fall ewig hier wohnen“ zu wollen. (33) Doch auch **Frau H**, die schon seit 30 Jahren im Gemeindebau wohnt, hat nur wenig Kontakt zu anderen BewohnerInnen, wenn dann nur oberflächlichen (Grüßen, Post annehmen, „ein bissl was“ Sprechen (122)). „Das ist dann meistens nur ein ‚Danke schön‘“ (27). Generell

findet sie die anderen BewohnerInnen „alle sehr nett“ (139).

Auch sie scheint kein besonders großes Bedürfnis nach einer intensiveren Nachbarschaft zu haben, auch in den Höfen habe sie, da sie es „meistens eilig“ habe, „gar keine Zeit zum Gespräch“ (121) Feste wie das nun nicht mehr stattfindende Gemeindebaufest interessieren sie auch nicht sonderlich: „das ist nicht meines (lacht).“ (153)

Herr C und Herr G leben beide relativ zurück gezogen und äußerten ebenfalls keinen Wunsch nach mehr Nachbarschaft. Herr G meint er wisse nicht „wer einen Stock über mir wohnt“ (193), hat jedoch gute Kontakte zum Nachbar gegenüber, den er auch besucht. Ihn störe es nicht, wenn ein Gemeindebaufest wäre, aber es sei ihm auch „wurscht“ (223).

Herr C betont noch die Freundlichkeit von MigrantInnen, die ihm aufgefallen sei: „sie grüßen einen meistens auch, was auch eine Seltenheit ist, sie grüßen zurück auch.“ (52). Doch Kontakt habe er auch eher keinen, er kenne die NachbarInnen auch nur „vom Sehen“. (52)

Diese Kategorien umfassen nur das nachbarschaftliche Verhalten, man könnte jedoch (vorsichtig) daraus auch auf die von Vester unterschiedenen **Gesellungsstile** der Befragten schließen (vgl. dazu Näheres im 3. Kapitel). Vester bezieht seine Gesellungsstile zwar nicht auf die „Enge“ oder „Weite“ sozialräumlichen Verhaltens, jedoch auf den Grad der „Individualisierung“ der Milieus, in denen bestimmte Gesellungsstile vor herrschen. Nach den Ergebnissen von Beck/Perry (2008), wie im Theorienteil schon näher ausgeführt, tendieren individualisierte Milieus jedoch eher dazu eine geringe Integration in der Nachbarschaft aufzuweisen und unterscheiden sich in der erwünschten Nähe zu NachbarInnen sehr von traditionalen Milieus.

Bezieht man diese Studienergebnisse aufeinander, ergibt sich das Bild, dass die von Vester beschriebenen „Erlebnisorientierten“ und „Suchenden“ aus eher individualisierten Milieus die Nachbarschaft weniger „brauchen“ als z.B. „Bodenständige“ und „Resignierte“, die, teilweise stark irritiert vom sozialen Wandel, eher traditionale – und hier würde ich einfügen: auf die Wohnumgebung konzentriertere – soziale Interaktionsformen aufweisen.

Demnach könnten die individualisierten Stile u.U. vor allem in den oben unterschiedenen Kategorien „Distanziertheit“ bzw. teilweise „Indifferenz“, letzte eher in der Kategorie „Wunsch/Bedauern“ zu finden sein. „Zurückhaltende“ und „Unkomplizierte“ fanden sich in allen drei dieser Kategorien.

Die Fallzahl der Interviews ist aber natürlich zu beschränkt (bzw. war der Interviewleitfaden nicht auf die Erörterung des gesamten Sozialverhaltens der Befragten ausgelegt), um diese Vermutung zu erhärten.

12. Das Zusammenleben im Gemeindebau aus der Perspektive der „ExpertInnen“

In diesem Kapitel werden die Aussagen der vier befragten ExpertInnen anhand der wichtigsten Themen dargestellt. Die ExpertInnen vertreten in ihrer Funktion als Beteiligte an gemeinwesenorientierten Projekten oder Organisationen die institutionelle Seite des Zugangs zum Gemeindebau. Den ExpertInnen ist gemeinsam, dass sie im Zuge ihrer Arbeit persönliche Erfahrungen mit dem Gemeindebau am Handelskai sammeln konnten.

Die Darstellung umfasst folgende inhaltliche Bereiche: Beschreibung von Gruppen im Gemeindebau, Beschreibung des Gemeindebaus, Raumnutzung, Konflikte im Gemeindebau, Zusammenleben und soziales Klima, Institutionen.

Kurzbeschreibung der ExpertInnen

Expertin O ist Leiterin einer gemeindebaunahen Institution, die für MieterInnen gewisse Beratungsdienstleistungen zu Verfügung stellt und auch besondere Projekte im Rahmen der Gemeinwesenarbeit betreut.

Experte P ist Leiter einer Jugendinstitution, die sich in Gemeindebaunähe befindet. Die Aktivitäten konzentrieren sich auf die Betreuung von Jugendlichen, die zum Teil im Gemeindebau am Handelskai wohnen.

Experte Q und **Expertin R** waren an einem zeitlich befristeten Projekt im Gemeindebau beteiligt, das der Gemeinwesenarbeit zuzuordnen ist. Es wurden verschiedene Gruppen von BewohnerInnen beobachtet und befragt. Die Partizipation der BewohnerInnen zu stärken, z.B. im Rahmen des Mieterbeirats, war ein wichtiges Ziel.

Beschreibung der BewohnerInnen

Zu Beginn soll die Wahrnehmung der ExpertInnen von Gruppenbildungen und -zugehörigkeiten im Gemeindebau dargestellt werden. Die Gruppen auf die Bezug genommen wird, sind MigrantInnen, teilweise pauschal teilweise nach Ethnien differenzierend, Kinder,

Jugendliche und als einige der wenigen konkret charakterisierten Gruppen, die Gruppe der langjährigen MieterInnen, die auch als „Alteingesessene“ bezeichnet werden.

- Aufgrund der inhaltlichen Ausrichtung der Projekte der ExpertInnen sind Erreichbarkeit und Aktivierung von *MigrantInnen* zunächst wichtige Themen. Die Gruppe selbst wird nicht detaillierter beschrieben, teilweise wird sogar eine Beschreibung entlang ethnischer Differenzierungen abgelehnt, etwa in der Jugendarbeit:

„Also ich erkenne immer wieder, je stärker man versucht das bewusst zu differenzieren und in dieser differenzierten Umgangsweise mit den Kids umzugehen, desto stärker werden die Nationalismen ausgelebt, die sie eigentlich eh schon sehr stark haben.“ (P, 12)

Zwei ExpertInnen weisen auf die starke ethnische Heterogenität innerhalb der Gruppe der MigrantInnen bzw. ÖsterreicherInnen mit migrantischem Hintergrund hin. Eine Tatsache, die integrationspolitisch und vor allem im Rahmen der Gemeinwesenarbeit noch nicht entsprechend ernst genommen werden würde (Q, 116). U.U. erklärt sich daraus auch die zurückhaltende Charakterisierung der Gruppe der „MigrantInnen“, die aber auch auf einem Mangel an Informationen basieren könnte.

Das Thema „Erreichbarkeit“ wird u.a. von Expertin O angesprochen. MigrantInnen seien noch nicht entsprechend in den relevanten Institutionen, ob nun als MieterbeirätInnen oder HausbesorgerInnen, vertreten (O, 87).

Im Rahmen des Gemeinwesenprojekts der ExpertInnen konnten MigrantInnen – teilweise mit Unterstützung von muttersprachlichen MitarbeiterInnen – direkt angesprochen werden. Obwohl sich MigrantInnen offen und gesprächsbereit zeigten, war es insgesamt aber schwierig diese Gruppe im Rahmen der Gemeinwesenarbeit zu aktivieren. Experte Q berichtet von einer gewissen Zurückhaltung seitens der MigrantInnen sich an öffentlichen Aktivitäten im Gemeindebau zu beteiligen (Q, 123).

Die Gruppenbildung bei MigrantInnen, die oft einen Aspekt in der Problemwahrnehmung mancher MieterInnen darstellt, wird von Experten Q relativiert, da die Gemeinschaftsbildung bei unterschiedlichen Ethnien jeweils anders ausgeprägt sei. So würden etwa Personen mit türkischem, serbischem oder afrikanischem Hintergrund kaum Gemeinschaften bilden (51).

Die Thematik multiethischen Zusammenlebens ist in den konflikthaften Auseinandersetzungen im Gemeindebau dennoch allgegenwärtig (siehe Konflikte im Gemeindebau weiter unten) und wird – da der Neuzug laut einer ExpertInnenaussage vor allem aus MigrantInnen bestehe (Q, 51) – vermutlich noch an Relevanz gewinnen. Wie wir

weiter unten sehen werden, scheinen den beteiligten Institutionen (Hausverwaltung, Gebietsbetreuung, Projekte) keine wirklich wirksamen Instrumente zu Verfügung zu stehen, um die Integrationsthematik im Gemeindebau aufzuarbeiten (siehe Abschnitt Institutionen).

- Als wichtige Gruppe werden die langjährigen MieterInnen, die *Alteingesessenen*, genannt, „die ältere Generation oder die Leute, die schon sehr lang am Handelskai wohnen, 20, 25, 30 Jahre, ich glaub 1977 ist die Anlage erbaut worden“ (O, 42). Diese Gruppe wird von mehreren ExpertInnen erwähnt und als gut vernetzt dargestellt (O, 113; P, 113).

Immer wieder wird auf diese Gruppe Bezug genommen, wenn es um Beschwerden und Konflikte geht. Expertin R meint, dass es mit dieser Gruppe während dem Gemeindebauprojekt den meisten Kontakt gegeben hätte. Es seien dies Personen mit sehr klaren Interessen und Beschwerden – immer wieder auch bezüglich MigrantInnen – gewesen, die in der Altersgruppe zwischen 50 und 70 liegen (R, 14-23).

- Experte Q verweist zunächst auf die relativ hohe Anzahl an *Kindern* und vor allem *Jugendlichen* (bis 18 Jahre) im Gemeindebau, die nach seiner Schätzung etwa ein Drittel der 3000 BewohnerInnen ausmachen und sich in verschiedenste Gruppierungen aufteilen. Alter und ethnischer Hintergrund scheinen bei dieser Aufteilung eine Rolle zu spielen. Im Verhältnis zwischen österreichischen und migrantischen Jugendlichen würden österreichische Jugendliche – entgegen der Wahrnehmung einiger Interviewter – eher überwiegen. (Q, 3) Kinder und Jugendliche und ihre Freizeitaktivitäten werden von ExpertInnen als häufig an sie herangetragenes Konfliktthema erwähnt. Die Bezugnahme ist eher pauschal, d.h. es werden kaum konkrete Subgruppen angesprochen.

Beschreibung des Gemeindebaus (Bauliche Eigenschaften)

Die Beschreibung der baulichen Eigenschaften des Gemeindebaus ist besonders für die bestehenden Konflikte relevant und sollen hier kurz angeführt werden.

Von den ExpertInnen wird die Bausubstanz des Gemeindebaus eher schlecht bewertet (O, 123; P, 64; Q, 63). Neben einem generellen Sanierungsbedarf werden vor allem die schlechten akustischen Eigenschaften genannt. Die geschlossene Baustruktur sei für einen überdurchschnittlichen hohen Lärmpegel verantwortlich. Auch die Spielanlagen wie etwa der Fußballkäfig seien nicht schalldämmend konzipiert (Q, 65). Hinzu komme – so Experte Q – die Konzentration der Spielflächen in einem Hof, dem so genannten Spielhof. Diese Konzentration wird von MieterInnen explizit als Problem angesprochen und sorgt gleichzeitig für verschiedene Problemwahrnehmungen im Gemeindebau, da Personen, die unmittelbar am

Spielhof wohnen, stärker durch Lärm betroffen sind.

Die ExpertInnen stimmen in der Meinung überein, dass Lärm ein tatsächliches Problem im Gemeindebau darstellt und dadurch Beschwerden teilweise auch berechtigt erscheinen.

Raumnutzung

Im Gemeindebau gibt es verschiedene Orte, die regelmäßig von BewohnerInnen aufgesucht werden. So ist das Sektionslokal der SPÖ im Gemeindebau ein Treffpunkt der politisch Engagierten und Interessierten (Q, 115), wird aber auch für diverse andere Veranstaltungen genutzt:

„Gerade am Handelskai hab ich das Gefühl, dass das sehr gut genutzt wird und auch regelmäßig. Und die Mieterbeiräte nutzen oft diese Sektionslokale für Versammlungen. Die sind jetzt zwar nicht immer unbedingt politisch aktiv, aber die haben immer einen sehr guten Zugang, auch im 20. Bezirk.“ (Q, 151)

Die Sektionslokale, obwohl vorwiegend von Parteimitgliedern aufgesucht, stehen auch anderen Gruppen offen und sind in ihrer Nutzung flexibel (Q, 147). Allgemein von BewohnerInnen genutzt werden auch die Bänke in der Wohnhausanlage, wo sich vor allem im Sommer relativ große Gruppen versammeln.

Mit Bezug auf Kinder und Jugendliche wird die Raumsituation von Experten Q als eher unzufriedenstellend beschrieben:

„Die Situation ist auch so, dass sehr viel verändert worden ist in den Freiräumen. Es sind sehr viele Spielplätze weggenommen worden, es sind sehr viele Grünflächen mit Sträuchern, mit bedornten, eingefasst worden. Es sind sehr viele Parkbänke weg gekommen, weil halt angeblich die Jugendlichen laut waren in der Nacht und so. Also, es ist sehr, man kann sich dort nicht wirklich vernünftig aufhalten. Also da gibts halt dann ein paar, die sich dann halt trotzdem aufhalten, die haben dann halt Schwierigkeiten.“ (Q, 20)

Konflikte im Gemeindebau

Nun sollen kurz die Einschätzungen der ExpertInnen hinsichtlich des Konfliktpotenzials und des tatsächlichen Vorhandenseins von Konflikten im Gemeindebau besprochen werden. In den ExpertInneninterviews finden sich die von BewohnerInnen angesprochenen Konflikte sehr deutlich wieder und werden zu Kontextbedingungen in Bezug gesetzt.

Expertin O nennt Lärm, die gemeinsame Nutzung der Gemeinschaftseinrichtung, die Nichteinhaltung der Hausordnung und Unterschiede in den Gesellungsstilen als Konfliktbereiche. Obwohl sie einige der Konflikte nachvollziehbar findet und deren Ursachen

anerkennt, erscheinen ihr diese Themen als „vorgeschobene Probleme“ (O, 51), hinter denen sie eine andere Motivation vermutet:

„Wenn man dann ein bisschen in die Tiefe geht, geht es schon sehr viel auch um Toleranz, Angst und um ungeschriebenes Recht, der der länger da ist, hat einfach mehr Rechte. [...] Es geht auch immer wieder darum, dass... wie soll ich das sagen... um ein stückweit das Selbstverständnis, das AltmietereInnen sich erwarten, dass die Neuen sich anpassen. Und alles, was neu ist, macht ein bisschen Angst.“ (O, 51-53)

Ein wichtiger Streitpunkt scheint ebenfalls die Definition der Innenhöfe des Gemeindebaus als öffentlicher bzw. „halböffentlicher“ Raum zu sein, wobei der Ausdruck „halböffentliche“ bereits die Ambivalenz bzw. die Spannungen zum Ausdruck bringt, mit denen dieses Thema verbunden ist.

„Also es gibt so die Gruppe, die sagen, die Kinder und Jugendlichen brauchen die Freiräume, das ist auch ok, was aber fast alle dort als Problem finden, ist, dass sich dort auch Kinder und Jugendliche aufhalten, weil es ja ein halböffentlicher Raum ist, die nicht im Bau wohnen. Und da beschweren sich die Mieter drüber, dass ja eigentlich die Mietergemeinschaft die Kosten trägt und auch die Kosten für Reparaturen trägt, aber da kommen Jugendliche aus der Gegend und aus dem Umkreis.“ (O, 26)

Experte P nennt das Problem, dass Freiflächen für Jugendliche im Stadtgebiet aufgrund der Baudichte nur relativ schwer geschaffen werden können, der 2. Bezirk verfüge durch die Nähe zum Prater dennoch über viele Freiflächen. Kleinere Kinder könnten diese Möglichkeiten ohne Beaufsichtigung allerdings nicht nutzen und seien auf die Freiflächen im Gemeindebau angewiesen (P 20, 24).

Wenn Expertin O die *Stimmung bzw. das soziale Klima* im Gemeindebau beurteilt, verwendet sie Worte wie „Grundfrustration“ (36), „hohe Unzufriedenheit“ (99), „grundnegative Stimmung“ (97) und bezieht diese Charakterisierung v.a. auf die Gruppe der langjährigen MieterInnen, die mit dem politischen und institutionellen Handeln im Gemeindebau unzufrieden sind.

Dennoch sind es gerade diese BewohnerInnen, die eine starke Ortsbindung und -identifikation aufweisen, sich aktiv engagieren und zudem Netzwerke im Gemeindebau aufbauen (R, 134).

Abgesehen von dieser Gruppe meint Expertin O eine „sehr große Anonymität“ im Gemeindebau wahrzunehmen (20). Dieser Eindruck bzw. der Kontrast zwischen der relativen Integriertheit der Gruppe der „Alteingesessenen“ und der sonst vorherrschenden Anonymität wird auch von anderen ExpertInnen geteilt (Q, 95).

Die Beschwerden stammen nach den Aussagen mehrerer Experten von einer überschaubaren Anzahl von BewohnerInnen, die der Gruppe der „Alteingesessenen“ zuzurechnen ist (O, 12 und P, 68). MigrantInnen und neue MieterInnen würden dagegen kaum als *BeschwerdeführerInnen* auftreten (O, 81). Diese Personengruppen würden sich bei Institutionen eher dann melden, wenn sie von anderen MieterInnen gemobbt werden (O, 26). Für ExpertInnen und Institutionen ergibt sich dadurch das Dilemma, wie auf diese Einzelansprüche von institutioneller Seite reagiert werden soll. Das Problem liegt offensichtlich in der Einschätzung der allgemeinen Relevanz der Probleme, wenn diese nur von einzelnen BewohnerInnen in massiver Weise vorgebracht werden und keine Möglichkeit besteht, deren Wahrnehmung mit Aussagen anderer BewohnerInnen zu kontrastieren.

Experte P nimmt hier eine abwägende Haltung ein. Er will die individuelle Problemwahrnehmung der BewohnerInnen nicht diskreditieren, sieht auf der anderen Seite aber die Gefahr einer einseitigen Aufmerksamkeit auf eine kleine Gruppe von BeschwerdeführerInnen.

„Wenn die das geschickt machen, ich seh das ja, einzelne Menschen können Heerscharen an Professionisten beschäftigen, wochen- und monatelang. Also wenn das einer geschickt macht: Bürgerdienst, GB, Wiener Wohnen und das Büro des Bezirksvorstehers. Wenn man das gezielt bombardiert mit seiner Unzufriedenheit und überall mit der nächsten Instanz drüber droht, z.B. das Rathaus oder sonstwas, oder wen kennt oder vielleicht wirklich ein gutes Argument hat, dann bewegt sich alles, dann sind alle beschäftigt. Das ist auch gut so vielleicht. Aber was ich damit sagen will, sehr viele Ressourcen, das sind ja Personalressourcen, die kosten was, da wird telefoniert, da wird geredet, da gibts Vernetzungstreffen, wo sich alle zusammensetzen, man versucht das wieder ins Lot zu bringen.“ (P, 58)

Das Schweigen der Zufriedenen, Unbeteiligten, Zurückhaltenden etc. wird so zum Problem für die institutionelle Betreuung des Gemeindebaus – „Genau so wie die Unzufriedenen schreien sollen die Zufriedenen auch schreien.“ (P, 62). Inwieweit Institutionen sich wirklich auf Einzelbeschwerden einlassen und Ressourcen mobilisieren, kann durch diese Arbeit nicht empirisch nachvollzogen werden. Aus BewohnerInnenperspektive – besonders aus Perspektive derer, die ihre Interessen aktiv durchsetzen wollen – wird allerdings die Passivität und Unzugänglichkeit der Institutionen betont (siehe BewohnerInneninterviews).

Mehrere Experten schreiben dem Thema Migration und *Fremdenfeindlichkeit* eine Rolle im Rahmen der Konflikte im Gemeindebau zu. Jedenfalls werden viele der Beschwerden von den

BewohnerInnen mit „Ausländern“ und deren Lebensweise in Verbindung gebracht. Allerdings gäbe es auch auf Seiten der MigrantInnen negative Einstellungen:

„Also ganz starkes Thema von Österreichern: Ja, die Ausländer. Und ganz starkes Thema von *den Ausländern* unter Anführungszeichen wieder: die Österreicher sind Rassisten. Das hab ich *mindestens* genau so oft gehört, oder ziemlich im gleichen Verhältnis. Und dazwischen so Lichter, sag ich einmal, die das erkannt haben, nämlich auch auf beiden Seiten“ (Q, 90)

Trotz dieser Atmosphäre beschreibt Experte Q die konkreten Konflikte, die damit in Verbindung stehen als „ungreifbar“. „Ausländer“ werden von BewohnerInnen als Problem angesprochen, bei genauerem Nachfragen – so Experte Q – würden sich aber kaum klare Anhaltspunkte ergeben, die in diesem Zusammenhang genannten Probleme seien vielmehr allgemeine (Q, 57).

Experte P sieht bis auf kleinere Episoden keine „massiven Probleme“ in Hinblick auf Fremdenfeindlichkeit im Gemeindebau und relativiert die vorhandenen Tendenzen: „Das ist eine Ignoranz einfach. Wobei die Leute, die das sagen, sicherlich ausländerfeindliche Typen sind. Aber grundsätzlich sag ich jetzt nicht gleich einmal, dass das bewusst ausländerfeindlich ist.“ (P, 72)

Die Konfliktthemen im Gemeindebau sind für ihn keine neuen Probleme, sondern würden vor dem Hintergrund der verstärkten Zuwanderung nur anders interpretiert werden:

„Ich bin ja auch der Meinung, dass es ja viele Probleme, egal ob sie mit Kindern oder Jugendlichen sind in einem so großen Wohnbau oder mit anderen Familien, mit Problemfamilien im klassischen Sinne, immer schon gegeben hat. Nur wenn jetzt von denselben Problemen, Lärm, sehr oft ist es Lärm z.B., die Verursacher keine Österreicher sind, sondern Zuwanderer, dann ist das Problem der Zuwanderer und nicht der Lärm.“ (P, 76)

Ein besonderes Problem, das von Expertin O genannt wird, ist das *Mobbing*, das teilweise gegen bestimmte Personen im Gemeindebau betrieben wird.

„Also entweder sie werden beschimpft, wirklich direkt. Oder sie werden ignoriert. Oder die Kinder werden irgendwie im Hof, wenn sie spielen, beschimpft und eingeschüchtert. Oder es gibt grad psychisch kranke Personen, gegen die die Mieter da mit Unterschriftenliste bis hin zu Delegierung vorgehen, ja? Also es gibt schon so ein Gefälle der Stärkeren und Schwächeren in dem Bau.“ (O, 65) Es gäbe daher eine „nicht zu verachtende Gruppe, die unter dem Druck Anderer leidet oder die in ihrer Lebensqualität dort eingeschränkt ist.“ (O, 63)

Insgesamt werden die vorherrschenden Konflikte im Gemeindebau von den ExpertInnen aber relativierend betrachtet und die Situation als „normal“ im Vergleich zu anderen Gemeindebauten dargestellt:

„Aus meiner Sicht ist es völlig normal, es gibt einfach unterschiedliche Positionen und in einem kleinen Stadtteil, wie es dort ja ist, und in dieser Größe, gibt's einfach unterschiedliche Nutzungsvorstellungen und Nutzungsinteressen und unterschiedliche Bedürfnisse, die die Menschen haben.“ (O, 36)

Der Gemeindebau wird von der Expertin nicht als „Extremfall“ mit Bezug auf Konflikte eingestuft. Die Größe des Baus würde aber die „normalen“ Konflikte verstärken (O, 36). Dieser allgemeinen Beurteilung schließt sich auch Experte P an, der die Situation im Gemeindebau als „relativ sicher“ wahrnimmt, obwohl es immer wieder zu verbaler Aggression komme (50).

Trotz dieser Einschätzung eines eher gemäßigten sozialen Klimas wird bei einigen Interpretationen zu den offenbar doch vorhandenen Konflikten deutlich, dass die Situation sich verschlechtern könnte, wenn weiterhin kooperative Konfliktlösungsformen fehlschlagen (siehe Interpretationen).

Institutionen im Gemeindebau

• *HausbesorgerInnen* können in ihrer Funktion und sozialen Rolle im Gemeindebau als „Institution“ bezeichnet werden. Die ExpertInnen nehmen die veränderte Rolle der HausbesorgerInnen wahr. Einerseits stellen die HausbesorgerInnen, die sich auch untereinander kennen und teilweise zusammen arbeiten, eine wichtige Gruppe im Gemeindebau dar, die Aktivitäten entweder blockieren oder fördern kann (Q, 40). Andererseits ist aber auch ein gewisser Autoritätsverlust spürbar.

„Ich glaub, dass ein Hausbesorger in Zeiten des Blockworts oder in den Anfängen des Sozialwohnbaus einfach schon noch anders agiert hat als die Hausbesorger heute. Ich mein, was die HausbesorgerInnen uns oft gesagt haben, war: Die Leute lassen sich ja nix mehr sagen. Sie trauen sich teilweise nimmer. Es gibt manchmal auch Verständigungs- oder Sprachprobleme. Es ist schwer zu sagen. Es gibt schon noch welche, die sehr autoritär auftreten.“ (O, 43)

„Ich glaube zum Teil haben die Hausbesorger früher schon mehr Autorität gehabt und zum Teil hat sich dann auch über die Jahre diese Autorität fixiert, oder man arbeitet immer wieder dran, dass man diese Autorität hat. Was glaub ich ziemlich schwer sein kann.“ (R, 120)

HausbesorgerInnen haben Einfluss auf die Art und Weise, wie mit Konflikten umgegangen wird und bestimmen mit ihrer Präsenz oder Nichtpräsenz Unterschiede im sozialen Klima innerhalb des Gemeindebaus. So werden manche Stiegen von BewohnerInnen als besser betreut oder kontrolliert wahrgenommen als andere: „Es gibt Stiegen, wo es noch HausbesorgerInnen gibt, die alles im Griff haben und andere nicht, dann sind die neidisch...Also da herrscht ein bisschen ein Hick-Hack, ja?“ (Q, 39)

- Der *Mieterbeirat* ist aufgrund von Differenzen zwischen der Vorsitzenden und einer Gruppe von Beiräten bezüglich der inhaltlichen Ausrichtung gescheitert. Streitpunkt war die starke Kritik der Vorsitzenden an einigen der derzeit aktiven Hausbesorgern, die von den anderen Beiräten schließlich nicht mehr mitgetragen wurde und die zu deren Austritt führte. In der Wahrnehmung des Scheiterns des Mieterbeirats stimmen die befragten ExpertInnen und BewohnerInnen überein. Trotz umfangreicher Bewerbung in dem BewohnerInnen-Blatt „Handelskai News“, in der Bezirkszeitung und durch aktives Herangehen an Personen, sei es schwierig gewesen BewohnerInnen zu einer Kandidatur zu bewegen. Die Aktion sei „auf Ablehnung gestoßen“ (O, 153). Außerdem sei als Kritik vorgebracht worden, dass die Hausverwaltung kaum für Lösungsvorschläge zugänglich ist. Bereits die Zusammensetzung des Mieterbeirats wird von einer Expertin aufgrund der Milieuunterschiede (Bildungshintergrund etc.) zwischen den Beteiligten als problematisch wahrgenommen, die sich in einer starken Interessenskonfrontation ausdrückten, etwa den Umgang mit Kindern im Gemeindebau betreffend (R, 164).

Die *Repräsentativität* des Mieterbeirats stellt sich für mehrere ExpertInnen als Problem dar. So weist Expertin O darauf hin, dass es keine Mieterbeirätin mit Migrationshintergrund gibt. Der Mieterbeirat stellt somit keine Plattform für eine institutionalisierte und argumentative Auseinandersetzung mit der Thematik verschiedener kultureller Wohn- und Lebensformen dar. Ein Grund für das Fernbleiben von Personen mit Migrationshintergrund wird allerdings nicht genannt (O, 89).

Experte P fasst die Problematik zusammen:

„Wie wird ein Mieterbeirat gewählt und wer geht zur Wahl und wer wird dann gewählt? Also wer wählt und wer wird gewählt? Und da ist es ganz klar, dass eher die, sag ich einmal, zufriedene Menschen nicht hingehen. Ich weiß jetzt nicht die Zahlen, aber von den vielen Tausenden, die da wohnen, gehen zur Mieterbeiratswahl 25 oder waren es 40. [...] Es waren sehr wenige. Weil es sind eigentlich immer relativ große Räume organisiert worden für die Wahl und dann ist keiner gekommen. Und dann haben sich aber aufstellen lassen relativ...keine einfachen

Leute. Und die die wählen gekommen sind, haben die natürlich gewählt. So stell ich mir das vor, ich war wirklich nicht dabei. Also ich glaub es wäre anders, würden alle wählen gehen.“ (P, 62)

Expertin R sieht ebenfalls das Repräsentationsproblem als entscheidend an, der Mieterbeirat sei zu stark durch Einzelmeinungen in seiner Ausrichtung bestimmt worden:

„Wir haben versucht, den Mieterbeirat zu begleiten und gemeinsam Dinge umzusetzen, aber es war dann wirklich eigentlich ziemlich schwierig. Weil dann oft auch Personen nicht gekommen sind, die wichtig gewesen wären und je nachdem, welche Gruppen dann halt da waren, unterschiedliche Themen da waren, aber es war nie sowas Gemeinsames.“ (R, 170)

- *Externe Organisationen oder die Gebietsbetreuung* scheinen eine nicht unbedeutende Rolle in der Betreuung des Gemeindebaus zu spielen, immerhin seien schon mehrere Projekte durchgeführt worden. Experte P berichtet, dass auch seine Institution eine breit angelegte Sozialraumanalyse des Stadtteils plane, mit besonderem Augenmerk auf die Raumeignungsformen von Kindern und Jugendlichen (P, 30). Grundsätzlich gibt es also Aktivitäten von dieser Seite, die den „Rückzug der Institutionen“ zunächst relativieren. Allerdings stoßen diese Betreuungsformen auch auf Grenzen.

Die Arbeitsweise dieser Institutionen kann als beobachtend, kommunikativ, mediativ und aktivierend charakterisiert werden. BewohnerInnen sollen dazu in die Lage versetzt werden ihre Interessen gemeinsam zu diskutieren und in einem kommunikativen Prozess nach Lösungen zu suchen. Dieser Zugang stößt aber bei den BeschwerdeführerInnen auf Unverständnis:

„Also prinzipiell, wenn sich jemand bei uns beschwert, schauen wir einmal, welche Strategien er schon selber angewendet hat um etwas zu ändern. Das ist eine ziemliche Gratwanderung, weil die Leute das meistens nicht wollen, sondern die wollen eine klare Stelle, die Regeln vorgibt und Andere bestraft. Also in jedem Telefonat fällt bei uns der Satz: Wir sind aber nicht die Sittenpolizei.“ (O, 57)

Von BewohnerInnen mit Beschwerden wird meist ein direktes Eingreifen gefordert, das letztlich die Möglichkeiten von sozialarbeiterischen Projekten und Organisationen übersteigt. Expertin O meint, dass es mittlerweile keine Ansprechstellen für MieterInnen vor Ort mehr gebe (O, 36). Die BewohnerInnen würden aber nach einer autoritären Instanz suchen, die ihre Interessen durchsetzt:

„Viele Leute würden sich Kontrolle wünschen, also das war halt bei unseren Sachen immer wieder. Man muss

bestrafen und kontrollieren und dann funktioniert es wieder. Und das können wir als Gebietsbetreuung nicht einnehmen. Da gibts irgendwie verschiedene Erwartungen, was diese Ansprechpersonen machen sollten. (R, 77)

Zu diesem prinzipiellen Problem, dass die Institutionen einen Zugang bieten, der den Anforderungen bestimmter BewohnerInnengruppen nicht gerecht wird, kommt noch das Problem der befristeten Dauer der Projekte hinzu. Eine langfristige Aufbauarbeit im lokalen Gemeinwesen wird auch durch den Wechsel von verantwortlichen Institutionen erschwert (Q, 126). So wird etwa das Projekt zweier ExpertInnen, das u.a. die langfristige Organisation von BewohnerInnentreffen zum Ziel hatte, zur Zeit nicht mehr aktiv durch die Nachfolgeorganisation betrieben, mit der Begründung, dass die Reaktion der BewohnerInnen auf den Institutionswechsel sehr negativ ausgefallen sei und keine Bereitschaft zur Kooperation v.a. bei den BeschwerdeführerInnen mehr bestehe (O, 12-14).

Interpretationen zu Konflikthintergründen

Die Interpretationen zu den Konflikten im Gemeindebau und hier insbesondere in Verbindung mit der Integrationsthematik werden von den ExpertInnen anhand mehrerer „Konzepte“ interpretiert: Soziale Abwertung/Angst vor sozialem Abstieg, Rückzug der Institutionen und Autoritätsverlust, Bedrohung der Definitionsmacht mit Bezug auf Verhaltensregeln.

Experte Q nimmt mit Bezug auf die Konflikte im Gemeindebau einen ähnlichen Interpretationsstrang wie die Desintegrationsthese auf. Er spricht von einem Verlust an Gemeinschaft in der österreichischen Gesellschaft, eine Gemeinschaft, die bei migrantischen Gruppen in der Wahrnehmung der einheimischen ÖsterreicherInnen noch bestehe und dadurch Angst und Neid erregen könne (Q, 48-49). Wichtiger erscheint aber, dass untere soziale Schichten, die aufgrund von Ressourcenmangel an ihre Wohnumgebung gebunden sind, die eigentliche „Integrationsleistung“ erbringen müssten, während sich mobilere Milieus der Situation entziehen könnten (vgl. Dangschat 1998).

„Das Ausländerthema ist ein massives Thema, ja? Es ist verabsäumt worden, aus meiner Sicht, über viele, viele Jahre, Jahrzehnte, irgendwas zu tun. Im Gemeindebau müssen die untersten sozialen Schichten mit den wenigsten Ressourcen, kultureller, intellektueller, materieller Art, mit dem Thema ganz einfach leben. Und *müssen* sich Strategien überlegen. (...) Die Frage ist, wie, und welche Strategien entwickeln Menschen, wenn man halt nix macht.“ (Q, 134)

Zusätzlich zum Thema Migration würden Gemeindebauten in besonderem Maße im Rahmen der sozialen Wohnungsvergabe zur Unterbringung von Sozialfällen genutzt werden:

„Zusätzlich kommt ja noch, dass du soziale Wohnungsvergabe hast. Du hast ja jetzt nicht nur das MigrantInnenthema drin, du hast ja auch den Umgang mit Sozialfällen, also quasi...ja, Sozialhilfeempfänger, Langzeitarbeitslose, Alkoholiker, Drogenkranke, psychisch Kranke, das kommt ja alles dort rein. Und das mach ich unbetreut?“ (Q, 136)

Expertin R beschreibt die prekäre Lage der an ihre Umgebung gebundenen, unteren Schichten, die von mehreren sozialen Abwertungen bedroht sind und generell einem Verlust an sozialer Ordnung ausgesetzt sind.

„Ja, also ich glaub schon, dass das auch durch die soziale Schicht auch beeinflusst wird, dass vor allem Personen, die aus der unteren Gruppe der Sozialstruktur kommen, dass die Gefahr abgewertet zu werden mehr gegenüber stehen, durch Globalisierung, diese ganzen Entwicklungen rundherum. Und dass sich das, dass ihre Ressourcen, die sie haben, sehr an den Ort gebunden sind, dass sie dadurch sehr ins Bedrängen kommen, dass es so ausschaut, als würde sich ihre Situation verschlechtern und andererseits auch, dass sie vor Ort diese Ordnung, die sie gehabt haben, verlieren“ (R, 206)

Dieses Bild wird besonders in Bezug auf die Erosion sozialer Ordnung konkreter, wenn sich der Blick der ExpertInnen auf die Gruppe der langjährigen BewohnerInnen richtet. Diese BewohnerInnen wären in einem anderen institutionellen Umfeld aufgewachsen, das durch direkte Ansprechpersonen vor Ort und eine stärkere institutionelle Kontrolle geprägt gewesen sei: „Früher hat es gegeben: Die Sektion, die Jugend-SPÖ, es hat einen Hausinspektor gegeben, es hat Hausbesorger gegeben, du hast ganz einfach mehr Kontakt gehabt. Das ist ganz allgemein ein Thema, dass das zurückgeht.“ (Q, 92)

Ein interessanter Aspekt der Interpretation der ExpertInnen ist der Hinweis darauf, dass die BewohnerInnen früher gar nicht anders konnten als sich dem institutionellen Regime zu unterwerfen. Von ihnen wurde in höherem Ausmaß Konformität eingefordert als von neuen BewohnerInnen. Insgesamt wird so der schwierige Versuch mancher BewohnerInnen nachvollziehbarer eine Regelkonformität einzufordern, der sie selbst unterworfen waren, die aber mittlerweile ihren institutionellen Rückhalt verloren hat.

„Das war eben was, das immer verboten war, was sie selber nicht tun durften, und das jetzt aber irgendwie so eine Sitte geworden ist, also dass rundherum die Wäsch hängt. Das ist irgendwie so, ich weiß nicht, das, woran man sich selber hat halten müssen, daran sollen sich jetzt andere auch halten.“ (R, 110)

Hinter dem Unmut einiger langjähriger BewohnerInnen – so vermutet Expertin R – steht ebenfalls die Tatsache, dass der Zugang zum Gemeindebau erleichtert wurde bzw. kein Privileg mehr darstellt. Auch dies kann als Veränderung gesehen werden, die Angst vor sozialer Abwertung auslösen kann:

„Also ich glaub, dass die GemeindebaubewohnerInnen, die schon lange im Gemeindebau wohnen, irgendwie mit einem anderen System dort rein gewachsen sind. Also, zum Teil wars glaub ich früher viel mehr notwendig, dass man sich in der Partei engagiert, dass man überhaupt in den Gemeindebau rein kommt und es war irgendwie was ganz Besonderes. Und das war eine harte Arbeit. Und das hab ich jetzt in meiner Arbeit schon gemerkt, dass die Leute zum Teil sehr empört sind, dass jetzt die einfach rein kommen ohne viel zu tun und dann auch noch Forderungen stellen.“ (R, 98)

13. Interpretationen und Einbindung in die Theorie

Die Haltungen der Interviewten zu bestimmten Themen lassen sich aus meiner Sicht relativ gut mit der von Vester entworfenen Milieukonzeption (vor allem in Hinblick auf Präferenzen und Einstellungen von „individualisierten“ und eher „traditionellen“ Milieus) und mit der von Anhut/Heitmeyer aufgestellten Desintegrationsthese erklären. Auch die Interpretationen der ExpertInnen legen dies teilweise nahe. Beide Modelle ergänzen die von Dangschat (2000) in Bezug auf Elias konzipierte Typologie der „Etablierten“ und der „Außenseiter“ (sh. dazu der Abschnitt am Schluss des Kapitels).

Ich möchte diese theoretischen Thesen außerdem mit den verschiedenen Haltungen der Interviewten bezüglich ihrer Ortsbindung, ihren (nachbarschaftlichen) Gesellungsstilen, ihren Einstellungen zu multiethnischem Zusammenleben, ihrer Konfliktinvolviertheit bzw. ihren Konfliktlösungsstrategien in Verbindung bringen bzw. Zusammenhänge zwischen diesen Faktoren aufzeigen.

Diese Zusammenhänge versuche ich anhand eines „Individualisierungskontinuums“ zu veranschaulichen, das im Wesentlichen der horizontalen Differenzierungsachse der Grundorientierungen (von eher autoritär-hierarchischen Einstellungen bis eher offenen) von Vester et al. (2001) entspricht, aber stärker auf die Auswirkungen der Individualisierung auf die Milieus ausgerichtet ist. Außerdem sollen Desintegrationserfahrungen (auf allen Ebenen) bzw. die Stabilität/Prekarität der sozialen Lage der Befragten mit in die Betrachtung eingeschlossen werden. Vorerst sollen hier in aller Kürze die aus meiner Sicht wesentlichen Punkte aus dem Theorienteil für die Interpretation der Interviews dargestellt werden.

13.1. Milieuzugehörigkeit und Desintegrationserfahrungen

Individualisierte und traditionale Milieus

Vester unterscheidet die Milieus horizontal nach ihren Einstellungen zu Autorität und Hierarchie – „rechts“ die Betonung von Treue, „links“ die von Eigenverantwortung – bzw. nach Traditionsgebundenheit oder Offenheit für Neues.

Die Befragten können m.E. in verschiedenen Milieus verortet werden. Eine genaue Einordnung in die Typologie von Vester bzw. in die Sinus-Milieus fällt nicht leicht, da mir die genauen Indikatoren zur Bestimmung der Milieus nicht bekannt sind. Grob lassen sich die meisten Interviewten jedoch in Befragte mit eher individualisierten oder traditionellen bis autoritären Einstellungen bzw. nach Art und Umfangs des Kapitalbesitzes unterscheiden.

Die „*Offenheit*“ bzw. „*Traditionsgebundenheit*“ (Vester et al. 2001, Vester 1997) der Befragten war an verschiedenen Haltungen zu mehreren Themen sichtbar: politische Einstellungen zu Migration/multiethnischem Zusammenleben, Einstellungen zur Kindererziehung und zum Verhalten gegenüber Autoritäten. In Vesters Typologie nicht enthalten, jedoch bei den Befragten feststellbar, zeigten sich diese Grundorientierungen auch im Zusammenhang mit der Intensität der Ortsbindung (v.a. zum Gemeindebau), dem Nachbarschaftsverhalten und Konfliktlösungsstrategien und -involviertheit.

Auf dieser Differenzierungsachse ließen sich große Unterschiede feststellen. Auffallend ist, dass mit der *Zunahme von ökonomischem und kulturellem Kapital* auch die Einstellungen „offener“ wurden. Hier gab es aber auch *Ausnahmen*: So vertraten Herr G und Herr C, die nur über wenig ökonomisches und kulturelles Kapital verfügen, eher tolerante Einstellungen (wenn auch bei eigenem Rückzug).

Diese Zusammenhänge existieren über die Trennung in *MigrantInnen und ÖsterreicherInnen* hinaus. Wie schon im Theorienteil in Bezug auf das Verhältnis von deutschen und migrantischen Milieus erwähnt, werden diese auch hier feststellbaren Ähnlichkeiten zwischen österreichischen und migrantischen Milieus oft durch gegenseitige Vorurteile verdeckt.

Herr und Frau I (Migrationshintergrund und relativ hohes kulturelles Kapital) vertraten etwa auffallend ähnliche tolerante Einstellungen bezüglich Integration wie Herr und Frau B (Kein Migrationshintergrund, relativ hohes ökonomisches und auch kulturelles Kapital). Dies deutet darauf hin, dass die Milieuzugehörigkeiten in Bezug auf multiethnische Einstellungen eine große Rolle spielen.

Auch waren auf beiden „Seiten“ Resignations- und Rückzugstendenzen spürbar, etwa bei Herrn L ebenso wie bei Herrn G und C. Herr A vertrat eine, der von Herrn und Frau E

ähnliche, Kritik an der Kindererziehung (mit Bezugnahme auf vor allem türkische Kinder) bzw. unternahm Abgrenzungsbemühungen von anderen MigrantInnen (die in leichter Form auch bei Familie I bestanden).

Herr A und Herr L, die am ehesten in das migrantische „adaptive Integrationsmilieu“ (vgl. 3. Kapitel, Beck/Perry 2008) „passen“ könnten, haben zwar kein Problem mit dem Spielplatz im Hof (was auch daran liegen könnte, dass sie noch junge Kinder haben, die ihn teilweise nützen), vertreten aber Einstellungen in Bezug auf das Streben nach Sicherheit und Harmonie bzw. die Abgrenzung von einer „Spaßkultur“, die jenen der „Bürgerlichen Mitte“ bzw. der „Traditionsverwurzelten“, denen Frau und Herr E bzw. Herr J am ehesten angehören, nicht unähnlich sind.

Durch diese Ähnlichkeiten ist u.U. auch das Erstaunen von Herrn und Frau E bzw. Herrn J zu erklären, dass es MigrantInnen gebe, die in der Problemwahrnehmung ihrer Meinung seien.

Die Auswirkungen der Individualisierung auf Milieus sind nach Vester (1997) und Vester et al. (2001) höchst unterschiedlich.

Auf jeden Fall wird der Wandel immer innerhalb der Traditionslinie der jeweiligen Milieus verarbeitet bzw. werden entsprechende Umgangsstrategien entwickelt. Eine davon ist die sog. „Beharrung“ auf Milieumustern, die manchmal auch dysfunktional sein kann, jedoch als der Versuch gewertet werden muss, etwas „Eigenes“ angesichts eines als negativ empfundenen Wandels zu bewahren. (Vester 1997, S. 161)

Die Verarbeitung kann auch in Form einer Übernahme von „neuen“ Lebensstilen oder Einstellungen stattfinden: z.B. Konsumorientierung, antihierarchische, solidarische und/oder gesellige Einstellungen oder Versuche der Selbstverwirklichung über Arbeitsmoral oder Idealismus. In anderen Milieus (etwa in denen, die auf alten Mustern beharren oder die allgemein zu den sog. „ModernisierungsverliererInnen“ zählen) äußert sich die Individualisierung in Form von sozialer Fragmentierung. (Ebd., S. 180)

Wie schon oben angeführt, teilt sich – als Folge der Verarbeitung der Individualisierung – nach den Erhebungen von Vester die deutsche Gesellschaft in folgende grobe, ungefähr gleich große, Gruppen: „Individualisierte“, „Deklassierte“, die „zufriedene Mitte“ und die „skeptisch moderne Arbeitnehmermitte“. (Vester 1997, S. 187 ff)

Die meisten Befragten lassen sich einer dieser Gruppen zuordnen, dennoch möchte ich, wie oben schon erwähnt, ein Einstellungskontinuum vorschlagen, mit den „Polen“ der individualisierten Milieus – auf dieser „Seite“ wären „Individualisierte“ und die „skeptisch

moderne Arbeitnehmermitte“ verortet – und der traditionalen Milieus – hier finden sich eher „Deklassierte“ und die „zufriedene Mitte“.

Desintegrationserfahrungen und -befürchtungen

Es konnten in den Interviews auch einige Hinweise auf Desintegrationserfahrungen gefunden werden, diese bezogen sich vor allem auf die Werteebene, die Lebenswelt (Zusammengehörigkeitsgefühl) und eher indirekt auf die Systemebene.

Auch in der Dimension der Desintegrationserfahrungen waren Verbindungen zu Milieuzugehörigkeiten feststellbar, auch wenn nicht allgemein gesagt werden kann, dass *alle* Befragten, die Desintegrationserfahrungen äußerten, zum „traditionellen Pol“ tendierten. Die Umgangsformen der Befragten mit diesen Erfahrungen sind also verschieden, sie können z.B. auch in Rückzug und Abgrenzung bestehen.

Desintegrationserfahrungen bestehen bei manchen Befragten etwa in Bezug auf *kommunikativ-expressive Sozialintegration*. So werden „Bedrohungsgefühle“ in Bezug auf die Präsenz anderer kultureller Gruppen z.B. in der Raumnutzung und der symbolischen Raumbesetzung und Entfremdungsgefühle in Bezug auf das intensive Benutzen fremder Sprachen in öffentlichen Räumen bzw. der Wohnumgebung genannt. Auch der Verlust von „Traditions- und Erinnerungswerten“ und eventuell auch einer Gruppenzugehörigkeit, die mit Raumelementen (in dem Fall dem Gemeindebau) verknüpft werden, ist in Form eines starken Vergleichs des Zusammenlebens in der Vergangenheit und heute zumindest bei einem Interview ein sehr starkes Thema. Diese Gefühle betreffen die Anerkennung und Akzeptanz von kollektiven Identitäten, die in der Interpretation einiger Befragter als gefährdet wahrgenommen werden.

Doch auch die personale Identität wurde bei einem Befragten in Frage gestellt bzw. bedroht (wobei hier die soziale „Markierung“ als „homosexuell“ entscheidend ist). Hier liegt m.E. eine Desintegrationserfahrung auf *kommunikativ-interaktiver Ebene* vor, denn „die Wahrnehmung, dass bei Konflikten Grundnormen (Fairness, Gerechtigkeit, Solidarität) eingehalten werden“ (sh. oben) dürfte angesichts der Vorfälle eher nicht vorherrschen. Auf diese Art der Minorisierung möchte ich weiter unten näher eingehen.

Was die Integration anderer BewohnerInnen auf kommunikativ-interaktiver Ebene betrifft, so wurde von Einigen eine starke Unzufriedenheit mit dem politischen System (etwa in Bezug auf Integrations- und Einwanderungspolitik) und mit den mit dem Gemeindebau befassten

bzw. verantwortlichen Institutionen (wie Wiener Wohnen, GBwohn und die Kinderbetreuung Bassena) geäußert.

Gefährdungen der *individuell-funktionalen Systemintegration* wurden eher indirekt sichtbar. So weisen einige der Befragten eine prekäre soziale Lage auf und manche äußern Befürchtungen bezüglich des Sozialabbaus, Gefühle des Konkurrenzdrucks in Hinsicht auf Sozialleistungen und das Gesundheitssystem, aber auch Arbeitsplätze.

Auch Auswirkungen der von Heitmeyer (1997) beschriebenen Krisen (auf Systemebene, einer wertebezogenen Ebene und der Ebene der Lebenswelt) waren in den Antworten mancher Interviews erkennbar. Die „Abnahme eines geteilten Wertekonsenses“ bei einer „Delegitimierung“ eigener Werte (als eine *Krise auf einer wertebezogenen Ebene*) wurde von zwei bis drei Befragten als sehr problematisch bzw. durch die Zuwanderung und eine allgemeine „Liberalisierung“ bedroht empfunden.

Auf der *Ebene der Lebenswelt* wurden – wie oben unter kommunikativ-expressiven Desintegrationserfahrungen geschildert – ebenfalls „krisenhafte“ Phänomene beschrieben. Diese äußerten sich in einem Verlustgefühl bezüglich eines „Zusammenhalts“, der heute nicht mehr gegeben sei. Eine mögliche Reaktion auf diese Kohäsionskrise, die Heitmeyer anführt, kann die Identifikation mit abstrakten Konzepten wie der Nation bei einer Reaktivierung von Gemeinsamkeiten als Kompensation für diese verloren gegangene Gruppenzugehörigkeit sein. Bei zwei der Befragten war diese Umgangsform stark spürbar.

Hier kann also – bezugnehmend auf die Anomie- und Verunsicherungstheorie (vgl. 4. Kapitel) – von einer *Verunsicherung* hinsichtlich eigener Wert-, Orientierungs- und Normmaßstäbe ausgegangen werden, ausgelöst aufgrund eines als negativ erfahrenen Wandels bzw. einer Infragestellung eigener Werte durch Individualisierung und Zuwanderung. Nach Anhut/Heitmeyer geht es dabei um den Verlust „sozio-emotionaler Anerkennung“.

Besonders starke Desintegrationserfahrungen wurden von Befragten *in prekären sozialen Lagen* bzw. *mit wenig kulturellem oder ökonomischem Kapital* genannt. Die These einer Spaltung der Mittelschicht, also das Zerfallen der „Mitte“ in prekären und gesicherten Wohlstand und das Gefühl sozialen Abstiegs wurde von zwei Befragten mit anderen Worten direkt angesprochen. Einige der Interviewten können aus meiner Sicht der Gruppe des prekären Wohlstands zugeordnet werden, doch nicht alle reagierten auf diese Situation mit Minorisierungen.

Auf der „anderen Seite“ gab es Interviewte mit (relativ) *gesicherten* sozialen Positionen. Vor allem (aber nicht nur) die Interviewten mit *höherem kulturellem Kapital* unterschieden sich von den Interpretationsmustern der „Deprivierten“ (Anhut/Heitmeyer 2001) beträchtlich.

Wie von Anhut/Heitmeyer (2001) genauer expliziert, ist es vor allem die *Kombination* von Deprivation und Verunsicherung, die zur Abwertung anderer Gruppen führen kann. Dies war m.E. in den Interviews teilweise gut erkennbar.

Die Gruppe dieser Betroffenen kann u.U. zu den viel zitierten „ModernisierungsverliererInnen“ gezählt werden, die auf mehreren Ebenen Desintegrationserfahrungen machen und darauf entweder mit Aggression (etwa in Form von Minorisierungen) oder Rückzug reagieren. Zu den Konfliktlösungsstrategien jedoch weiter unten mehr.

Befragte mit intensiveren Desintegrationserfahrungen sahen demnach mehrheitlich auch Probleme mit dem *multiethnischen Zusammenleben* und tendierten dazu die Schuld an den oben angeführten Problemen im Zuzug von und in einer „Inkompatibilität“ der „ÖsterreicherInnen“ mit MigrantInnen vor allem aus dem arabisch-muslimischen Kulturkreis zu sehen. Die Einstellungen bezüglich der Integrationspolitik gehen stark in die Richtung, den Zuzug strenger zu regulieren bzw. den Zugang zu Sozialleistungen für MigrantInnen einzuschränken. Ebenfalls wird von dieser Gruppe eine „Liberalisierung“ der Gesellschaft als negativ empfunden.

Die Desintegrationsthese scheint sich hier also zu bestätigen. Doch, wie Anhut/Heitmeyer (2001) ebenfalls anführen, müssen gewisse *Bedingungen* erfüllt sein, damit sich ethnische Konflikte fördernde Haltungen radikalisieren. Dazu zählen bestimmte Persönlichkeitsmuster, die individuelle Verarbeitungsfähigkeit von Desintegrationserfahrungen, die Verantwortungszuschreibungen, Eigennormen, Gelegenheitsstrukturen, individuelle und kollektive Situationswahrnehmung und Einflüsse der sozialen Umwelt.

Dies könnte eine Erklärung für die Unterschiede im Umgang mit und in der Bewertung von Migration bei ähnlichen Desintegrationserfahrungen sein.

Außerdem könnten diese u.U. auch durch Milieuzugehörigkeiten begründet sein. So stammen auch in meiner Stichprobe nicht alle von Desintegration Betroffenen aus der polarisierten Mitte und konservativen Milieus, von denen nach Vester (1997) die Abwertung schwächerer Gruppen vorrangig ausgehe.¹⁹

¹⁹ Milieus dieser Art machen nach Vester in Deutschland zur Zeit ca. 60% aus. Zu diesen gehören 31%, die Minorisierungen vornehmen und das „konservative Konzept hierarchisch abgestufter Rechte“ vertreten und 27%, die als die durch den gesellschaftlichen Wandel Deklassierten zu expliziten sozialen Ressentiments gegenüber anderen Gruppen neigen. (Vester 1997, S. 183ff.)

13.2. Milieuzugehörigkeit, Ortsbindungs-, Verhaltens- und Einstellungsmuster

Wie oben schon angedeutet, möchte ich die Befragten in ein milieubezogenes „Individualisierungskontinuum“ einordnen, das aus meiner Sicht viele Unterschiede in den verschiedenen Haltungen zu Kategorien wie Ortsbindung, Wunsch nach Nachbarschaft, Konfliktlösungsstrategien sowie Konfliktinvolviertheit – im Zusammenhang mit Desintegrationserfahrungen – erklären kann. Demnach sind an einem „Pol“ Befragte mit eher traditionalen Einstellungen und relativ hohen Desintegrationserfahrungen bzw.

-befürchtungen verortbar, am anderen Befragte mit eher individualisierten Haltungen und relativ wenig Desintegrationserfahrungen. Dazwischen gibt es jedoch eine große Spannbreite an Einstellungen, die teilweise auch in den Interviews wieder gefunden werden konnte.

Die in der Theorie und am Anfang des Kapitels erwähnten „Eigenschaften“ Befragter aus sehr individualisierten und sehr traditionalen Milieus will ich nun in Hinblick auf die konkreten Fälle erläutern. Die Interviewten könnte man auf diese Art und Weise im „Individualisierungskontinuum“ wieder finden:

Traditionaler "Pol"		Individualisierter "Pol"		
E, J	K	A, L	C, G	D, B, H, I, F

Traditionaler Pol

Dem „Pol“ der Milieus mit eher traditionellen Wertvorstellungen würde ich Herr und Frau E, Herr J und (aber nur in bestimmten Aspekten) Herr K zuordnen.

Diese Befragten wiesen eine relativ starke Orientierung an Autoritäten und Institutionen auf, ein Bedauern darüber, dass „alte“ Autoritäten (wie PolizistInnen, HausbesorgerInnen, LehrerInnen) vor allem von der Jugend nicht mehr respektiert würden und das Gutheißen von einer eher autoritäreren Kindererziehung bzw. einer Ablehnung einer allgemeinen „Liberalisierung“.

Bei zwei der Befragten ist auch eine starke Orientierung an vergangenen Zuständen spürbar, vor allem in Bezug auf den Verlust eines „Zusammenhalts“. Die Ortsbindung ist relativ hoch (in Form einer „ideological rootedness“ auf mehreren Ebenen oder einer „alienation“), die Kontakte innerhalb des Gemeindebaus und die Beobachtung der näheren Umgebung intensiver als bei anderen Befragten.

Bei diesen Befragten fiel auch die starke Selbstdefinition über ihre „Respektabilität“ (Vester et al. 2001) auf, eine „Methode“ der Abgrenzung der „mittleren“ Milieus von den „unteren“. Unstetige Arbeitsverhältnisse und das Hoffen auf günstige Gelegenheiten werden negativ beurteilt. Von diesen Befragten wurde eine starke Pflicht- und Arbeitsorientierung, Sauberkeit und ein „geordneter“ Tages- und Lebensablauf als besonders wichtig genannt. (vgl. ihre Aussagen im Abschnitt „Problemwahrnehmung“). Diese Werte sehen sie nun durch sozialen Wandel und „fremde“ Verhaltensweisen von MigrantInnen bedroht. Man könnte sie als „geprellte“ ArbeitnehmerInnen sehen, die das von Vester beschriebene (eher der kleinbürgerlichen Traditionslinie) zuzuordnende hierarchische Gesellschaftsbild von „Patron“ (der Staat/die Stadtpolitik) und „Klient“ verinnerlicht haben – wobei der „Patron“ bei Treue zur Fürsorge verpflichtet ist – und die nun erkennen müssen, dass dieses „System“ heute nicht mehr besteht. Teil dieses Systems war auch die früher restriktivere Wohnungspolitik und die strengerer Raumnutzungsregeln bzw. Sanktionierungen, die heute ebenfalls an Gültigkeit verloren haben. (vgl. dazu „Rolle der Institutionen“ bzw. die Interpretationen der ExpertInnen) Das Gefühl die „Fürsorge“ des „Patrons“ nicht mehr (als eine Art Gegenleistung) zu erhalten, drückt sich m.E. in diesem Zitat aus: „Weil wie wir da eingezogen sind, wurde uns eine gewisse Wohnqualität versprochen. Das ist jetzt eigentlich nur mehr ein Fremdwort.“ (Frau F, 5)

Der größte Unterschied zu Befragten am „individualisierten Pol“ bestand jedoch bezüglich der Einstellungen zu Integration und der Einschätzung des multiethnischen Zusammenlebens im Gemeindebau und allgemein. Es wurden hier relativ zu den anderen Befragten die stärksten Ethnisierungen und Entfremdungsgefühle sowie die schärfsten Konflikte mit MigrantInnen genannt.

Nun möchte ich kurz die Einstellungen bezüglich anderer Kategorien darstellen, die ebenfalls vorrangig bei diesen Befragten zu finden waren.

Desintegrationserfahrungen

Zu den Desintegrationserfahrungen, die vorwiegend von Befragten am traditionalen „Pol“ geäußert wurden, habe ich oben ebenfalls schon etwas geschrieben. Exemplarisch möchte ich hier Befürchtungen im Bereich der individuell-funktionalen Systemintegration darstellen, geäußert von Herrn E und Herrn J. Herr E meint in Bezug auf die Slowakei:

„Aber es ist dort ganz einfach mehr Aufschwung. Wir gehen aber zurück. Weil wir entwickeln uns zurück. Die Abgaben werden immer mehr, die Leute immer weniger, die Mittelschicht stirbt. Es gibt nur mehr, so empfinde ich das, Reich und Arm. Und dann ist es aus. Weil das Verdienen geht nicht auf die Leut, dass die Leut was haben, sondern da geht's nur [darum], dass die Industrie was hat.“ (946)

Er bringt diese Entwicklungen in Verbindung mit der Migration. Herr E verstehe nicht, „warum ich immer jemanden holen tu, wo ich von Haus aus weiß, da kann ich nur zahlen.“ (952) Ganz ähnlich sieht dies Herr J: „Wir müssen unsere Sozialleistungen umbringen, um nicht ausgebeutet zu werden von der rechtlichen EU oder von dieser Art Menschen.“ (139) Den Abbau der Einflussmöglichkeiten des Staates bzw. der sozialen Absicherung sieht er bedrohlich voran schreiten:

„Der Staat hat sich jetzt mittlerweile in der letzten Zeit eh schon sehr weit zurückgezogen, (...) mehr wird privatisiert, den Menschen übergeben – Das funktioniert nicht! Ein intaktes Leben, ein kommunales Wesen, muss ganz einfach irgendwo vom Staat gesteuert und kontrolliert werden.“ (141)

„Es ist ein riesengroßes Problem, das der Staat jetzt fördert mehr oder weniger, ja, wir müssen eine Notbremse ziehen, dass das ganze nicht soweit jetzt verwahrlost oder wieder in die andere konträre Richtung geht, ja, zu viel liberalisiert wird, zu viel freigegeben wird, zu viel aufgegeben wird, weil es ist ganz einfach, dass ein soziales Leben möglich sein muss, neben dem privatwirtschaftlichen.“ (145)

Die Entfremdungs- und Bedrohungsgefühle durch die Präsenz und die Raumeigungsformen von MigrantInnen (als Beeinträchtigung der kulturell-expressiven Sozialintegration) sind, wie schon mehrfach geschildert, bei diesen beiden Befragten massiv.

Konfliktlösungsstrategien und -involviertheit

Herr und Frau E sowie Herr J sind stark und schon seit längerem in sie emotional belastende Konflikte (vor allem in den Höfen oder in der Nachbarschaft) involviert und tendieren dabei zu aktiven und konfrontativen Konfliktlösungsstrategien. Diese umfassen mehrere Ansatzpunkte: alltägliche Auseinandersetzungen (die aggressiv bis fast physisch sind und von verhärteten Fronten geprägt sind), Beschwerden bei und Hinzuziehen von Institutionen wie Wiener Wohnen, GBwohn und Stadtpolitik, Initiierung von (schon mehreren) Unterschriftenlisten. Wie im Abschnitt „Rolle der Institutionen“ ausgeführt, besteht teilweise ein Wunsch nach Anerkennung ihrer Probleme von Seiten der Institutionen und andererseits Verbitterung über die empfundene Tatenlosigkeit bzw. über die Ignoranz gegenüber ihrer

Problemsicht (das Gefühl, im Stich gelassen zu werden). Gewünscht wird autoritäres institutionelles Eingreifen, das aber durch eine als negativ empfundene „Liberalisierung“ immer unmöglich(er) werde.

Auch „technische“ Lösungen wie Zusperren von Käfigen, Sperrzeiten und Zeitschaltuhren, die teilweise über den Mieterbeirat, bei dem Herr und Frau E ebenfalls sehr aktiv waren, eingeführt wurden, zählen zu den gewählten Strategien. Letztere versucht auch Herr K, der in Konflikten weniger konfrontativ ist, sondern eher diplomatisch agiert (bzw. agieren muss), immer wieder durchzusetzen (Pflanzen von Büschen usw.). Er wünscht sich – auch das ist ein eher pragmatischer Zugang – eine Teilung des Gemeindebaus in kleinere Einheiten, von der er sich eine Erhöhung des Verantwortungsgefühls der MieterInnen gegenüber dem Gemeindebau erhofft.

Die Schwierigkeit bei der Interpretation dieser Fälle ist, dass es den Lärm im Spielhof ohne Zweifel gibt. Dazu möchte ich weiter unten unter dem Punkt „Andere Einflussfaktoren“ Näheres schreiben. Eine Interpretation bezüglich der relativen Bevorzugung (bei zwei von drei der Befragten) von konfrontativen Konfliktlösungsstrategien könnte sein, dass die Ortsbindung zu bzw. die Identifikation mit dem Wohnumfeld (einhergehend mit einer genauen Beobachtung der Vorgänge dort) dazu führt, dass das Raumverhalten der Kinder und MigrantInnen als bedrohend empfunden wird, da hier eine „fremde“ symbolische Raumbesetzung stattfindet. Die konfrontativen Lösungen werden also gewählt, da die Konflikte als (Identitäts-) Bedrohung empfunden werden.

Ortsbindungen

Die Befragten, die eher traditionale Einstellungen aufwiesen, empfanden eine emotional intensivere Ortsbindung an die Wohnumgebung: im Fall von Herr und Frau E eine „alienation“ in Bezug auf die Gegenwart des Gemeindebaus und eine positive Bindung an die Vergangenheit, bei Herrn J starke Ortsidentifikationen auf mehreren Ebenen (Umgebung, Wien, Österreich), die teilweise auch biographisch begründet, aber stark reflektiert sind („ideological rootedness“). Auch andere Befragte wiesen fallweise positive Bindungen (z.B. biographische an den Bezirk oder in Bezug auf „grüne“ Stadtteile) auf, diese waren jedoch entweder gespalten („divided rootedness“), auf die Wohnung konzentriert oder der Fokus lag nicht auf dem Gemeindebau.

Allgemein handelt es sich hier um Formen von Ortsbindung, die großteils in der Vergangenheit verhaftet sind bzw. kaum für eine „Reevaluierung“, also eine prinzipielle

Akzeptanz der (sozialen) Veränderungen im Gemeindebau offen sein können. Dies liegt wahrscheinlich an den zugrunde liegenden starken Verlusterfahrungen und daran, dass die wahrgenommene Gegenwart keinen adäquaten „Ersatz“ zu bieten scheint.

Die Ortsbindung drückt sich auch in Form einer genauen Beobachtung der Geschehnisse in den Höfen aus, dies gilt auch für Herrn K, allerdings schon rein aus berufsbedingten Gründen (seine dominante Ortsbindung ist eher biographisch und auf den zweiten Bezirk konzentriert). Interessant ist, dass die Wohndauer in Bezug auf die Ortsbindung nicht unbedingt Einfluss zu haben scheint (entgegen den Annahmen der im 2. Kapitel dargestellten Theorien): insgesamt lebten fünf Befragte ca. 30 Jahre im Gemeindebau, davon entwickelten nur Herr/Frau E bzw. Herr J intensivere Bindungen an den Gemeindebau, die sich auch in einer starken sozialen Interaktion mit NachbarInnen oder anderen BewohnerInnen bemerkbar machen.

Einstellungen zur Nachbarschaft

Frau und Herr E äußern ihr Bedauern über den geringen „Zusammenhalt“ im Gemeindebau und pflegen, wie Herr J und Herr K, relativ zu den anderen Befragten viele Kontakte innerhalb der Wohnhausanlage.

Vor allem Herr und Frau E vergleichen die heutige Form des Zusammenlebens bedauernd mit einer besseren vergangenen, so meint Frau E: „Im Großen und Ganzen ist es leider so, dass in der heutigen Zeit ein jeder seine Tür zu macht und von Anderen nix wissen will“. (733) Dieser verloren gegangene Zusammenhalt beruhte, wie ich schon ausgeführt habe, zu einem wahrscheinlich nicht unbedeutendem Ausmaß auf einer weitestgehenden Homogenität der frühen BewohnerInnen bezüglich ihrer Lebensphase und ihrem Alter (es waren alle „junge Mütter“ (Frau E, 718)), Lebensstile, und teilweise u.U. auch Milieuzugehörigkeit (nicht alle Interviewten, die seit 30 Jahren im Gemeindebau leben, empfanden diesen Zusammenhalt allerdings so wie Frau E). Auch die als fremd empfundene Kultur der „neuen“ BewohnerInnen erzeugt Entfremdungsgefühle.

Im Fall von Herrn K, der relativ gute, freundschaftliche Beziehungen innerhalb des Gemeindebaus hat, geht es in erster Linie um den Wunsch, dass sich MieterInnen mehr um ihre räumliche und soziale Umgebung kümmern bzw. sich dafür verantwortlich fühlen sollten. Auch Herr J ist im Gemeindebau durch viele (auch verwandtschaftliche) Kontakte sozial verwurzelt, er fühlt sich dem Gemeindebau „seit der ersten Minute verhaftet“ (44).

Dies sind Einstellungen (die Suche nach Wertehomogenität, Stabilität und Verwurzelung in der Wohnumgebung), die auch nach Beck/Perry (2008) auf die Zugehörigkeit zu einem eher

traditionalen Milieu hinweisen. Dennoch soll auch an dieser Stelle einschränkend darauf hingewiesen werden, dass nachbarschaftliche Beziehungen nach Weichhart (1990) und Beck/Perry (2008) auch bei traditionalen Milieus nicht die Ebene der intensivsten Interaktionen darstellt, auch wenn genannte Eigenschaften in ihnen gesucht werden.

Einstellungen zum multiethnischen Zusammenleben

Wie schon in der Theorie bzw. in diesem Kapitel beschrieben, können Desintegrationserfahrungen zu ethnisch begründeten Konflikten bzw. Problemwahrnehmungen führen. Dieses Muster wurde bei den Befragten, die eher zum traditionalen „Pol“ tendieren, besonders sichtbar.

Herr und Frau E bzw. Herr J empfinden das Zusammenleben mit MigrantInnen (vor allem jene aus eher muslimischen Ländern, die in den letzten Jahren zugezogen sind) als ein massives Problem. Bei ihnen herrscht eine hohe kollektive Verantwortungszuschreibung vor, beide (und teilweise auch Herr K) sehen eine Bedrohung des Sozialstaats (auch) durch eine fehlgeleitete Einwanderungs- und Integrationspolitik gegeben.

Herr J und Herr und Frau E definieren sich über Werte der „Respektabilität“ (sh. oben) und schreiben MigrantInnen die Eigenschaften pauschal zu, von denen sie sich abgrenzen. Dazu gehört u.a. die Vorstellung, dass MigrantInnen „nur wegen dem Geld“ (Frau F, 106) nach Österreich kommen, das Gesundheits- und Sozialsystem ausnutzen (etwa indem viele Kinder geboren werden), nicht arbeiten wollen, einen ungeregelten Tagesablauf haben und sich nicht genug um ihre Kinder „kümmern“, sie also nicht richtig erziehen würden.

Mehrere von ihnen beschriebene Rangordnungs- und Regelkonflikte gründen sich auf dieser Wahrnehmung der migrantischen BewohnerInnen.

Die immer mehr zunehmende Präsenz von MigrantInnen (Frau J fühlt sich z.B. „vertrieben“ (158)) wird in Verbindung mit einem als „präpotent“ (Herr E, 102) empfundenen Auftreten, das Herr J auf die Erziehung der männlichen Kinder zu kleinen „Macho[s]“ (12) zurück führt, als bedrohlich erlebt. In den Schilderungen der Konflikte wird immer wieder eine gewisse Macht- und Kommunikationslosigkeit spürbar. Das Gefühl der Bedrohung und des Verlusts einer alten Rangordnung wird von beiden Interviewten sehr explizit geäußert. Oft geht es dabei um die Nutzung und Besetzung der (halb)öffentlichen Räume (Benutzen fremder Sprachen, Musik, Zeiten der Nutzung). Wie auch Hanhörster/Mölder (2001) in ihrer Studie herausarbeiteten, sind Regelkonflikte (wie in diesem Fall das Beharren auf bestimmten

Raumnutzungsregeln) oft versteckte Rangordnungskonflikte, denen der Wunsch der Reetablierung einer alten Ordnung zugrunde liegt.

Diese Konkurrenzsituation wird in diesen Zitaten von Herrn J sehr deutlich geschildert: Ihn störe das „Gerechtigkeits- oder Berechtigungsgefühl, oder das Auftreten (...): „Wir haben eigentlich dieses Recht, wir sind da, ihr habt's da gar nix zum Reden, was stellt ihr euch vor.“ (223) MigrantInnen sollen „bereit“ sein „...Unseres da zu akzeptieren, aber auch Unseres zu machen, nicht vorherrschhaftlich Ihres herauszustreichen, sondern wir sind eigentlich diejenigen, die unsere Kultur hier haben, unsere angestammte.“ (12)

Herr J geht am stärksten von allen Interviewten von einer homogenen österreichischen bzw. mitteleuropäischen Kultur aus, zu deren Werten unter anderem eine hohe Bewertung der Familie zähle. Herr und Frau E beziehen ihr Bild des „richtigen Lebens“ eher auf (reale oder idealisierte) individuelle Erfahrungen in der Vergangenheit. Vor allem bei Herrn J zeigt sich hier eventuell das von Heitmeyer (1997) beschriebene Muster der eigenen Aufwertung durch Bezug auf abstraktere Kategorien aufgrund eines subjektiv erlebten Kohäsionsverlustes.

Herr J unterscheidet sich von Herrn und Frau E, die vergleichsweise viele, auch gut bewertete Kontakte zu MigrantInnen haben und hier trotz ihrer Abwertungen eine gewisse Offenheit aufweisen, auch darin, dass er von einer prinzipiellen Inkompatibilität der „Mentalitäten“ ausgeht. Trotzdem kenne auch er MigrantInnen, die in der Problemwahrnehmung auf seiner „Linie“ (22) seien.

Beide bewerten das Verhalten der früher zugezogenen Ex-JugoslawInnen besonders positiv im Vergleich zu den „heutigen“ MigrantInnen. Diese seien nach Herrn E „williger gewesen“ bzw. seien wie Herr J „genauso auf die Nacht todmüde heim [gekommen]“ (Herr J, 417), entsprachen also eher ihrem Arbeitsethos.

Das „soziale Alter“²⁰ spielt demnach auch bei der Bewertung der MigrantInnen eine gewisse Rolle. Generell sieht Herr E die Tatsache zu den ersten BewohnerInnen gezählt zu haben und eine Arbeitsverpflichtung (durch die er auch Anspruch auf Rechte habe) erfüllt zu haben als die Basis für seine Forderung von Vorrechten: „Jetzt wohn ich 30 Jahre in der Anlage, die wohnen sieben Jahre da, haben noch nix zahlt, Einer geht arbeiten und die ganze Familie bezieht da ein Geld.“ (364)

Herr K vertritt zwar eine teilweise ähnliche Problemsicht (z.B. die Notwendigkeit einer Regulierung der Zuwanderung, ein sich gestört Fühlen durch Raumnutzungszeiten von

²⁰ Mehr zur theoretischen Interpretation der Bedeutung des „sozialen Alters“ bei Konflikten zum Schluss dieses Kapitels.

MigrantInnen), äußert jedoch im Interview nicht die von Herrn/Frau E bzw. Herrn J gemachten kollektiven Zuschreibungen und Bedrohungsgefühle MigrantInnen gegenüber bzw. versucht diplomatisch und „neutral“ zu bleiben indem er sich aus Konflikten heraus hält: „Ich versuch mich aus Allem raus zu halten, weil du kannst nur verlieren. Das ist so, wie wenn du Kinder hast, wenn die miteinander streiten, das ist sinnlos sich einzumischen.“ (100)

Individualisierte Milieus

Zu den individualisierten Milieus – die sich über Schichten hinweg erstrecken können – zählen nach Vester (1997) vor allem Jüngere und/oder gut Ausgebildete. Sie verbindet eine gemeinsame politisch-weltanschauliche Grundeinstellung, die u.a. die Suche nach Selbstverwirklichung bzw. -bestätigung und Authentizität, die Entpflichtung von verordneten Solidaritäten bei höherer Eigenverantwortung, den Wunsch nach Teilhabe in Bezug auf Arbeit, Familie, Kultur und Mitbestimmung und die Wertschätzung kulturellen Kapitals beinhaltet. Ebenfalls gemeinsam haben sie das Fehlen von *explizit* antiegalitären und hierarchisch orientierten Einstellungen.

Individualisierte Milieus sind auf der Differenzierungsachse von Vester also eher „links“ anzusiedeln, bei den Einstellungen der Eigenverantwortung und der (relativen) Offenheit für Neues. Auch wenn in den Interviews nicht nach allen diesen Wertvorstellungen gefragt wurde, so konnte man – vor allem in Bezug auf anithierarchische Einstellungen bzw. einer Offenheit gegenüber MigrantInnen – einige Befragte diesen Werthaltungen zuordnen.

Doch auch Haltungen zur Ortsbindung und zum nachbarschaftlichen Sozialverhalten sind, m.E. bzw. auch durch Aussagen der Befragten bestätigt, nicht unabhängig von der Milieuzugehörigkeit. Der Zusammenhang von Raumverhalten und „Individualisierungsgrad“ der Milieus wurde schon in den oben angeführten Theorien bzw. Studien erwähnt.

Individualisierung ist gekennzeichnet durch eine Herauslösung aus „vorgegebenen“ Beziehungen und die Möglichkeit bzw. die Notwendigkeit sich seine Beziehungen wählen (zu müssen) (vgl. Noller 1999, S. 187f.). Die Wahlfreiheit von Beziehungen, aber auch Lebensstilen ist also auch gleichzeitig ein Zwang. „Individualisierte“ Milieus begrüßen diese Wahlfreiheit, „traditionelle“ fühlen sich dadurch – da andere Gesellungsstile gewohnt – eher verunsichert.

Diese/r Wahlfreiheit bzw. Wahlzwang von Beziehungen steht m.E. in einem Zusammenhang mit der von Zeiher (1989) beschriebenen verinselten Raumerfahrung. Diese kam nach Zeiher gemeinsam mit zunehmender Mobilität und der Individualisierung auf. Ein „verinselter

Lebensraum“ führt dazu, dass Kontakte aktiv gesucht werden müssen – was von einzelnen Befragten, etwa Frau F, die sich ihre „Freunde und Bekannte selber aussuchen“ (217) möchte, auch explizit gewünscht ist. Auf der anderen Seite bedeutet nach Zeiher die Abnahme des „Zwang[s] zum Aufenthalt“ auch, dass „der Einzelne nirgends mit seiner ganzen Person hin [gehört]“ (Ebd., S. 189). Diese Tatsache, die sich auf das Verhalten der NachbarInnen auswirkt, wird m.E. von VertreterInnen anderer Milieus als schmerhaft erlebt bzw. negativ bewertet (etwa bei Frau E). „Verinselung“ bedeutet die Konstitution eines Raums, der über größere Distanzen verstreut ist und eine Art Netzwerk bildet. Die Verbindung dieser Raumelemente zu einem erlebten Raum erfolgt über Verkehrs- und Kommunikationsmittel bzw. über die Vorstellungskraft. Er unterscheidet sich signifikant von einer „konzentrischen“ Raumaneignung, bei der von einem Zentrum ausgehend nach und nach die Umgebung angeeignet wird.

Im Zusammenhang mit der freien Beziehungswahl bedeutet dies demnach auch, dass der unmittelbare Nahraum bzw. dort stattfindende Beziehungen an Bedeutung verlieren. Wie im Kapitel über Nachbarschaft heraus gearbeitet, waren große Unterschiede in Bezug auf das Verhältnis zur Nachbarschaft feststellbar: von einem Wunsch nach bzw. Bedauern über den Verlust intensiverer Nachbarschaft bis zu Distanziertheit und Indifferenz gegenüber nachbarschaftlichen Beziehungen. Je größer der Wunsch nach Nachbarschaft, desto eher war der/die Befragte in einem eher traditionalen Milieu verortet, je geringer, desto „individualisierter“ war das Milieu. Dies bestätigt auch die von Beck/Perry (2008) oben näher ausgeführte Studie zum Raumverhalten von deutschen und migrantischen Milieus.

Zum individualisierten „Pol“ tendieren nach meiner Einschätzung vor allem die Befragten Frau D, Herr und Frau B, Frau H, Frau F und Herr und Frau I. In Bezug auf die verschiedenen Kategorien waren jedoch klarerweise Unterschiede feststellbar. Die Desintegrationserfahrungen sind bei Befragten in der Nähe dieses „Pols“ eher weniger gegeben, auch verfügen die Befragten über mehr ökonomisches und/oder kulturelles Kapital. Nur Herr und Frau I verfügen über einen (noch) unsicheren sozialen Status (als „sich etablierende Außenseiter“ (Dangschat 2000, S. 201)), aber über hohes kulturelles Kapital und eine starke Aufstiegsorientierung für sich selbst und für ihre Kinder. Dies macht sich auch in ihren Einstellungen bemerkbar.

Da Befragte, die eher diesem Pol zuordenbar sind, teilweise auch eher Diejenigen mit höherem kulturellen und/oder ökonomischen Kapital sind, verwundert es nicht, dass in der Bewertung anderer Gruppen Abgrenzungen in Form von „Distinktion“ (Vester et al. 2001)

auftraten, die sich auf politische Einstellungen, geringe Bildung, Schicht und Sprachstile bezogen. Da diese m.E. stark mit einer Ablehnung fremdenfeindlicher Einstellungen (bzw. mit diesen in Verbindung gebrachter Menschen) zusammen hängen, werde ich sie unter dem Punkt „Einstellungen zum multiethnischen Zusammenleben“ darstellen.

Konfliktlösungsstrategien und -involviertheit

Alle diesem „Pol“ nahe Befragten tendierten entweder zu vermittelnden Konfliktlösungsstrategien oder zu einem generellen Rückzug aus dem Gemeindeleben (als eine Konfliktvermeidungsstrategie). Alle wiesen eine relativ niedrige Konfliktinvolviertheit auf und diejenigen, die in (nicht sehr intensive) Konflikte involviert waren, setzten bewusst und offensichtlich meist erfolgreich auf das persönliche Gespräch als Strategie. Das Hinzuziehen von Institutionen wie GBwohn, Wiener Wohnen oder Mieterbeirat ist von niemandem wahrgenommen worden bzw. sind sie bei Vielen nicht einmal bekannt. Dies liegt aber sicher auch an der vergleichsweise niedrigen Konfliktinvolviertheit, die ein solches Vorgehen auch nie erforderlich machte.

Einige (Herr und Frau B und Herr und Frau I) äußerten explizit Werte, die eine gute Nachbarschaft betreffen, was sich auch in ihren Konfliktlösungsstrategien niederschlägt, wie Herr I verdeutlicht:

„Und durch Kommunikation, das glaub ich auch, da können die Leute ihre Probleme beseitigen. (...) Ein Problem löst sich nicht durch das Sammeln von Unterschriften, sondern durch Kommunikation und gute Nachbarschaft. (...) [M]ein Nachbar hat auch Rechte. Wenn ich das berücksichtige in meinem Leben, dann werde ich kein Problem haben.“ (227-230)

Andere Befragte dieses „Pols“, die eher Rückzugstendenzen aufwiesen, waren – wie oben verdeutlicht für „individualisierte“ Milieus typisch – der Nachbarschaft gegenüber „indifferent“ und wiesen eine „verinselte“ Raumaneignung, geringe (auf den Gemeindebau bezogene) oder gespaltene bzw. „relativistische“ Ortsbindungen auf und tendierten eher zur „Beziehungswahl“ als zur Beziehungsvorgabe. Daran wird ersichtlich, wie verwoben diese Kategorien miteinander sind bzw. wie milieuspezifisch diese Muster wirken.

Einstellungen zur Nachbarschaft

Bei Befragten, die ich eher individualisierten Milieus zuordnen würde, waren eher indifferente oder distanziert-ambivalente Haltungen zur Nachbarschaft und keine oder

vereinzelte bis oberflächliche Kontakte zu NachbarInnen feststellbar. Ausnahme waren Herr und Frau I, die sich, wie schon genauer geschildert, zwar eine intensivere Nachbarschaft wünschen und gute Kontakte haben, was sich aber (vor allem mit ÖsterreicherInnen) aus mehreren Gründen manchmal schwierig gestaltet.

Gegenüber der allgemeinen Behauptung des Verlusts eines Zusammenhalts vor allem von Herrn und Frau E – der für sie selbst sicher gegeben ist – könnte man aus den Interviews interpretieren, dass dieser auch „damals“ nicht von allen BewohnerInnen so gewünscht oder erlebt wurde. Auch früher gab es schon Milieuunterschiede und verschiedene Grade lokaler Integration. Dafür sprechen die Aussagen von Herrn und Frau B, die im Sozialverhalten keinen großen Unterschied zu vor 30 Jahren sehen können und die Beobachtung von Herrn K, dass es BewohnerInnen gebe, die mit der Eröffnung des Gemeindebaus eingezogen seien, auf der selben Stiege wohnen und sich teilweise immer noch nicht kennen.

Diese Beobachtung trifft z.B. auf Herrn G und Frau H zu, die beide ca. 30 Jahre im Gemeindebau leben und so gut wie keine nachbarschaftlichen Kontakte haben.

Ortsbindungen

Interviewte, die eher Einstellungen individualisierter Milieus vertraten, wiesen auch mehrheitlich Ortsbindungen auf, die sich nicht auf den Gemeindebau beziehen (weder positiv noch negativ), sondern eher auf die Wohnung, den Zweitwohnsitz, andere Stadtteile oder „grüne“ Teile des Bezirks. Teilweise haben sie einen Freundes- und Verwandtenkreis, der in der Stadt verstreut ist, sie sind also auch relativ mobil.

Wie im Kapitel über Ortsbindungen beschrieben, waren dies vor allem Bindungen der „uncommitted placelessness“, der „relativity“ („wo meine Familie ist, da bin ich auch zuhause“ (Frau H, 51)) einem Fokus auf die Wohnung und einer „divided rootedness“.

Das soziale Leben individualisierter Milieus gestaltet sich, wie unter obigem Punkt herausgearbeitet, nach Beck/Perry (2008) wohnortunabhängig. Die unmittelbare Wohnumgebung wird ausgeblendet und es erfolgt eine Konzentration auf räumlich verstreute soziale Kontakte bzw. die Wohnung. Da die intensivsten Ortsbindungen auf sozialen Beziehungen an bestimmten Orten basieren, wird so die Entstehung einer „Verwurzelung“ in und räumliche Identifikation mit der Wohnumgebung erschwert.

Die geringe Ortsbindung bzw. die Existenz von „Ausweichorten“ und der Rückzug in die Wohnung könnte, wie oben erwähnt, auch Auswirkungen auf die Problemwahrnehmung und als Konsequenz Konfliktinvolviertheit haben. Die wahrgenommene Bedrohung einer

ortsgebundenen Identifikation durch neue NutzerInnen bzw. durch ungewohnte Nutzungsformen ist in diesen Fällen u.U. weniger gegeben.

Die Tatsache, dass zwei der besser situierten Befragten über einen Zweitwohnsitz verfügen, der ihnen als „Ausgleich“ (Herr B, 26) dient, weist darauf hin, dass hier die von Dangschat (1998) vertretene These zutreffen könnte, dass die gebildete Mittelschicht, die in Bezug auf Migration und Integration meist tolerantere Werte vertritt, entweder aus Quartieren mit hohem MigrantInnenanteil wegziehen oder sich (in diesem Fall) eben Rückzugsorte schaffen würden und so den Konflikten, mit denen sich die „ehemals Etablierten“ konfrontiert sehen, entziehen können. Toleranz aus „sicherer Entfernung“ ist leichter möglich als bei Denjenigen, die sich mit der Umgebung stark identifizieren bzw. auf sie angewiesen sind.

Auch bei Herrn L und Herrn A traten entweder gespaltene oder relativistische Einstellungen auf. Sie würde ich jedoch eher in der „Mitte“ zwischen „individualisiertem“ und „traditionalem“ Pol ansiedeln (wie oben erwähnt, könnten sie dem sog. „adaptiven Integrationsmilieu“ angehören). Hier fällt m.E. die spezielle Situation von MigrantInnen ins Gewicht. Obwohl beide seit ca. 20 Jahren in Österreich leben, hinterließ der Migrationshintergrund bzw. die primäre Sozialisation in einem anderen Land Spuren, die sich auch auf die (Intensität der) Ortsbindungen auswirken. Im Fall von Herrn A ist sie etwa gespalten (er „schwankt“ zwischen der Türkei und Österreich), im Fall von Herrn L ist sie – auch aufgrund der sehr vielen erzwungenen Wohnungswechsel – relativistisch: ihm sei es inzwischen „jetzt auch egal, das Wichtige für mich ist Wohnung“ (79). Bei Herrn und Frau I konnte ich ebenfalls keine intensiven Ortsbindungen feststellen, sie ähneln jedoch in anderen Dimensionen sehr den Milieus des individualisierten „Pols“.

Einstellungen zum multiethnischen Zusammenleben

Bei eher individualisierten Milieus zurechenbaren Interviewten zeigten sich ausschließlich „tolerante“ oder „ambivalente“ (bei Frau D, die sich jedoch von kollektiven Schuldzuschreibungen distanziert) Haltungen zum multiethnischen Zusammenleben. Es bestand bei österreichischen Interviewten eine hohe Ablehnung von fremdenfeindlichen Einstellungen, doch tauchten etwa bei Frau D und leicht bei Herr und Frau B auch Entfremdungsgefühle auf (in Bezug auf die intensive Benützung fremder Sprachen in der Wohnumgebung und in öffentlichen Verkehrsmitteln).

Die hohe „Toleranz“ könnte – der Desintegrationsthese zufolge – auch auf die vergleichsweise wenigen Desintegrationserfahrungen der Befragten bzw. ihre meist

abgesicherte soziale Lage zurückgeführt werden. Auch die Existenz von „Ausweichorten“ bzw. einer nur geringen Bindung an den Gemeindebau (vgl. den obigen Punkt) könnte hier m.E. eine Rolle spielen.

Positiv betont am Zusammenleben mit MigrantInnen wurde die Freundlichkeit im nachbarschaftlichen Kontakt (etwa in Bezug auf die ägyptische Nachbarsfamilie von Herr und Frau B, auch von Frau H).

Herr/Frau B, Frau H und Frau F haben jedoch keine intensiveren Kontakte mit MigrantInnen. Obwohl sie diese Kontakte nicht prinzipiell ablehnen, scheinen sie dennoch nicht zustande zu kommen. Herr und Frau B nennen öfter Sprachschwierigkeiten als einen Hinderungsgrund. Herr und Frau I haben hingegen viele (nachbarschaftliche) Kontakte zu MigrantInnen und – allerdings nicht so viele wie gewünscht – zu ÖsterreicherInnen.

Die von ÖsterreicherInnen mit höherem kulturellem und/oder ökonomischem Kapital (insbesondere Frau D, Herr B und leicht auch Frau H) geäußerte Abneigung gegenüber xenophoben Haltungen scheint mir (auch) milieubedingt zu sein. Das Vertreten solcher Einstellungen wird Menschen mit eher niedrigerem sozialen Status bzw. niedrigerer Bildung zugeschrieben, die Distinktion von diesen erfolgt also auch über die Ablehnung dieser Einstellungen.

So grenzt sich Frau D von den BewohnerInnen ihres Stadtviertels ab. Von einem Arztbesuch erzählt sie:

„....da waren ziemlich schräge Leute (lacht). Ja ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll, eher untere Schicht. Also ich glaub das ist so typisch Krone-Leser hier. Aber ich glaub es gibt halt auch Ausnahmen. Vom Reden her, wenn ich da durchgeh, was ich hör, ist ziemlich tief. (lacht)“ (D, 31)

Außerdem glaube sie, dass man „hier“ nach ihren Beobachtungen auch „nicht wirklich ausländerfreundlich“ (95) sei. Sie beschreibt sich selbst als „schon ziemlich tolerant, ich schimpf eigentlich nicht, es fällt mir auch schwer, weil ich so erzogen worden bin, dass ich jetzt nicht sag: ,Wah, Ausländer weg oder so.““ (179)

Ähnliche Abgrenzungen nimmt Herr B vor, so beschreibt er sich und seine Frau als vom Verdienst her „eigentlich zu gehoben“ für den Gemeindebau, doch er sage das „ohne dass ich jetzt abheb, ich fühl mich ja wohl dabei“ (61). Das „Bildungslevel“ sei in den letzten Jahren „sicher runter gegangen“ im Gemeindebau, da habe es „Einige gegeben, die dann gesagt haben: ,Ah, die sind so primitiv.‘ Mich hat das nicht gestört, es muss ja so Leut auch geben und man kann mit jedem reden, wenn man will“ (71). Herr B ist also sehr bedacht darauf,

Unterschiede zwischen sich selbst und anderen BewohnerInnen, die er schon wahrnimmt, nicht abwertend zu interpretieren, was auch an seiner eigenen „sozialen Herkunft“ liegen könnte. Auch über die Ablehnung des Zustands des Gemeindebaus, der Frau B BesucherInnen gegenüber manchmal „direkt peinlich“ (66) sei, drückt sich eine gewisse Distanzierung aus.

Klar distanziert sich Herr B jedoch von Menschen, die zur Fremdenfeindlichkeit tendieren:

„Also die typischen..ja, tät ich sagen..FPÖler. Alles, was Ausländer ist, ist schlecht. Wenn man da wirklich manchmal Leut drüber reden hört, da fahr ich auch in den Slang, weil sonst könnt ich mich mit denen nicht verständigen. Die sind primitiv, nur was sie gehört haben, was sie vielleicht im Fernsehen gesehen haben, tun sie lautstark bereden. Müssen schon ein bissl im Öl, mit einem Spiegel...Nicht nur unsere Stiege allein, wenn viele solche zusammen kommen, das ist ja überall so. Wo viele Gleichgesinnte zusammen kommen, der Gruppenzwang ist...ein jeder muss einen Anderen überbieten und nachher, wenn sie weggehen, werden sich vielleicht sogar manche denken: Na eigentlich war das ein Blödsinn, was ich gesagt hab.“ (B, 221)

Die von Befragten aus traditionalen Milieus geäußerten Probleme mit dem Raumnutzungsverhalten von MigrantInnen werden von Befragten dieser Gruppe anders interpretiert. So meint Frau H zum auch von ihr beobachteten Phänomen, dass MigrantInnen vor allem abends die (halb)öffentlichen Räume nützen: „Aber wie gesagt, das ist eine andere Lebensart, das ist nicht so, dass es uns stört.“ (95) Zur Lautstärke meint sie: „Also sie sind zwar lauter, aber ich find, sie fügen sich sehr gut ein.“ (89). Auch vom Auftreten von MigrantInnen in öffentlichen Räumen kann Frau H nichts Negatives berichten (sie sei nie in einer gefährlichen Situation gewesen oder „angepöbelt“ worden (89)). Frau F z.B. meint zu „fremder“ Musik in den Höfen:

„I steh drauf, wenn i im Sommer am Balkon sitz, da schräg vis à vis wohnt ein Grieche, der spielt dann auf seiner...ich weiß nicht, was das für ein griechisches Instrument ist. Ja, ich komm mir dann immer vor wie im Urlaub.“ (128)

Bezüglich der Integrationspolitik wurde eine Ablehnung von Parteien mit fremdenfeindlichen Tendenzen und die Notwendigkeit MigrantInnen die Möglichkeit zu geben sich zu integrieren (etwa, wie Herr I meint, über die Möglichkeit des Kindergartenbesuches und, wie mehrere Interviewte erwähnen, die Möglichkeit die Sprache zu erlernen) genannt. Auch der Aufstieg von MigrantInnen in höhere Positionen (mehr MigrantInnen „bei denen, die aufpassen, bei denen, die was zum Reden haben“ (92)) wird etwa von Herrn B explizit befürwortet und von

Herrn I für sich und seine Kinder gewünscht. Frau H sieht die Verantwortung für fremdenfeindliche Tendenzen auch stark in der Art der Berichterstattung der Medien und in der Politik bzw. auch im Versagen anderer Parteien (diese „müssten sich da mehr melden und das Positive hervorkehren, was das Zusammenleben betrifft“ (165)) verortet.

Auf „migrantischer Seite“ gab es Unterschiede in den Einstellungen zum multiethnischen Zusammenleben, obwohl alle drei Befragten (noch) keinen gefestigten bzw. höheren sozialen Status hatten. Daher würde ich eher Herr und Frau I beim individualisierten „Pol“ verorten, Herr A und Herr L eher in der „Mitte“.

Der diesen Umstand erklärende Faktor könnte die Verfügbarkeit von unterschiedlich hohem kulturellem Kapital sein. Dieses ist bei Herr und Frau I in höherem Ausmaß vorhanden und scheint – in Kombination mit einer starken Aufstiegsorientierung (auch für ihre Kinder) – in einem Zusammenhang zu stehen mit der Reflexion von und den unternommenen Anstrengungen in Bezug auf Integration. Die Integrationsarbeit (Erwerb von Bildung und Sprachenkenntnissen und Kontakten mit ÖsterreicherInnen) wird direkt mit den Aufstiegshoffnungen verknüpft.

Bei Herr A, der sich zur Zeit in einer sehr prekären sozialen Lage befindet, scheint eher Verunsicherung vorzuherrschen, seine Zukunftspläne (zurück in die Türkei oder in Österreich bleiben) ebenso wie seine zukünftige finanzielle Situation sind noch unklar. Seine Aussagen – in Bezug auf die mögliche Rückkehr in die Türkei, aber vor allem in Bezug auf die Bewertung des multiethnischen Zusammenlebens – sind von einer starken Ambivalenz geprägt. Es ist nicht ganz klar, ob es bestimmte migrantische Milieus sind, deren Verhaltensweisen ihn stören, oder ob er Wertungen in Bezug auf „Ausländer“ von den „österreichischen Leuten“, mit denen er guten Kontakt zu haben scheint, übernommen hat und nun die Notwendigkeit empfindet sich ihnen gegenüber von den „schlechten“ MigrantInnen abzugrenzen. Die Aussage „für mich ist egal, aber für die österreichische Leute“ (72) könnte auf die zweite Interpretation hindeuten.

Bei Herrn L ist eine gewisse Resignation spürbar, die sich auch auf sein Menschenbild niederschlägt. Er neigt zur Vorsicht gegenüber „fremden“ Menschen, versucht aber immer freundlich zu sein. Für ihn ist es der fehlende Kontakt, der manchmal zu Vorurteilen führen kann.

Dass auch Herr I die Differenzen zwischen den MigrantInnengruppen explizit betont, ist einerseits angesichts der tatsächlichen Heterogenität der MigrantInnen (die sich ja sogar in der Stichprobe abbildet) nicht verwunderlich. Andererseits könnte dies auch – auch vor dem

Hintergrund der Gruppen türkischer und jugoslawischer Kinder im Spielhof, die seine und andere österreichische Kinder verdrängen würden – auf eine Konkurrenzsituation unter MigrantInnen zumindest in Bezug auf die Raumnutzung in den Spielhöfen hindeuten.

Besonders „aufsteigende“ MigrantInnen („sich etablierende Außenseiter“ und „neu Etablierte“) tendieren nach Dangschat (2000) dazu, sich von anderen MigrantInnen abzugrenzen. Herr I macht dies jedoch nicht sehr explizit und tritt außerdem dezidiert gegen eine Diskriminierung von anderen MigrantInnen auf (etwa im Fall seines türkischen Bekannten, der keinen Kindergartenplatz bekommen hat).

Alle migrantischen Interviewten (und übrigens auch MigrantInnen, die ein Interview mit dieser Begründung ablehnten) betonten, „keine Probleme“ mit ÖsterreicherInnen oder anderen MigrantInnen zu haben. Dies wirkte auf mich manchmal fast wie eine vorwegnehmende Reaktion auf eine Unterstellung, die ich aber (zumindest nicht bewusst) nie machen wollte. Ebenfalls auffallend war, dass die beiden Interviewten aus der Türkei relativ viel über baulich-technische Probleme oder Mängel sprachen und bei Aussagen zum sozialen Zusammenleben vergleichsweise zögerlich waren. Dies sind eventuell Muster, die in einer mehrere MigrantInnen umfassenden und anders ausgerichteten Studie m.E. ein interessantes „Forschungsgebiet“ wären. Kritik am Verhalten von ÖsterreicherInnen wurde gar nicht und wenn, nie direkt und auch immer relativierend (z.B. dass negativ empfundenes Verhalten nur von sehr Wenigen ausgehe) geübt.

Ein aus meiner Sicht wichtiger Punkt in dieser Hinsicht wurde von Herrn I erwähnt, der eine stärkere Integration wie geschildert sehr bewusst anstrebt, nämlich die beschriebene „Geschlossenheit“ vieler ÖsterreicherInnen gegenüber MigrantInnen:

„Aber so einfach in einen Kreis mit den Österreichern zu finden ist wirklich sehr sehr schwer. Und man ist von der Gesellschaft gezwungen seine Freunde von den ausländischen Personen zu suchen, weil die haben auch leicht miteinander zu reden und zu kommunizieren. Die Österreicher sind geschlossen, und wenn sie 100 Jahre von Integration reden, die sind aber geschlossen, die sind wirklich nicht offen.“ (269)

Dieser m.E. wichtige Aspekt in der Integration von MigrantInnen findet sich auch teilweise in der von Herr/Frau E und Herr J geschilderten „Kommunikationsohnmaht“ in Konflikten in besonders starker Form, aber auch in den nur oberflächlichen Kontakten eigentlich „toleranter“ Befragter mit MigrantInnen wieder: nämlich als die immer noch vorhandenen, nur teilweise durch die Sprache bedingten, Hemmschwellen, Kommunikationsbarrieren und

Undurchlässigkeit, die den Kontakt von ÖsterreicherInnen und MigrantInnen erschweren und vorhandene Gemeinsamkeiten verdecken.

Befragte mit Desintegrationserfahrungen und teilweise individualisierten Einstellungen

Dangschat (2008, S. 129) unterscheidet zwischen mehreren Möglichkeiten, wie auf Heterogenität in den Wohnumgebung reagiert werden kann: innere Emigration (Rückzug), Wegzug, Aggressionen in Form von Fremdenfeindlichkeit und das „Arrangement“ mit dem „Fremden“, das einerseits in gegenseitigem Austausch, aber auch im Leben in „(nahezu) berührungslosen, aber zivilisierten Parallelwelten“ bestehen kann. Alle Formen dieses Umgangs zeigten sich in den Interviews (teils von den Befragten selbst erlebt, teils als Beobachtungen).

Ich möchte nun noch kurz auf Herrn C und Herrn G eingehen, die prinzipiell relativ tolerante Einstellungen bezüglich MigrantInnen vertreten, jedoch beide eher Rückzugs- und Resignationstendenzen aufweisen, die bei Herrn C auch durch die starken Diskriminierungserfahrungen im Gemeindebau begründet sind. Beide „passen“ nicht recht in die von mir grob unterschiedenen „Pole“ von traditional und individualisiert, da sie sich „trotz“ ihrer toleranteren Einstellungen beide in einer relativ prekären sozialen Lage befinden (beide beziehen Notstand) und Herr C auf mehreren Ebenen Desintegrationserfahrungen machen musste (sh. oben bzw. die Wohn- und Lebensgeschichte von Herrn C). Hier scheinen m.E. auch Milieuzugehörigkeiten (weder Herr G noch Herr C scheinen traditionale Werte zu vertreten) bzw. bei Herrn C eigene Diskriminierungserfahrungen eine Rolle zu spielen. Bei Herrn G ist wohl auch die eigene nicht vorhandene Konfliktinvolviertheit bzw. sein vermittelnder Umgang mit Schwierigkeiten und sein Charakter (den er als „verträglich“ beschreibt) mit ausschlaggebend.

Dennoch scheinen der Rückzug und die Resignation ein Ausdruck gemachter Desintegrationserfahrungen zu sein. Herr Cs näheren, sehr bescheidenen, Zukunftswünsche sind etwa folgende: „Ja ich möcht eigentlich außer Haus gehen können ohne dass ich niedergeschlagen werd, ich möcht, dass die Nachbarin mich in Ruhe lässt, endlich einmal und..... sonst ja...“ (226)

Der „Fall“ von Herrn C, die Anfeindungen und gewalttätigen Attacken aufgrund seiner Homosexualität, scheinen m.E. nur auf den ersten Blick nicht in geschilderte Muster zu passen. Eine Interpretation dieser Erfahrungen könnte nämlich sein, dass die nach der Aussage von Herrn C migrantischen Jugendlichen, die den „Überfall“ ausübten, hier selbst

Minorisierungen, also die Abwertung und Suche von aus ihrer Sicht „Schwächeren“ um den eigenen angeschlagenen Selbstwert zu erhöhen, vorgenommen. U.U. könnten hier eigene Erfahrungen von Minorisierung (auf Basis der Herkunft) weiter gegeben worden sein. Nach der Studie von Schröder et al. (2000) sind Ethnisierungen durch andere MigrantInnen dadurch zu erklären, dass die Schuldzuschreibungen, mit denen sie die Mehrheit konfrontiert, an andere „Außenseiter“ übertragen werden. In diesem Fall waren es aber keine AsylwerberInnen, wie sie Schröder et al. als Beispiel anführen, sondern ein Einzelner, der dem verinnerlichten Männlichkeitsnormen nicht „entspricht“.

Zugrunde liegt diesen Attacken daher klarerweise auch ein sehr restriktives Männlichkeitsbild – männlich zu sein ist, wie auch Anhut/Heitmeyer erwähnen, neben der Herkunft ja eines jener wenigen Merkmale, die Einem nicht weg genommen werden können. (Anhut/Heitmeyer 2000, S. 34)

Andere Einflussfaktoren

Gegen Ende dieses Interpretationskapitels möchte ich mögliche Einflussfaktoren anführen, die neben Milieuzugehörigkeit und Desintegrationserfahrungen, auch die Problemwahrnehmung und Konfliktlösungsstrategien beeinflusst haben könnten.

Zum Einen ist der Lärm im Hof zweifelsohne gegeben. Schon rein baulich ist es nach Aussage einiger Befragter so, dass der Schall im Gemeindebau sehr leicht weiter geleitet wird (sowohl in den Höfen als auch zwischen Wohnungen). Der Lärm am Hof könnte dazu führen, dass man sich „automatisch“ mehr mit den Vorgängen am Hof beschäftigt, diese emotional mehr belasten und somit mehr manifeste Konflikte entstehen.

Die Frage ist aber dennoch, wie der Lärm interpretiert und wie mit ihm umgegangen wird. Die Tatsache, dass auch weniger laute Aktivitäten von MigrantInnen in den Höfen als störend empfunden werden (essen oder „an der Ecke stehen“), deutet darauf hin, dass es sich hier nicht nur um akustische Beeinträchtigung, sondern auch um ein Unbehagen bezüglich der Besetzung „ihres“ Gemeindebaus durch „Fremde“ handelt.

Außerdem äußern ja Herr und Frau J explizit Bedrohungsgefühle, Herr und Frau E eher Entfremdung und, wie Herr J, eine große Ohnmacht bezüglich des Umgangs mit den Konflikten und der Kommunikation.

Ein dritter Hinweis, der diese Interpretation erhärtet, ist, dass andere BewohnerInnen, die am Spielhof leben, keine so große Irritation bezüglich des Lärms geäußert haben, sie nehmen ihn zwar wahr, aber interpretieren ihn anders, wie z.B. Herr A: „Ich höre schon, aber stört mich

nicht so viel. Die Kinder muss doch spielen. Ist eh ein Spielplatz. Oder Spielplatz so machen, [dass] die Kinder gehen Donauinsel. Der Spielplatz, der stört mich nicht.“ (80)

Hier spielt aber sicher auch wieder eine Rolle, dass Herr A, wie Familie I und Herr L, die ebenfalls eine nur geringe Problemwahrnehmung aufweisen, Kinder im Schulalter haben und deshalb das Verständnis eventuell höher ist. Die Tatsache, dass die Kinder aller Befragten mit hoher Konfliktwahrnehmung schon groß sind, ist hier wahrscheinlich ein wichtiger konfliktverschärfender Faktor.

Außerdem soll hier noch kurz auf die in der Theorie oft genannten „moderierenden Faktoren“ (Anhut/Heitmeyer 2000) eingegangen werden, für die aus den einzelnen Interviews allerdings nur Hinweise rekonstruiert werden konnten. Zu ihnen zählen politische Steuerung, soziales Klima, lokale politische Kultur, soziale Netze und Intergruppenbeziehungen. Alle Punkte waren in den Kapiteln „Einstellung zum multiethnischen Zusammenleben“ und „Einstellungen zur Nachbarschaft“ immer wieder Thema. Festzuhalten ist aus meiner Sicht, dass diese Faktoren milieuspezifisch äußerst unterschiedlich wahrgenommen werden, dass man hier also nicht allgemein von „den“ sozialen Netzen im Wohngebiet oder „den“ Intergruppenbeziehungen sprechen kann. Auch das soziale Klima wurde äußerst unterschiedlich interpretiert.

Was die Integration in lokale soziale Netze angeht, scheint sich aus den Interviews zu ergeben, dass eine starke Integration in den lokalen Zusammenhang eher mit Bedrohungsgefühlen in Bezug auf „raumbesetzende“ MigrantInnen und eine weitgehende emotionale „Unabhängigkeit“ vom Wohngebiet mit Einstellungen (relativer) Toleranz einher geht. Dies ist jedoch aufgrund des begrenzten Datenmaterials natürlich nicht mehr als eine Vermutung.

13.3. Die Etablierten und die Außenseiter

Zum Schluss möchte ich kurz auf die von Dangschat (2000) gemachte Typisierung von Etablierten und Außenseitern eingehen (S. 201), bei der er sich auf die schon klassische Theorie von Elias/Scotson (1993, zit. in Dangschat 2000, S. 197) bezieht.

Elias/Scotson untersuchten Auseinandersetzungen zwischen einheimischen Gruppierungen und Zuwandernden, wobei das Unterscheidungskriterium nicht ethnische Zugehörigkeit, sondern „soziales Alter“, also die Wohndauer bzw. Aufenthaltsdauer in einem bestimmten Gebiet, darstellte. Das „soziale Alter“ wurde als Ausgangspunkt für die intensive Mobilisierung von Gruppenzugehörigkeit und -abgrenzung gegenüber den Zuwandernden

herangezogen, da die Zuwandernden eine potentielle Bedrohung der bisherigen „Figurationen“ darstellten.

Den Aufbau von „Gruppencharisma“, das sich in einem Stolz auf die eigenen gelebten Normen und das Funktionieren und Weiterbestehen einer „alteingesessenen“ Gemeinschaft stützte, begleitete der Versuch die Zuwanderergruppe unter dem Gesichtspunkt der „Gruppenschande“ wahrzunehmen und abzuqualifizieren. Dieser sozialpsychologische Mechanismus funktioniert durch eine Generalisierung von besonders negativen Verhaltensbeispielen einiger Mitglieder auf die gesamte Gruppe der „Außenseiter“ und durch eine Überhöhung der etablierten Gruppe durch Bezugnahme auf Mitglieder mit besonders positiven Eigenschaften.

Dieses Muster ist bei den Befragten, die ich eher traditionellen Milieus zuordnen würde, sehr deutlich geworden, viele ihrer Aussagen könnten auch unter dieser theoretischen Perspektive interpretiert werden.

Elias/Scotsons Studie untersuchte strukturell relativ gleich gestellte Gruppierungen, nach Dangschat (2000) sind Prozesse dieser Art bei einer strukturellen Schlechterstellung der Hinzuziehenden noch um Einiges schärfer. Er schlägt eine stärkere Ausdifferenzierung der „Etablierten“ und der „Außenseiter“ vor, da beide Gruppierungen von Auf- und Abstiegsprozessen betroffen sind. So teilt sich die „alteingesessene“ Bevölkerung in „voll Etablierte“, „zunehmend Etablierte“, „freiwillige Außenseiter“ und „ehemals Etablierte“. (Ebd., S. 201)

Die dem traditionellen Pol Zugeordneten sind m.E. mehrheitlich „ehemals Etablierte“ (wobei dies z.B. auch auf Herrn G zutrifft), deren Interpretationen von Integration (Migration als Bedrohung) – wie ich schon oben versucht habe genauer auszuführen – auf die der eher toleranteren „voll Etablierten“ treffen, die sich der Konfrontation mit den zuziehenden „Außenseitern“ entziehen können.

Die Befragten des „individualisierten“ Pols sind also vor allem „voll Etablierte“, „zunehmend Etablierte“ und im Fall von Herr/Frau I, die auch (leichte) Abgrenzungen zu anderen MigrantInnen vornahmen, „sich etablierende Außenseiter“.

Herr A und L, eher in der „Mitte“ des Individualisierungsspektrums angesiedelt, sind am ehesten zu den „nicht etablierten Außenseitern“ zu zählen, die nach Dangschat „zwischen ethnischen Welten“ pendeln und Generationskonflikten ausgesetzt sind (vgl. dazu die Aussagen von Herrn A und L oben).

Allgemein könnte man – als Verbindung zwischen der Etablierten-Außenseiter-Typisierung von Dangschat und der Milieutheorie – also die These aufstellen, dass vor allem von Abstiegsprozessen Betroffene „ehemals Etablierte“ – sog. „Modernisierungsverlierer“ – besonders auf ihr Vorrecht durch ihr „soziales Alter“ gegenüber neu Zuziehenden pochen, da sich diese in ihrer sozialen Positionierung bzw. (teilweise räumlich gebundenen) Identität durch die Zuwanderung und den sozialen Wandel viel stärker bedroht fühlen als die in „stabileren“ Verhältnissen, ortsunabhängiger sowie „individualisierter“ lebenden „Etablierten“.

Résumé

In der Interpretation wurden m.E. einige „Spaltungen“ entlang von Milieugrenzen in Form von Interpretationsmustern, Bedrohungs- und Entfremdungsgefühlen, Einstellungen zur Integrationspolitik, Ortsbindungen, Orientierungen und Orientierungsverlusten deutlich.

Ziel dieser Arbeit war, die Einstellungen aus der Lebenssituation und den Wertungen der Befragten heraus zu verstehen.²¹

Hinter den hier als „traditional“ bezeichneten Einstellungen stehen zum Teil sehr starke Verlust- und Desintegrationserfahrungen, die m.E. ernst genommen werden müssen (das Gefühl „im Stich gelassen“ und in der eigenen Wahrnehmung nicht respektiert zu werden, kam bei einigen Interviews zum Ausdruck), um der Tendenz einer zunehmenden Radikalisierung der Haltungen bestimmter Gruppen, die von Resignation und Rückzug begleitet ist, entgegen wirken zu können.

Die Auseinandersetzung mit Verlust- und Desintegrationserfahrungen bestimmter Milieus und Gruppierungen hat auch eine politische Dimension. So wird sie von „linken“ Parteien aus meiner Sicht nicht einmal ansatzweise wahrgenommen. Der Zulauf zu Parteien, die die Schuld an Desintegration und Verunsicherung einer Gruppe (meist diffus „den Ausländern“) zuschreiben - und so diese Desintegrationserfahrungen als Einzige explizit ansprechen - ist somit keineswegs verwunderlich.

In den ExpertInneninterviews wurde m.E. aber sehr deutlich, wie schwer es auf der anderen Seite ist, auf diese Interpretationen einzugehen bzw. in der Sozialarbeit damit umzugehen. Experte P hält es sogar für in der Praxis oft kontraproduktiv sich „zu sehr“ mit diesen „Fällen“ zu beschäftigen und dass es besser wäre die „Zufriedenen“ mehr sichtbar zu machen und zu Wort kommen zu lassen. Vor allem das nach Außen hin offensivere (und glaubwürdige) Vermitteln eines Gelingens von multiethnischem Zusammenleben ist m.E. ein überlegenswerter Ansatz, der von den meisten politischen Parteien aber nicht wahrgenommen oder nur oberflächlich dargebracht wird. Ein - sicher schon oft zu beobachtender - Effekt dieser Vernachlässigung kann sein, dass sich die „Deklassierten“ und „Desintegrierten“ in ihrer Wahrnehmung von Problemen mit Integration - die als Teil eines durch ökonomischen Konkurrenzdruck noch erschwert Annäherungsprozesses zweifelsohne bestehen - nicht ernst genommen fühlen. Dass die in einem Zusammenhang mit sozialem Abstieg und

²¹ Auch die Interpretation von eher fremdenfeindlichen Aussagen wurde immer vor diesem Hintergrund versucht, auch wenn dies für mich bedeutete, darauf zu achten mich immer wieder von eigenen Wertvorstellungen bezüglich Migration und Integration zu distanzieren und nicht unbewusst doch „Partei“ für eine Interpretationssicht zu ergreifen. Ich hoffe sehr, dass mir das in der Arbeit weitestgehend gelungen ist.

Desintegration stehenden Abwertungen von „fremd“ empfundenen Gruppen nur nicht von Seiten „alter“ traditionaler Milieus vorgenommen werden, zeigen die Wahlergebnisse der letzten Nationalratswahlen und die überproportionale Wahl von „rechten“ Parteien, insbesondere von WählerInnen unter 30. Junge Menschen sind ebenso von Desintegration und Verunsicherung betroffen, auch wenn sie diese vor einem anderen Hintergrund interpretieren als in einem „alten“ System Sozialisierte. Auch sie wenden sich zu den Parteien, die diese Gefühle am ehesten ansprechen.

Ebenso dürfen aber m.E. auch die Stadtpolitik bzw. die Hausverwaltung nicht aus ihrer Verantwortung entlassen werden, sowohl in baulicher (die Sanierung) als auch in sozialer Hinsicht (Auseinandersetzung mit den BewohnerInnen und kein „Abschieben“ ins Callcenter, mehr Kooperation mit sozialen Institutionen, Überdenken der Belegungspolitik und das Erarbeiten von konstruktiven Lösungen wie etwa die Unterstützung von funktionierenden Mieterbeiräten).

Auf der anderen Seite zeigen die Ergebnisse des Empirieteils, dass es ein großes „integratives“ Potential (in welchem Ausmaß sich dieses bewegt, lässt sich aufgrund der wenigen Interviews nicht schätzen) bei Menschen gibt, die sich – über „Herkunftsgrenzen“ hinweg - in vielen Einstellungen, z.B. zu Nachbarschaft, Konfliktverhalten, Zusammenleben mit Menschen anderer Herkunft, sehr ähnlich sind. Ebenso erwähnen Beck/Perry (2008) die oft nicht wahrgenommenen Ähnlichkeiten von deutschen und migrantischen Milieus in ihren Grundorientierungen. Auch in Hinsicht auf Desintegrationserfahrungen - von Arbeitslosigkeit und prekären Arbeitsverhältnissen sind MigrantInnen zwar tendenziell stärker, jedoch ebenso betroffen wie Teile der „österreichischen“ unteren Schicht - gibt es oft mehr Gemeinsames als Differenzen.

Dies ist sicher ein Potential, das nicht ausreichend genutzt wird, hier könnten z.B. auch Gebietsbetreuungen ansetzen. Das können diese aber nur, wenn ihnen genug Ressourcen zur Verfügung stehen, was, wie in den ExpertInneninterviews deutlich wurde, nicht im nötigen Ausmaß der Fall ist. Sie reichen knapp für Einzelfallbearbeitungen, die als „ein Fass ohne Boden“ beschrieben werden, und es kann daher kaum eine darüber hinaus gehende gemeinwesensarbeitsbezogene Richtung verfolgt werden. Die Arbeit der GBwohn scheint jedoch vor dem Hintergrund einer allgemeinen Unzufriedenheit, Verunsicherung und Abstiegsängsten, einer Verschlechterung des Integrationsklimas und der Integrationsmöglichkeiten sowie der wirksamen politischen Besetzung dieser Themen ausschließlich von rechtspopulistischen Parteien wie ein Tropfen auf dem heißen Stein.

Hier müssten aus meiner Sicht von zivilgesellschaftlichen Zusammenhängen oder der Politik ernsthafte Anstrengungen bezüglich einer Änderung des sozialen und politischen Klimas sowie der ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen unternommen werden, die über Milieugrenzen und politische Lager hinaus gehen. Anhut/Heitmeyer zeichnen hier etwa das Bild einer „reflexiven Stadtgesellschaft“, die sich „selbst als Ganzes zum Thema“ macht. (Anhut/Heitmeyer 2000, S. 566 ff.)

Wie Vester (1997) m.E. richtig schreibt, ist „Fremdheit“ und Ethnozentrismus in einer Großstadt eine schon immer da gewesene alltägliche Erfahrung, die keinesfalls nur auf herkunftsbedingten Unterschieden beruhen muss (sondern z.B. auch auf Milieuunterschieden, verschiedenen Lebensphasen, Berufswelten, Konfessionen usw.). Es sei nach Vester aber wichtig, diese Entfremdungsgefühle ernst zu nehmen und sich mit ihnen „über das Regelsystem der Institutionen, des Rechts und einer gemeinsamen politischen Kultur“ (Ebd., S. 170) konstruktiv auseinanderzusetzen. Er beruft sich dabei auf die historische Erfahrung der politischen Lagerbildungen, die schon früher Trennlinien zwischen Gruppen verschiedener Mentalitäten überbrücken konnten. Dazu seien jedoch gemeinsame Gegner und eine Integrationsideologie bzw. eine Interessengemeinschaft als „Bindemittel“ notwendig, „wie sie z.B. der Marxismus war, die katholische Soziallehre noch ist und die moderne Individualisierungsiedologie (...) durchaus noch werden könnte.“ (Ebd.)

Bei diesen Überlegungen ist im heutigen städtischen Zusammenleben auch zu akzeptieren, dass sozialräumlich gebundene, andauernde Gemeinschaftsbildungen aufgrund von Pluralisierung, Individualisierung und einer zunehmenden räumlichen Ungebundenheit (in physischer und emotionaler Hinsicht) erschwert werden oder nicht mehr erwünscht sind. Der Rückzug in die eigenen vier Wände ist auch ein Zeichen der Überforderung (von der städtischen Umwelt, der Berufswelt usw.) des Individuums, das nach Keim die letzte „Integrationsinstanz“ (Keim 1997, S. 281) sei. Daher sollte nicht immer nur – wie Dangschat m.E. richtig anmerkt – der Weg des gegenseitigen voneinander Lernens (eine Anforderung, der schon allein aufgrund der Diversität in einer Stadt kaum nachgekommen werden kann) als der einzige mögliche gesehen werden. Wo diese Formen der gegenseitigen Annäherung überfordern würden, ist zumindest ein respektvoller, distanzierter Umgang miteinander anzustreben, ein gemeinsames Arrangement durch ein „Leben in (nahezu) berührungslosen, aber zivilisierten Parallelwelten“ (Dangschat 2008, S. 129), dem eine prinzipielle wechselseitige Anerkennung und, so würde ich doch hinzufügen, eine prinzipielle „Durchlässigkeit“ zugrunde liegt.

Literatur

- Altman, I. / Low, S.M. (1992): *Place Attachment*. Plenum Press. New York.
- Anhut, R./Heitmeyer, W. (2000): *Desintegration, Konflikt und Ethnisierung. Eine Problemanalyse und theoretische Rahmenkonzeption*. In: Anhut, R./Heitmeyer, W. (Hg.) (2000): *Bedrohte Stadtgesellschaft. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen*. Juventa Verlag. Weinheim/München. S. 17-76.
- Anhut, R./Heitmeyer, W. (2000b): *Bedrohte Stadtgesellschaft. Diskussion von Forschungsergebnissen*. In: Anhut, R./Heitmeyer, W. (Hg.) (2000): *Bedrohte Stadtgesellschaft. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen*. Juventa Verlag. Weinheim/München. S. 551-569.
- Anhut, R. (2002): *Die Konflikttheorie der Desintegrationstheorie*. In: Bonacker, T.: (Hg.) : *Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien: eine Einführung*. Leske + Budrich Opladen. S. 381-407.
- Beck, S./Perry, T. (2008): *Studie Soziale Segregation – Nebeneinander und Miteinander in der Stadtgesellschaft*. In: vhw Forum Wohnungseigentum. Zeitschrift für Wohneigentum in der Stadtentwicklung und Immobilienwirtschaft (Berlin). Heft 3. Juni-Juli 2008. S. 115-122.
- Bohleber, W. (2002): *Identität*. In: Mertens, W./Waldvogel, B. (Hg.) (2002): *Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe*. Verlag W. Kohlhammer. Stuttgart. S. 328-331.
- Bourdieu, P. (1982): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Suhrkamp. Frankfurt/M.
- Bourdieu, P. (1987): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Suhrkamp. Frankfurt/M.
- Bourdieu P. (1991): *Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum*. In: Wentz, M. (1991) (Hg.): *Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen*. Bd. 2. Campus. Frankfurt/M.-New York. S. 25-34.
- Bourdieu, P. (2003): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Suhrkamp. Frankfurt/M.
- Castells, M. (1999): *The information age: economy, society and culture. The rise of the network society*. Blackwell. Cambridge, Mass. [u.a.]
- Cross, J.E. (2001): *What is "Sense of Place"?* (Archives of the Twelfth Headwaters Conference, November 2-4, 2001) http://www.western.edu/headwaters/archives/headwaters12_papers/cross_paper.html (Stand: 5.11.2008)
- Cross, J.E. (2003): *Conceptualizing Community Attachment*. <http://www.ruralsociology.org/annual-meeting/2003/CrossJennifer.pdf> (Stand: 5.11.2008)
- Cuba, L./ Hummon D.M. (1993): *A Place To Call Home: Identification with Dwelling*. In: *Sociological Quarterly*. Bd. 34, Heft 11. Blackwell. S. 111-131.
- Dangschat, J.S. (1994): *Lebensstile in der Stadt. Raumbezug und konkreter Ort von Lebensstilen und Lebensstilisierungen*. In: Blasius, J./ Dangschat, J.S (Hrsg.) (1994): *Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden*. Leske + Budrich. Opladen. S. 335-354.
- Dangschat, J.S. (1998): *Warum ziehen sich Gegensätze nicht an? Zu einer Mehrebenen-Theorie ethischer und rassistischer Konflikte um den städtischen Raum*. In: Heitmeyer, W./Dollase, R./Backes, O. (1998): *Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben*. Suhrkamp. Frankfurt/M. S. 21-96.
- Dangschat, J.S. (2007a): *Raumkonzept zwischen struktureller Produktion und individueller Konstruktion*. In: Institut für Ethnologie der Universität Hamburg (Hg.): *Ethnoscripts*. Jg. 9, Heft 1. Universität Hamburg. Hamburg.

Dangschat, J. S. (2007b): *Soziale Ungleichheit, gesellschaftlicher Raum und Segregation*. In: Dangschat J. S./Hamedinger, A. (Hg.): *Lebensstile. soziale Lagen und Siedlungsstrukturen*. Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL). Hannover. S. 21-51.

Dangschat, J.S./Hamedinger, A. (2007): *Lebensstile, soziale Lagen und Siedlungsstrukturen – Einführung*. In: Dangschat J. S./Hamedinger, A. (Hg.): *Lebensstile. soziale Lagen und Siedlungsstrukturen*. Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL). Hannover. S. 2-20.

Dangschat, J. S. (2008): *Segregationsforschung – quo vadis?* In: vhw Forum Wohnungseigentum. Zeitschrift für Wohneigentum in der Stadtentwicklung und Immobilienwirtschaft (Berlin). Heft 3. Juni-Juli 2008. S. 126-130.

Deinet, U. (1999): *Sozialräumliche Jugendarbeit. Eine praxisbezogene Anleitung zur Konzeptentwicklung in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit*. Opladen.

Deinet, U./Reutlinger, C. (2005): Aneignung. In: Kessl, F./Reutlinger, C./Maurer, S. (2005): *Handbuch Sozialraum*. VS-Verlag. Wiesbaden. S. 295-311.

Flaig, B.B./Meyer, Th./Ueltzhöffer, J. et al (1993): *Alltagsästhetik und politische Kultur*. Bonn.

Fried, M. (2000): *Continuities and discontinuities of place*. Journal of Environmental Psychology, Bd. 20, Heft 3, S. 193-205.

Foucault, M. (1991): *Andere Räume*. In: Wentz, M. (1991) (Hg.): *Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen*. Bd. 2. Campus. Frankfurt/M.-New York. S. 65-72.

Foucault (1994): *Überwachen und Strafen*. Die Geburt des Gefängnisses. Suhrkamp. Frankfurt/M.

Gebhardt, H. / Schweizer, G. (Hg.) (1995): *Zuhause in der Großstadt. Ortsbindung und räumliche Identifikation im Verdichtungsraum*. Kölner Geographische Arbeiten. Heft 61. Geographisches Institut der Universität zu Köln. Köln.

Göschel, A. (1987): *Lokale Identität: Hypothesen und Befunde über Stadtteilbindungen in Großstädten*. In: Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung (Hg.) (1987): *Lokale Identität und lokale Identifikation*. Selbstverl. d. Bundesforschungsanst. für Landeskunde u. Raumordnung. Bonn. Heft 3. S. 91-107.

Grathoff, R. (1995): *Milieu und Lebenswelt. Einführung in die phänomenologische Soziologie und die sozial-phänomenologische Forschung*. Suhrkamp. Frankfurt/M.

Graumann, C. F./ Kruse, L. (1978): *Sozialpsychologie des Raumes und der Bewegung*. In: Hammerich, K. / Klein, M. (1978): Materialien zur Soziologie des Alltags. Westdeutscher Verlag. Opladen. S. 176-219.

Graumann, C.F. (1990a): *Der phänomenologische Ansatz in der ökologischen Psychologie*. In: Kruse, L., Graumann, C.F., Lantermann, E. (1990): *Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen*. Psychologie Verlags Union. München. S. 97-104.

Graumann, C.F. (1990b): Aneignung. In: Kruse, L., Graumann, C.F., Lantermann, E. (1990): *Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen*. Psychologie Verlags Union. München. S. 124-138.

Harvey, D. (1990): *The Condition of Postmodernity*. Blackwell. Cambridge/Oxford.

Häußermann, H. (2007): *Effekte der Segregation*. In: vhw Forum Wohnungseigentum. Zeitschrift für Wohneigentum in der Stadtentwicklung und Immobilienwirtschaft (Berlin). Heft 5. Okt.-Nov. 2007. S. 234-240.

Häußermann, H. (2008): *Segregation in der Stadt – Befürchtungen und Tatsachen*. In: vhw Forum Wohnungseigentum. Zeitschrift für Wohneigentum in der Stadtentwicklung und Immobilienwirtschaft (Berlin). Heft 3. Juni-Juli 2008. S. 123-125.

Hanhörster, H./Mölder, M. (2000): *Konflikt- und Integrationsräume im Wohnbereich*. In: Anhut, R./Heitmeyer, W. (Hg.) (2000): Bedrohte Stadtgesellschaft. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen. Juventa Verlag. Weinheim/München. S. 347-400.

Heitmeyer, W. (1997): *Gesellschaftliche Integration, Anomie und ethnisch-kulturelle Konflikte*. In: Heitmeyer, W. (1997): Was treibt die Gesellschaft auseinander? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft. Band 1. Suhrkamp. Frankfurt/M. S. 629-658.

Hidalgo, M.C. / Hernandez, B. (2001): *Place attachment: conceptual and empirical questions*. Journal of Environmental Psychology, 21, S. 273-281.

Hummon, D.M., (1992): *Community attachment: local sentiment and sense of place*. In: Altman, I. / Low, S.M. (Hg.): Place Attachment. Plenum Press. New York. S. 253-278

Husserl, E. (1962): *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie*. Hua IV. Den Haag. (1. Auflage 1936)

Kelle, U./Kluge, S. (1999): *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. Leske+Budrich. Opladen.

Keim, K. D. (1997): *Vom Zerfall des Urbanen*. In: Heitmeyer, W. (1997): Was treibt die Gesellschaft auseinander? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft. Band 1. Suhrkamp. Frankfurt/M. S. 245-286.

Kraus, B. (2007): *Lebenswelt und Lebensweltorientierung – eine begriffliche Revision als Angebot an eine systemisch-konstruktivistische Sozialarbeitswissenschaft*. In: Portal Sozialarbeitswissenschaft. <http://www.webnetwork-nordwest.de/dokumente/Lebensweltorientierung.pdf> (Stand: 5.11.2008)

Kreckel (1992): *Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit*. Suhrkamp. Frankfurt/M.-New York.

Kuckartz, U. (2005): *Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten*. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden.

Läpple, D. (1991): *Gesellschaftszentriertes Raumkonzept*. In: Wentz, M. (Hg.) (1991): Stadt-Räume. Campus. Die Zukunft des Städtischen. Bd. 2. Frankfurt/M.-New York. S. 35-46.

Lalli, M. (1988): *Ortsbezogene Identität als Forschungsproblem der Psychologie*. In: Aufhauser, E. (Hg.): Regionalwissenschaftliche Forschung - Fragestellungen einer empirischen Disziplin. Beiträge zur 3. Tagung für Regionalforschung und Geographie, Zell am Moos, 12. - 15. Oktober. S. 426-438.

Leontjew, A.N. (1973): Problem der Entwicklung des Psychischen. Frankfurt/Main.

Löw, M. (2005): *Raumsoziologie*. Suhrkamp. Frankfurt/M.

Löw, M./Sturm, G. (2005): *Raumsoziologie*. S. 28-48, Kessl, F./Reutlinger, C./Maurer, S. (2005): *Handbuch Sozialraum*. VS-Verlag. Wiesbaden.

Luhmann, Niklas (1997): *Die Weltgesellschaft*. In: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt/Main. Suhrkamp. S. 145-171.

Lynch, K. (1989): *Das Bild der Stadt*. Vieweg. Braunschweig [u.a].

Matthiesen, U. (Hg.) (1998): *Die Räume der Milieus. Neue Tendenzen in der sozial- und raumwissenschaftlichen Milieuforschung, in der Stadt- und Raumplanung*. Ed. Sigma. Berlin.

Manderscheid, K. (2004): *Milieu, Urbanität und Raum. Soziale Prägung und Wirkung städtebaulicher Leitbilder und gebauter Räume*. VS Verlag. Wiesbaden.

Noller, P. (1999): *Globalisierung, Stadträume und Lebensstile. Kulturelle und lokale Repräsentationen des globalen Raums*. Leske + Budrich. Opladen.

Proshansky, H. M. / Fabian, K. / Kaminoff, R. (1983): *Place-identity: Physical world socialization of the self*. Journal of Environmental Psychology, 3. S. 57 – 83.

Riege, M./Schubert, H. (Hg.) (2002): *Sozialraumanalyse. Grundlagen-Methoden-Praxis*. Leske + Budrich. Opladen.

Relph, E. (1976): *Place and Placelessness*. Pion. London.

Reuber, Paul (1993): *Heimat in der Großstadt*. Kölner Geographische Arbeiten. Heft 58. Geographisches Institut der Universität zu Köln. Köln.

Rohland, P. (2007): *Integration der Migranten in die Stadtgesellschaft – der Beitrag des vhw*. In: vhw Forum Wohnungseigentum. Zeitschrift für Wohneigentum in der Stadtentwicklung und Immobilienwirtschaft (Berlin). Heft 5. Okt.-Nov. 2007. S. 226-229.

Sachs, Klaus (1993): *Ortsbindung von Ausländern. Eine sozialgeographische Untersuchung zur Bedeutung der Großstadt als Heimatraum für ausländische Arbeitnehmer am Beispiel von Köln*. Kölner Geographische Arbeiten. Heft 60. Geographisches Institut der Universität zu Köln. Köln.

Schröder, H./Conrads, J./Testrot, A./Ulbrich-Hermann, M. (2000): *Ursachen interethnischer Konfliktpotentiale. Ergebnisse einer Bevölkerungsbefragung von deutscher Mehrheitsbevölkerung und türkischer Minderheit*. In: Anhut, R./Heitmeyer, W. (Hg.) (2000): *Bedrohte Stadtgesellschaft. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen*. Juventa Verlag. Weinheim/München. S. 101-198.

Schütz, A. (1974): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp

Schütz, A.; Luckmann, T. (1991): *Strukturen der Lebenswelt*. Vol. 1-2 Frankfurt a.M.: Suhrkamp. (1. Auflage 1975/1984)

Sinus Sociovision (2008): *Sinus-Milieus in Österreich. Soziale Lage und Grundorientierung*. <http://www.sinus-sociovision.de/2/bl-2-3-5-1.htm> (Stand: 27.9.2008)

Seidler, G.H. (2002): *Identifizierung*. In: Mertens, W./Waldvogel, B. (Hg.) (2002): *Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe*. Verlag W. Kohlhammer. Stuttgart. S. 325-327.

Statistik Austria (2003): Volkszählung 2001, Hauptergebnisse I – Wien. Erscheinungsdatum: 3/2003. http://www.statistik.at/web_de/dynamic/statistiken/bevoelkerung/volkszaehlungen/bevoelkerung_nach_demografischen_merkmalen/publikationen?id=2&webcat=34&nodeId=181&frag=3&listid=34 (Stand: 5.11.2008)

Statistik Austria (2004): Volkszählung 2001, Hauptergebnisse II – Wien. Erscheinungsdatum: 12/2004. http://www.statistik.at/web_de/dynamic/statistiken/bevoelkerung/volkszaehlungen/bevoelkerung_nach_sozio-oekonomischen_merkmalen/publikationen?id=2&webcat=36&nodeId=183&frag=3&listid=36 (Stand: 5.11.2008)

Statistisches Zentralamt (1993): Volkszählung 1991. Hauptergebnisse I, Wien. (Beiträge zur österreichischen Statistik). Bd. 9. Wien.

Statistisches Zentralamt (1995): Volkszählung 1991. Hauptergebnisse II, Wien. (Beiträge zur österreichischen Statistik). Bd. 9. Wien.

Tuan, Y. (1976): *Topophilia*. Prentice Hall. Englewood Cliffs, New Jersey.

Twigger-Ross, C.L. / Uzzell, D.L. (1996): *Place and Identity Processes*. In: Journal of Environmental Psychology 16, S. 205-220.

Vester, M. (1997): *Kapitalistische Modernisierung und gesellschaftliche (Des-)Integration. Kulturelle und soziale Ungleichheit als Problem von „Milieus“ und „Eliten“*. In: Heitmeyer, W. (1997): Was hält die Gesellschaft zusammen? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft. Band 2. Suhrkamp. Frankfurt/M. S. 113-148.

Vester, M./von Oertzen, P./Geiling, H./Hermann, T./ Müller, D. (2001): *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Suhrkamp. Frankfurt/M.

Weichhart, P. (1990): *Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation*. Steiner. Stuttgart.

Wenninger, G. (Hg.) (2001): Lexikon der Psychologie: in fünf Bänden. F bis L. Bd. 2. Spektrum. Heidelberg.

Zeiher, H. (1983): *Die vielen Räume der Kinder. Zum Wandel räumlicher Lebensbedingungen seit 1945*. In: Preuss-Lausitz et al. (Hg.) (1983): Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Berlin. S. 176-195.

Anhang

Leitfaden für BewohnerInneninterviews²²

Seit wann wohnen Sie in diesem GB/im 2./in Wien/Österreich?

Zu **wieviel**t wohnen Sie hier und mit wem wohnen Sie hier?

Haben Sie **Kinder**? Wenn ja: Wie viele? Wie alt sind sie? Sind sie hier aufgewachsen?

Sind Ihre **Eltern in Österreich** geboren?

Wenn nein: Wo?

Sind Sie in Ö aufgewachsen? Haben Sie die österreichische **Staatsbürgerschaft**?

Wo haben Sie davor gewohnt- welche waren da so die wichtigsten **Stationen**? Für wie lange?

Warum sind Sie hier her gezogen? (Seit wann sind Sie *Hausbesorger*? Aus welchen Gründen haben Sie sich für diese Arbeit entschieden und wie sind Sie dazu gekommen?)

Wie würden Sie die **Lebensphase**, in der Sie gerade sind, beschreiben? Was ist gerade **wichtig** für Sie (z.B. beruflich oder privat)? Und welche Rolle spielt diese **Wohnung** hier dabei?

Möchten Sie hier **noch lange** wohnen bleiben?

Nein: Planen Sie einen Umzug? (Warum?/Wann?/Wohin?)

[evt. Aus welchen Gründen sind Sie noch nicht weggezogen?]

Welchen Ort würden Sie als Heimat bezeichnen? Warum dieser und kein anderer? **Was macht ihn dazu?**

Wie würden Sie jemandem, der nicht von hier ist, die Umgebung, in der Sie leben, und das Leben hier beschreiben? Was ist das Besondere?

Wie würden Sie die **Leute**, die hier wohnen, beschreiben? Welche Gruppen gibt es? Wo halten die sich vor allem auf? (**Treffpunkte**?)

Denken Sie einmal an ihren Alltag. Nennen Sie mir bitte **Orte, an denen Sie sich im Alltag sehr oft aufhalten und die Ihnen da spontan einfallen**.

Wo sind diese Orte ungefähr auf den Karten?/Wie **groß** sind sie?

Beschreiben Sie bitte diese Orte. Wie sieht es dort aus?

Was **tun** Sie dort?

²² Die Leitfäden für den Hausbesorger und die ExpertInnen waren jeweils auf die InterviewpartnerInnen bzw. deren Aufgabengebiete abgestimmt.

Zu welchen **Tageszeiten** sind Sie dort? Wie **oft** in der Woche/am Tag?

Treffen Sie dort **andere Menschen**? Falls ja, wie regelmäßig? Was tun Sie dort mit ihnen?

Fühlen Sie sich dort **wohl**?

Gibt es Orte **außerhalb** Ihrer Wohnung, an denen Sie sich mit anderen Menschen **treffen**?

Was **tun** Sie dort? Sind Sie **Mitglied** in einem Verein/Gruppe?

An welchen Orten halten Sie sich **besonders gerne** auf bzw. wo fühlen Sie sich sehr **wohl**?

Warum? Was ist das Besondere?/ Welche Leute sind dort?

Gibt es Orte in der Umgebung, die Sie **sehr schön** finden? Also z.B. landschaftlich, die Aussicht oder architektonisch? *Beschreiben/welche Leute/Was*

Gibt es im GB und im Grätzl besondere Orte, die auch etwas von seiner **Geschichte** erzählen?

Wenn ja, sind diese Orte **wichtig** für Sie?

Gibt es Orte in der Umgebung, an denen Sie sich **nicht sicher / nicht wohl** fühlen?

Warum gerade diese? Beschreiben? Welche Leute dort normalerweise?

Was würden Sie an diesen Orten (bzw. Leuten, die dort sind) **verändern**, wenn Sie könnten?

Gibt es Orte, die Sie **nicht schön** finden? *Was gefällt Ihnen an diesen Orten nicht?/Was verändern?*

Wie ist es für Sie hier zu leben? Was ist gut daran und was weniger?

Wie funktioniert denn Ihrer Meinung nach **das Zusammenleben im GB/Grätzl/Bezirk?**

Nachfrage: Zusammenleben von BewohnerInnen mit verschiedener *Herkunft/von Jung und Alt?*

Wie haben sich der **Stadtteil bzw. GB und das Zusammenleben** Ihrer Meinung nach **in den letzten 10 Jahren verändert?** [bzw. seit Sie hier eingezogen sind]

Wie *finden* Sie das?

Haben Sie persönlichen Kontakt zu Ihren Nachbarn oder anderen BewohnerInnen?

Wie *sieht* dieser Kontakt aus? (Art, regelmäßig?)

Wo treffen Sie sich?

Und wie verstehen Sie sich so mit den anderen BewohnerInnen?

Haben Sie auch Kontakt zu BewohnerInnen **anderer Herkunft?**

Wie *sieht* der Kontakt aus (regelmäßig, Orte, Aktivitäten)?

Wenn nein, *woran könnte das liegen?*

Kennen Sie **Kinder bzw. Jugendliche** im GB persönlich?

Wie *sieht* da der Kontakt aus?

Gibt es auch Leute, mit denen es eher **schwierig ist ins Gespräch** zu kommen? *Warum?*

Gibt es auch bestimmte Leute, denen Sie **lieber aus dem Weg** gehen? *Warum?*

Gibt es hin und wieder Konflikte zwischen verschiedenen Gruppen oder BewohnerInnen? Wenn ja, welche?

Wie werden Ihren Beobachtungen nach Konflikte **meistens gelöst**?

Haben Sie auch selbst schon mal einen **Konflikt** mit Nachbarn oder anderen BewohnerInnen gehabt?

Haben Sie diese Konflikte **lösen** können und wenn ja, wie?

Würden Sie es begrüßen, wenn sich die MieterInnen im GB untereinander mehr **organisieren** oder halten Sie das für nicht notwendig/gut?

Wenn ja: Zu welchem *Zweck*/was soll gemeinsam gemacht werden?

Wenn nein: Warum? Wo sehen Sie hier *Probleme*? Woran könnte das *scheitern*?

Was bekommen Sie denn hier so von der **Bezirkspolitik** mit? Wie finden Sie die Arbeit der BezirkspolitikerInnen? Sollte etwas anders gemacht werden?

Wenn Sie an die **Zukunft** denken, an Ihre **eigene** und auch an die von Ihrem **Wohnort**, was fällt Ihnen da spontan ein?

Wie wird die **Entwicklung** Ihrem **Gefühl nach weiter gehen**?

Wie schätzen Sie denn **ganz allgemein das Zusammenleben von Menschen mit verschiedener Herkunft** in Österreich ein? Funktioniert das gut oder sehen Sie da auch Probleme?

Was würden Sie sich **wünschen, wenn Sie den GB/den Stadtteil so verändern könnten, wie Sie es möchten?**

Wie sollte es aussehen, wie sollte das Zusammenleben sein?

Welche **Ausbildung** haben Sie?

Welchen **Beruf** erlernt?

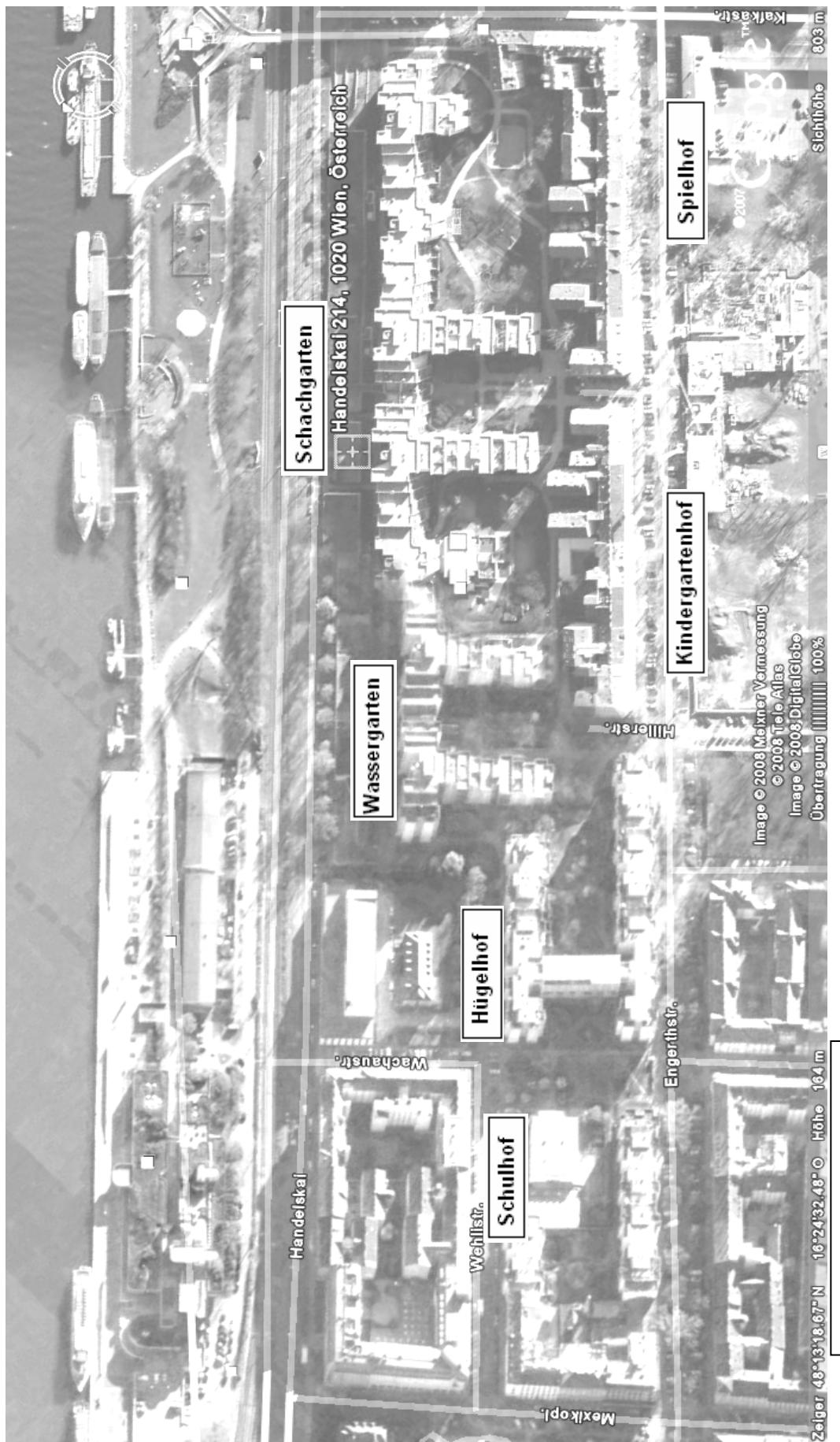
Üben Sie zur Zeit einen Beruf aus?

Wenn ja: Sind Sie mit Ihrem **Beruf zufrieden**? Würden Sie lieber etwas anderes machen, wenn Sie könnten? Was?

Nein: Sind Sie mit der **Situation zufrieden**?

Frage nach **Einkommen** (Kategorien)

Geburtsjahr



Lebenslauf

Persönliche Angaben

Name: Michaela Leitner
Geburtstag und -ort: 7. 8. 1982; A-7400 Oberwart, Österreich
Emailadresse: michi_leitner@gmx.at

Ausbildung

1988 – 1992 *Volksschule Oberwart*
1992 – 2000 *BG/BRG Oberschützen*
Besuch des Sprachenzweigs (Französisch ab der 4. Klasse)
ab 2000 *Studium der Soziologie und Philosophie* an der Universität Wien.
Beendigung des ersten Abschnitts im Wintersemester 2002/03. Schwerpunkte in Soziologie sind die Stadt- und die Kultursoziologie, in Philosophie die Sozialphilosophie.

Studienrelevante Auslandsaufenthalte und Berufserfahrungen

2002 Interviewerin im *Institut für empirische Sozialforschung* (IFES) in Wien
2003 Sechswöchiges Praktikum im *Institut für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung* (IFF) in Wien
2004 Transkription von ExpertInneninterviews für die *Paul Lazarsfeld Gesellschaft*
2004/5 Sechsmonatiger Erasmus-Studienaufenthalt an der *Universität Helsinki*
Juli-Oktober 2006 Praktikum im *Grätzelmanagement* Wallensteinplatz
Sommer 2006 Koautorin eines Buchbeitrags zur sozialen Ungleichheit im Bildungssystem in: Erler, I. (Hg.) (2007): *Keine Chance für Lisa Simpson? Soziale Ungleichheit im Bildungssystem*. Buchreihe der ÖH Uni Wien, Bd. 2. Mandelbaum-Verlag. Wien.
Jänner – April 2007 Interviewtätigkeit für die *Universität für Bodenkultur* in Wien (Institut für Verkehrswesen)
Oktober 2006 – Oktober 2008 (projektbezogen) Mitorganisation des „*Spritsparwettbewerbs*“ 2007 und 2008, Interviewtätigkeit und Dateneingabe/-auswertung für *Praschl Motiv- und Mobilitätsforschung*
Oktober 2007 – Februar 2008 Wissenschaftliche Mitarbeiterin (Führen von Interviews, Interpretation) der Studie „*Soziale Innovation in Unternehmen*“ durchgeführt im Auftrag der *Unruhe Privatstiftung* am *Zentrum für Soziale Innovation* (ZSI)